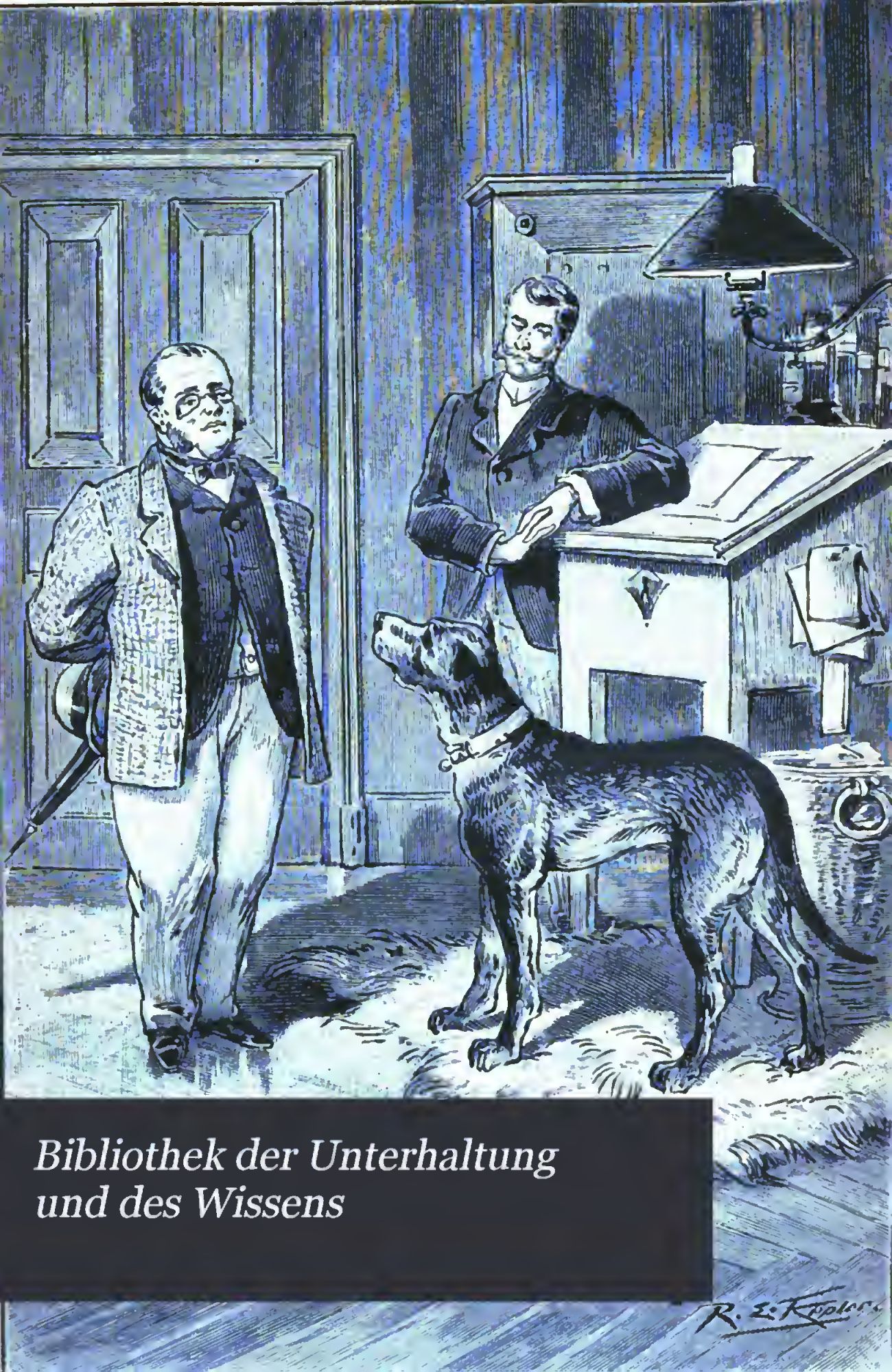


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

MAX BÜRK

haft

al.

ien

gender

llbilder.

gemein-
eutschen
ng des
ausbuch

en eine
zcke zu

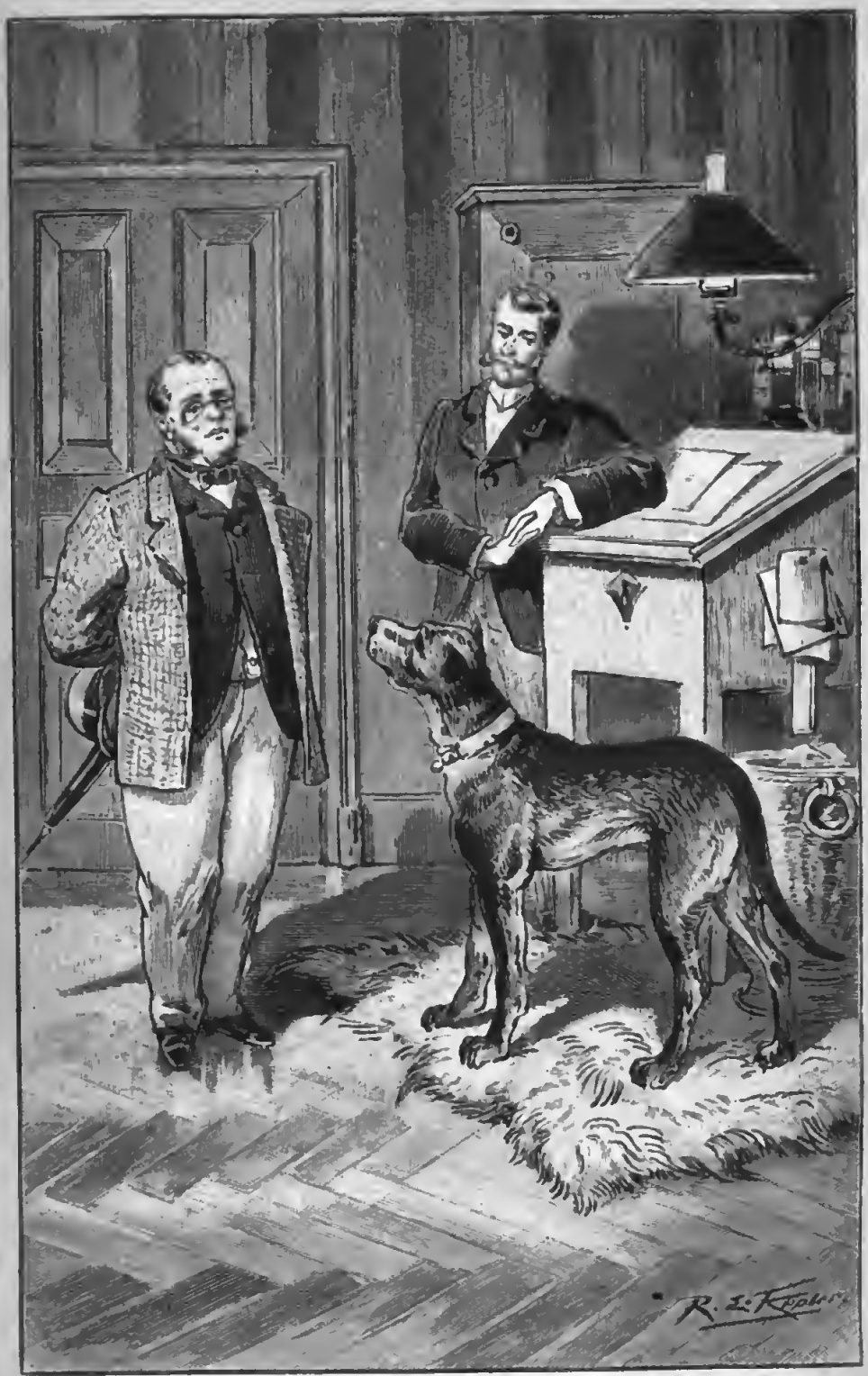
Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen an; wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die Verlagshandlung.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google



Zu der Novelle „Aus dem Papierkorb“ von Gerd Harmstorf. (S. 84)
Originalzeichnung von R. E. Kepler.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.

Neunter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275410A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Getilgte Schuld. Roman von Johannes Emmer (Fortsetzung) 7

Aus dem Papierkorb. Novelle von Gerd Harmstorf . 66
Mit Illustrationen von R. E. Kepler.

Eine Nothlüge. Aus den Erinnerungen eines Gefängnißgeistlichen. Mitgetheilt von Richard March . . . 133

Ein Ausflug in's Riesengebirge. Wanderbilder von Fr. Berg 155
Mit 17 Illustrationen.

Der Roman eines Kindes. Ein Stück venetianischer Diplomatie. Erzählt von J. v. Ettmüller 176

Leben und Pflege der Honigbiene. Naturwissenschaftliche Skizze von Professor Dr. W. Heß . . . 193
Mit 12 Illustrationen.

Die Geschichte des Fernsprechers. Technologischer Rückblick von Max Elmfeld 208
Mit 10 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Die verhängnißvolle Pelzmütze 228

Ein Treibhaus im Zimmer ꝛc. 234
Mit Illustration.

Seite

Dreihundert Pfund für eine Cigarre 236
Wie Menschen sterben 237
Eine postalische Verfügung Friedrich's des Großen . 238
Der beste Lampenputzer 239
Billige Zeiten 239
Seltsames Testament 240
Gut parirt 240

Getilgte Schuld.

Roman

von

Johannes Emmer.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Elftes Kapitel.

„Bailer! Fräulein Snyders hat mir mitgetheilt, sie würde Sie morgen zum Diner einladen. Haben Sie die Einladung schon erhalten?"

„Nein, Herr Rittmeister."

„So! Nun, ich wollte der Dame den Wunsch nicht abschlagen, und Sie werden Urlaub erhalten. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie aber ein= für allemal warnen, unsere Güte zu mißbrauchen. Ich sage Ihnen offen, daß wir Sie im Verdacht haben, mit Hilfe der Dame sich dem Dienste entziehen zu wollen. Ich rathe Ihnen, jeden derartigen Versuch zu unterlassen; die vollste Strenge des Gesetzes würde unnachsichtlich angewendet werden."

„Ich gebe mein Ehrenwort —"

„Na, mit dem Ehrenwort lassen wir es 'mal sein," fiel der Rittmeister ihm geringschätzig in's Wort; „mir gegenüber brauchen Sie nicht den Kavalier zu spielen." —

Die angekündigte Einladung traf richtig ein. Eine Ablehnung derselben war, ohne sich einer groben Unhöflich-

keit ſchuldig zu machen, jetzt unmöglich, nachdem der Schwadronschef den Urlaub im Voraus zugeſichert hatte. So trat denn Pailer zur beſtimmten Stunde den Gang nach der Villa an.

„Wie danke ich Ihnen, Mr. Pailer, daß Sie kommen. Ich befürchtete ſchon, Sie würden mir ſo ſehr zürnen, daß Sie nicht einmal meine Entſchuldigungen hören wollten.“ Mit dieſen Worten empfing Miß Snyders den Beſucher, dem ſie beide Hände entgegenſtreckte.

„Ich ſollte Ihnen zürnen, Miß Snyders?“ verſetzte er höflich. „Und welche Entſchuldigungen ſoll ich hören?“

„O, Mr. Pailer, ſpotten Sie doch nicht. Ich bin ſehr unglücklich, daß Sie durch meine Schuld in dieſe Lage gekommen ſind. Wenn ich dies vorausgeſehen hätte! Dieſe häßliche Kleidung —“

„Verzeihen Sie, Miß, häßlich? Das kann doch wohl Ihr Ernſt nicht ſein. Ich denke, die Uniform ſteht mir ganz gut.“ Er reckte ſich auf, daß ſeine markige Geſtalt voll zur Geltung kam.

„Sie ſcherzen noch? Ich dachte, Sie müßten in verzweifelter Stimmung ſein.“

„Sie haben noch kein wirkliches Unglück erlebt, und nie erfahren, welch' düſtere Seiten das Leben hat, ſonſt würden Sie meine Lage nicht ſo beklagenswerth finden. Was iſt weiter daran? Ich habe einige Jahre dieſe Kleidung, welche Sie häßlich nennen, zu tragen und mich dem Willen Anderer zu fügen. Müßte ich letzteres nicht auch thun, wenn ich noch im Komptoir von Mr. Snyders ſäße?“

Sie ſtanden einander noch immer gegenüber, jetzt erſt lud Miß Snyders den Beſucher ein, ſich zu ſetzen.

„Ich kann mir nicht denken, daß Sie jetzt glücklich ſind.“

„War ich es denn früher? Was heißt glücklich? Jeder verſteht etwas Anderes darunter. Glauben Sie mir, die

beſte Methode des Lebens iſt: gleichgiltig zu ſein gegen Alles."

„Das iſt Ihre Methode?"

„Ich verſuche wenigſtens, nach derſelben zu handeln. Ich will die Schickſale, welche mich treffen, ſo betrachten, als ob ſie irgend einen Dritten beträfen, und nun ruhig zuſehen, wie ſich die Dinge weiter entwickeln."

„Das iſt eine traurige Philoſophie, Mr. Pailer."

„Es iſt die Philoſophie eines Mannes, der ein Leben durchlebt hat, und — klug geworden iſt. Ich wünſche nicht, dieſe Lebensweisheit Ihnen zu empfehlen; Sie dürfen noch einer anderen huldigen und ſagen: die Welt iſt ein Garten, deſſen Blumen für mich beſtimmt ſind."

Miß Snyders ſchüttelte den Kopf. „Sie denken gering von mir, indem Sie mir ſagen, ich ſolle von dem Leben nichts anderes verlangen, als heiteren Genuß."

„Durchaus nicht, mein Fräulein. Sie haben wohl gehört, daß es in der Welt auch Leid und Schuld und Elend gibt, aber Sie haben es noch nicht erfahren. Darum kann Ihre Weltanſchauung eine heitere ſein. Wenn Sie milde urtheilen über Jene, welche mühſelig im Schatten des Unglücks wandeln, und nicht ſtolz den Mann oder das Weib verdammen, die auf ihrem dunkeln Pfade ſtraucheln, ſo haben Sie damit genug gethan. — Doch verzeihen Sie, Miß Snyders, daß ich mit derartigen Geſprächen Sie langweile. Sie ſagten vorhin etwas von Entſchuldigungen, nicht ſo?"

„Sie verlangen alſo doch eine Rechtfertigung von mir, Mr. Pailer!"

„O, man fordert niemals, daß eine Dame ihr Thun rechtfertige," erwiederte er lächelnd.

„Weshalb nicht?"

„Weil Damen immer die beſten Gründe für ihr Han-

deln haben; nur verstehen Andere sie nicht immer; doch das ist eben die Schuld der Anderen."

„Ihr Spott zeugt dafür, daß Sie von den Frauen gering denken."

„Sicher nicht; ich stelle sie vielmehr so hoch, daß ich niemals etwas Schlimmes von ihnen voraussetze. Ich nehme an, bei Allem, was die Frauen thun, und sei es anscheinend auch Schlimmes, ist der letzte Grund ein guter, um dessen willen man Alles verzeihen muß. Sie wollen immer irgend Jemand etwas Gutes erweisen, und wenn sie dabei Anderen Böses zufügen, so geschieht es eben, weil sie nur auf das Ziel und nicht auf den Weg achten."

„Sie nehmen also auch an, daß die Unannehmlichkeiten, in welche Sie durch mich geriethen, einem solchen Grunde entstammen."

„Ich bin dessen sicher, und deshalb bedürfen Sie keiner Rechtfertigung."

„Wenn ich aber nun gestehe, daß es blos Laune oder Eigenwille war, was mich veranlaßte, Sie zu der Reise nach Deutschland zu zwingen — was dann? Ich war ärgerlich über Ihre Weigerung, mich zu begleiten, und wollte zeigen, daß ich meinen Willen um jeden Preis durchsetze."

„Dennoch behaupte ich, daß der letzte Grund ein solcher war, daß ich — wenn ich denselben kennen würde — Alles verzeihen müßte."

„Sie wollen diesen Grund nicht kennen?"

„Es ist überflüssig, da ich überzeugt bin, daß er der beste war."

Schlag auf Schlag waren die Wechselreden gefolgt, jetzt trat eine Pause ein; das lebhafte Wortgefecht war zum Stillstand gekommen. Miß Snyders hatte von dem Tischchen einen Fächer genommen, den sie zwischen ihren Fingern drehte, der Ulan hatte die Hände auf den Knauf

seines Säbels gelegt und betrachtete die junge Dame. Sie sah entzückender aus als je; und Pailer gestand sich, daß er nie ein so vollendet harmonisches Bild vor Augen gehabt habe, als in diesem Augenblick. Miß Snyders liebte einfache Gewandung, weil sie sich bewußt war, daß Pracht und Putz nur den Reiz ihrer Schönheit beeinträchtigen würde. Schmiegsamer und weicher Wollenstoff, gelblichweiß mit breiten erdbeerfarbenen Längsstreifen, bildete den Rock; über die Schultern liefen faltige gekreuzte Schärpen in hellem Weiß, welche an der Seite sich in einer breiten Schleife vereinigten; aus dichtem Spitzengewebe waren die Aermel, welche den halben Vorderarm frei ließen. Die Blicke des Mannes glitten von den Fußspitzen, die in gelbbraunen Pantöffelchen staken, über die Fülle von weißen Tönen hinauf bis zu dem Haupte, das eine goldene Krone zu tragen schien, von der Licht ausging, während es wie Dämmerschatten auf dem ruhigen Antlitz lag.

Mit gesenkten Wimpern sah das Mädchen vor sich hin, aber es fühlte die Blicke, welche es trafen, unter deren Einfluß sich die weiße Haut röthete und die Nerven zu vibriren begannen. Dem Manne aber schwoll die Brust, und langsam wie aus der unergründlichen Tiefe des Vulkans stieg eine Gluth auf, welche mit dem heißen Blutstrom durch die Adern emporwallte. Es war ein stummer Kampf, und der Sieg neigte sich allmälig dem unüberwindlich Starken zu — der Schönheit. Jetzt hob Mabel den Blick, entschleierte die Augen und in dem leuchtenden Glanze derselben sah der Mann sein Bild. Pailer beugte sich vor, seine Hand zuckte, noch einmal athmete er tief auf.

„Warum schweigt ihr?“ Miß Lucy stand auf der Schwelle der Thüre und schaute lachend in das Gemach. „Mabel scheint sehr zerknirscht zu sein, haben Sie ihr Absolution verweigert, Mr. Pailer? O, wenn Sie wüßten, wie sehr wir uns über Ihr trauriges Schicksal be-

kümmern! Selbst Kapitän Fergus empfindet etwas wie Mitleid."

„Ihre Theilnahme rührt mich tief, indessen beklage ich mein Schicksal nicht, wie ich bereits Miß Snyders versicherte," erwiederte Pailer. „Oder finden Sie, daß der Kummer mich gebeugt habe?" Er nahm stramme Stellung, in der knappen Uniform erschien er wie das Urbild gesunder Kraft. Miß Lucy sah bewundernd zu ihm auf und in sein lächelndes Gesicht.

„Sie sehen so gut aus, wie — wie ein Oberst. In der That, Sie gefallen mir besser als damals."

„Und wenn das Glück mir hold ist, dann erhalte ich noch den Knopf des Gefreiten. Das ist erst eine Zierde!" lachte er.

„Ist es schon Zeit, zum Speisen zu gehen?" fragte jetzt Miß Snyders.

„Ja wohl, meine Theure. Der Kapitän ist bereits sehr mißmuthig, daß er so lange warten muß. Er liebt die Pünktlichkeit."

Man begab sich hinüber nach dem Speisezimmer, nachdem Pailer vorher seinen Pallasch abgeschnallt hatte. Drüben stand Fergus an dem Fenster und wandte sich mit einer grimmigen Miene um, als die Drei eintraten. Mit einem unverständlichen Knurren erwiederte er den Gruß Pailer's, schüttelte ihm aber doch die Hand, als ihn ein mahnender Blick von Miß Snyders streifte. Ab und zu betrachtete er den Gast und schüttelte sodann immer das weise Haupt; es kam ihm sonderbar vor, daß Pailer jetzt viel breiter und muskelkräftiger aussah, als bei der ersten Begegnung, und ganz den Eindruck machte, als würde er bei einem Ringkampfe mit Leichtigkeit den Kapitän nach allen Regeln der Kunst werfen können. Das war eine neue Kränkung für diesen, welcher stolz war auf seine Körperkraft. Bei der ersten Gelegenheit eröffnete er den Angriff.

„Sie müssen jetzt Pferde putzen?" fragte er.

„Jawohl, sogar auch den Stall;" bekam er zur Antwort. „Haben Sie das noch nie gethan?"

Kapitän Fergus konnte nur ein entrüstetes „O!" hervorstoßen.

„Es ist ganz lustig, aber man muß den Dessauermarsch dazu pfeifen. Sie pfeifen wohl auch, Kapitän?"

„Ich pfeife nicht," murrte Jener zornig.

„Schade; Sie scheinen keine musikalischen Anlagen zu besitzen. Und die Pferde lieben doch so sehr die Musik, besonders das Pfeifen."

Die Damen lachten, und der Kapitän schwieg, halb erstickt vor Aerger, daß er diesem Deutschen nicht gewachsen war, der nun mit der ganzen Gewandtheit eines Weltmannes die Unterhaltung beherrschte. Es war nur leichte, mit witziger Laune geführte Plauderei, welche insbesondere Miß Lucy entzückte, während Miß Snyders auffallend still sich verhielt.

„Es wundert mich doch, daß Sie so heiter sind," bemerkte einmal Miß Lucy, nachdem sie über eine scherzhafte Aeußerung herzlich gelacht hatte.

„Noch wunderbarer ist, daß Mr. Pailer dabei einer sehr traurigen Philosophie huldigt," warf Mabel ein.

„O!" sagte Lucy und sah dabei vorwurfsvoll Pailer an. „Ich liebe die traurigen Philosophen nicht, sie sind langweilig."

„Wenn ich aber schwöre, daß ich Sie nicht mit Theoremen langweilen werde?"

„Ich würde Dich auch warnen, Mr. Pailer's Lehren zu glauben," bemerkte Mabel.

Pailer verneigte sich lächelnd. „Ein gnädiges Urtheil!"

Nun wurde aber Miß Lucy doch neugierig. „Was lehren Sie denn so Schlimmes?"

Miß Snyders nahm für ihn das Wort. „Mr. Pailer

will uns nur die Wahl laſſen zwiſchen Stumpfſinn oder Betäubung, er ſieht das Glück im tollen Genießen oder in gleichgiltiger Verachtung des Lebens."

„Ich ſagte nur, daß für die weitaus größte Mehrheit der Menſchen dies die praktiſchſte Weltanſchauung ſei," begann er ſeine Vertheidigung, „und ich denke, Sie werden mir zugeben, daß ſehr Viele darnach leben. Es liegt etwas Brutales darin, gewiß. Eigentlich läßt ſich der ganze Lehrſatz in die Worte faſſen: ſieh nur auf Dich und nie auf die Anderen, und was Du nicht haſt, das exiſtire nicht für Dich. Das ganze Unglück der meiſten Menſchen ſtammt daher, daß ſie ſehen und vergleichen. Die Blinden ſind glücklich und zufrieden, die Taubſtummen mürriſch, neidiſch, boshaft; das iſt eine Erfahrung, welche zu denken gibt."

„Blind ſein und allein ſein — das nennen Sie alſo Glück? Ich kann mir nichts Troſtloſeres denken!"

„Vielleicht habe ich auch einmal ſo gedacht, vielleicht werde ich auch wieder ſo denken. Für die Gegenwart finde ich meine Theorie vortrefflich."

„Das heißt, Sie glauben ſelbſt nicht an Ihre Lehre!"

„Nichts glauben, nichts hoffen, nichts lieben: damit vermeidet man alle Enttäuſchungen und bewahrt ſich das Gleichgewicht."

„Dann wäre es ebenſo gut, todt zu ſein! Warum leben Sie denn?"

„Weil der Menſch ein aus Widerſprüchen zuſammengeſetztes Geſchöpf iſt; und ich bin eben noch ein unvollkommener Schüler meiner eigenen Weisheit," erwiederte er lächelnd. „Miß Lucy wird wohl ſicher finden, daß Thorheit vergnüglicher iſt, als ſolche Weisheit."

Miß Lucy zerlegte eben bedächtig eine Birne. „Ihre Weisheit, Mr. Pailer, gefällt mir gar nicht. Mabel liebt es auch, über ſolche Dinge zu ſprechen, und dann werde

ich immer so froh und glücklich, und bewundere meine theure Freundin."

„Mir wird wohl das Glück nicht zu Theil, bewundert zu werden?"

„Werden Sie Mabel's Schüler, Mr. Pailer; es wird gut für Sie sein."

„Ich denke, Miß Snyders würde wenig Freude an einem Schüler haben, der so sehr von anderen Lehrmeistern verdorben wurde, wie ich." Dann wandte er sich an Mabel. „Wenn ich mich recht erinnere, sagten Sie mir damals, daß Sie unsere deutschen Volkslieder kennen zu lernen wünschten. Haben Sie schon Gelegenheit gefunden, solche zu hören?"

Damit lenkte er die Unterhaltung in neue Bahnen. Mabel gestand, daß sie bisher noch wenig Gesang gehört habe.

„In der nächsten Zeit feiert das Regiment ein Fest, zu welchem unser Oberst die Damen jedenfalls einladen wird;" fuhr Pailer fort. „Bei diesem Anlasse können Sie unsere Soldatenlieder kennen lernen."

„Mr. Pailer treibt wohl auch Musik?" bemerkte Miß Lucy.

Er mußte zugestehen, daß er ein wenig das „moderne Hausübel", genannt Klavier, bearbeiten gelernt habe und auch ein wenig singe. Natürlich wollten die Damen Proben seiner Kunst hören und forderten ihn auf, einige Lieder vorzutragen. Man begab sich also in das Musikzimmer, von dem aus man durch eine Thüre auf eine kleine Terrasse und weiter in den Garten gelangen konnte. Es war das größte Gemach der Villa und diente daher hauptsächlich als Gesellschaftsraum, wenn die Zahl der Gäste etwas größer war. Pailer prüfte den Stutzflügel und nickte befriedigt, das Instrument war gut, hatte einen vollen Ton und war rein gestimmt. Lucy nahm seitwärts von dem

Flügel Platz, sie wünschte dem Spieler auf die Finger und in's Gesicht zu sehen. Mabel zog sich mehr in den Hintergrund zurück, und Fergus verschwand bei den ersten Akkorden plötzlich, er kehrte in das Speisezimmer zurück, um noch eine Flasche zu leeren.

Pailer spielte zuerst eine Art Potpourri, wie ihm die Melodien just in die Finger kamen, und trug sodann einige der bekanntesten Lieder vor: „In einem kühlen Grunde", „Aennchen von Tharau" und dergleichen; einfach und schlicht, ohne Ziererei und Künstelei. Seine sympathische, volltönende Stimme brachte die Lieder gut zur Geltung; Lucy's Mienen gaben Wohlgefallen kund, und Mabel sah sinnend vor sich hin.

„Jetzt ist's wohl genug, meine Damen?" Pailer wandte sich auf seinem Sitze nach Mabel um.

„Nein, noch mehr!" rief Lucy lebhaft aus. „Wir wollen Ihr ganzes Repertoire hören."

„Sie haben es bereits gehört; wenigstens soweit ich heute es noch vortragen kann. Ich bin seit Langem außer Uebung."

„Ich wünsche etwas von Ihnen selbst zu hören," sagte Mabel ruhig.

„Von mir? Woher vermuthen Sie —"

„Ich denke, daß Sie auch einmal versucht haben, Ihren Empfindungen eigenen Ausdruck zu geben. Wer so spielt, wie Sie, der begnügt sich nicht mit Eingelerntem."

„Ihr Urtheil lautet sehr schmeichelhaft," er verneigte sich gegen Mabel, „beinahe zu schmeichelhaft für einen bescheidenen Dilettanten. Jetzt bitte ich aber, mir Gelegenheit zu geben, auch Sie bewundern zu dürfen. Ist es Ihnen genehm, etwas vierhändig zu spielen?"

Er kramte in den Noten, welche auf dem Pulte neben dem Flügel lagen.

„Vielleicht später. Weshalb wollen Sie meinen Wunsch

nicht erfüllen, Mr. Pailer?" Sie sah ihm voll in die Augen.

„Sie sind von einer seltsamen Hartnäckigkeit, Miß Snyders," erwiederte er etwas schroff, „welches Interesse können Phantasien über vergangene Stimmungen für Sie haben."

Ihre Blicke begegneten sich, es war ein kurzer, stummer Kampf. Dann wandte sich Pailer wieder dem Flügel zu und ließ die Finger über die Tasten gleiten. Ein kurzes Vorspiel, dann sang er eine Strophe:

„Es blühten die rothen Rosen im Hag,
Es sangen die Finken im Hain.
Das war ein seliger, fröhlicher Tag:
Da sagtest du: ‚Ich bin dein!'
Ich hielt dich im Arm und blickte dich an;
Du sahst mir in's Auge! — Dem glücklichen Mann,
Ihm blühen die Rosen fortan."

Er hatte die Strophe halblaut, mit gedämpfter Stimme gesungen, einen kurzen Akkord schlug er noch an, dann erhob er sich und schloß den Flügel. Es schien ihn zu gereuen, daß er nachgegeben hatte, und etwas wie Verdruß klang auch aus den Worten, mit denen er sich jetzt zu Mabel wandte.

„Ich glaube, Sie werden kein Verlangen haben, weitere Proben meiner Kunst zu hören. Schlechte Verse und nachempfundene Musik soll man nicht zu Markte tragen; sie sind nur erträglich für den, welcher sie verbrochen hat."

Mit unendlich sanfter Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen schien, hörte er jetzt sagen: „Und herrlich für Jenen, um dessenwillen sie entstanden."

Jäh fuhr er auf und wieder maßen sich die Beiden, dann lachte er kurz auf. „Pah, jugendliche Phantasien, weiter nichts. Bestimmt, vergessen zu werden, wie alle

Jugendthorheiten. Man ſollte ſie nicht wieder in die Erinnerung zurückrufen."

Er ſtieß dies ſcharf, in abgeriſſenen Sätzen hervor, ſo daß Lucy ihn befremdet anſah. Im nächſten Augenblicke war auch er ſich bewußt, daß ſein Gebahren etwas ſonderbar erſcheinen müſſe, und raſch gewann er wieder die leichte, weltmänniſche Haltung.

„Es iſt immer ſchlimm, wenn man etwas nur halb iſt," fuhr er fort. „Ich bin nicht eitel genug, um meine dilettantenhaften Verſuche für vortrefflich zu halten, aber immerhin doch ſo eitel, daß es mir peinlich iſt, dieſelben belächeln zu ſehen. Deshalb ſträubte ich mich ſtets dagegen, mich mit dieſen Verſuchen bloßzuſtellen, und bitte auch die Damen, freundlichſt das Gehörte zu vergeſſen."

„Es iſt nicht ſo, wie Sie ſagen," erwiederte Mabel. „Ihre Dichtungen ſind zu ſehr mit Ihren Empfindungen verknüpft, und Sie ſcheuen ſich, dieſe bloßzuſtellen. Sie lieben es, Ihr Weſen zu verbergen, und ich weiß jetzt, daß Sie das nicht ſind, was Sie ſcheinen wollen."

„Sie halten mich alſo für eine Art männlicher Sphinx, und deshalb wohl widmen Sie mir Ihr Intereſſe in ſolch' liebenswürdiger Weiſe, daß Sie ſogar meine Jugendeſeleien zu ergründen ſuchen. Ich fürchte nur, des Räthſels Löſung würde Sie enttäuſchen." Er war wieder in den kühl abweiſenden Ton verfallen, als er ſah, daß Miß Mabel mit rückſichtsloſer Beharrlichkeit ihn in die Enge trieb. Mit einer ſarkaſtiſchen Wendung ſchloß er: „Ich gebe mich nicht damit ab, die Räthſel ergründen zu wollen, welche uns in den — Frauen entgegentreten."

Pailer erlebte den ungewöhnlichen Triumph, daß er das letzte Wort behielt, und die ſtreitbare Dame auf ſeine herausfordernde Bemerkung nichts erwiederte. Dieſen Triumph verdankte er aber nur dem Umſtande, daß Beſucher eintraten, eben als er den Mund geſchloſſen hatte.

Es waren Elſe v. Steinberg mit Lieutenant v. Glockthurn, hinter ihnen kam auch Kapitän Fergus. Es gab ein lebhaftes Begrüßen und Plaudern; Pailer hatte ſich in den Hintergrund zurückgezogen und ſchien nur auf den geeigneten Moment zu warten, um ſich zu verabſchieden.

Lieutenant Glockthurn trat jetzt auf Pailer zu. „Na, Sie Glückspilz, haben ſich wohl gut amüſirt?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Wie lange haben Sie Urlaub?“

Pailer faßte die Frage als einen Wink auf, ſich zu entfernen, und erwiederte daher: „Ich werde mich ſofort in die Kaſerne begeben.“

Obwohl das Geſpräch leiſe geführt wurde, ſo daß Mabel kaum die Worte gehört haben konnte, ſo mußte ſie doch errathen haben, um was es ſich handle, denn ſie ſagte in beſtimmtem Tone: „Ich hoffe, daß Mr. Pailer bleibt, ſo lange es ihm gefällt. Sie haben wohl nichts dagegen einzuwenden, Herr Lieutenant?“ Die Worte waren von einem Blicke begleitet, welcher Herr v. Glockthurn förmlich beſtürzt machte.

„Um des Himmels willen, ſehen Sie mich nicht ſo zürnend an, Miß Snyders,“ ſtotterte er. „Wie dürfte ich es wagen, Ihren Freund aus dieſem Paradieſe zu vertreiben!“

Mabel lächelte. „Ich bin Ihnen dankbar für das Opfer, das Sie mir bringen,“ ſagte ſie.

Lieutenant v. Glockthurn that ſo, als ob er die Anſpielung nicht verſtände. „Opfer? Wie meinen Sie dies?“

„Ich denke, Sie verſtehen, was ich meine. — Hören Sie? Miß Lucy ruft Sie!“ In der That vernahm man die Stimme der jungen Dame, welche aus dem Garten herauf rief. „Eilen Sie doch, man hat Ihnen wohl Wichtiges zu ſagen.“

Glockthurn neigte das Haupt. „Ich gehorche. — Ach,

ich wünſchte, Sie, verehrte Miß Snyders, hätten mir auch etwas Wichtiges zu ſagen!"

„Sie Undankbarer! Wenn ich Miß Lucy dies verrathen wollte!" Sie drohte ihm mit dem Finger, und er faltete mit einer komiſchen Miene bittend die Hände, dann eilte er hinaus.

Mabel ging auf Pailer zu, der an dem Flügel lehnte. „Sie wollen gehen?"

„Ja; Sie haben jetzt Beſuch, und meine Anweſenheit könnte vielleicht ſtörend empfunden werden."

„Habe ich Sie vorhin mit meinen Bemerkungen verletzt?"

„Nein, gewiß nicht! Eher müßte ich ſelbſt befürchten, dies gethan zu haben!"

Schweigen trat ein, es war ſo ſtill in dem Gemache, und die Schatten wurden immer tiefer. Endlich hob ſie wieder an: „Sagten Sie nicht, daß Sie die räthſelhaften Frauen nicht lieben?"

„Verzeihung, es lautete ein wenig anders. Ich bemerkte nur, daß ich dieſe Räthſel nicht zu löſen ſuche."

„Es iſt ein Vorurtheil, daß wir Räthſel darſtellen; nichts iſt einfacher zu verſtehen, als das Weſen einer Frau."

„Nur dann, wenn ſie verſtanden ſein will. Und ſelbſt da bleibt immer noch irgend ein geheimnißvolles, verborgenes Etwas übrig, das oft ſpäter plötzlich und unvermuthet zu Tage tritt, um Unheil anzurichten."

„Sie müſſen ein ſchweres Leid erfahren haben, daß Sie ſo ſprechen."

„Vielleicht ja!"

„Und nun müſſen Alle dafür büßen!"

„Nein! Aber ich muß es büßen."

Nichts wäre natürlicher geweſen, als daß Mabel bei dieſer etwas myſteriöſen Antwort erſtaunt aufgeblickt hätte.

Das junge Mädchen hielt jedoch den Kopf gesenkt, und schien, befangen von ihren eigenen Gedanken, die Antwort gar nicht aufgefaßt zu haben. Es stand denn auch in gar keiner Beziehung zu den Worten Pailer's, was Mabel nun sagte.

„Sie sind stolz, o, sehr stolz, und darum wollen Sie nicht —"

Sie vollendete nicht, und wäre es nicht dunkel gewesen, hätte Pailer sehen müssen, daß sie erröthete. Vielleicht ahnte er es aber, als er fragte: „Was will ich nicht?"

„Verzeihen!"

„O, Miß Mabel, Sie thun mir Unrecht. Ich bin nicht stolz und nicht unversöhnlich. Was man mir Leides gethan, das ist verziehen, wenn auch nicht vergessen. Ich wünschte vergessen zu können, aber ich darf nicht."

„Und dies steht zwischen Ihnen und — —" Ihre Stimme bebte, und mit einer gewaltigen Anstrengung hielt sie das kleine Wörtchen „mir" zurück. Wenn sie es auch nicht aussprach, so vernahm es Pailer aus dem seufzenden Athemzug. „Eine Art Gespenst!" setzte sie hastig hinzu.

„Ja, fürwahr, eine Art Gespenst!" Er lehnte sich über den Flügel und neigte sich so nahe zu ihrem Haupte, daß sein Athem ihr Haar streifte. „Zürnen Sie mir nicht, Mabel! Und haben Sie Mitleid mit mir! Ich sehe das Glück vor mir vorüberstreifen und darf die Hand nicht regen, um es festzuhalten! Sie wissen nicht, welcher gewaltigen Anstrengung es bedarf, um vor Ihnen zu erscheinen wie ein Thor, der nicht versteht. Das Wort, welches Sie hören wollen, drängt sich mir auf die Lippen, ich muß meinen Blicken Gewalt anthun, daß sie nicht verrathen, was da innen lodert, ich muß meine Hände fesseln, daß sie sich nicht ausstrecken nach dem Köstlichen, das sich ihnen darbietet. — Vergessen Sie mich, heißen Sie mich gehen, ehe meine Kraft zu Ende ist. Es darf nicht sein!"

Digitized by Google

Mit geſchloſſenen Augen hatte Mabel dies Geſtändniß angehört, und ein Wonneſchauer machte ihre Geſtalt beben. Sie fühlte die verhaltene, gewaltſam gebändigte Leidenſchaft aus den Worten, aus dem zitternden Tone der Stimme, aus dem Gluthhauche des Mundes heraus, und wie Feuer ſtrömte es durch ihre Adern. Sie fühlte aber auch, wie dieſe Leidenſchaft jetzt tobte gegen die Feſſeln, in die man ſie ſchlagen wollte; daß die Spannung jenen Grad erreicht habe, bei welchem die Exploſion ſtattfinden muß, wenn nicht ein Wunder geſchieht. Es geſchah aber kein Wunder, ſo wunderbar auch war, was jetzt folgte.

Ein leiſes Flüſtern ging durch den dämmerigen Raum.

„Du liebſt mich?“

„Frage nicht!“

„Du liebſt mich?“

„Ja!“

„Dann biſt Du mein!“ Zwei Arme hoben ſich empor, umſchlangen ſeinen Nacken, und zwei Lippenpaare berührten ſich.

Dann ſtanden plötzlich die zwei Menſchen nebeneinander, mit flammenden Blicken, mit fliegendem Athem und geröthetem Antlitz; eine Hand glitt über die Taſten des Flügels, und die Töne gingen allmälig in eine Melodie über:

„Es blühten die Roſen am Hag.“

Mabel's Finger hatten die Töne angeſchlagen, und ihr Mund ſang den Vers.

Ein Ruf von der Thüre her, der wie ein Aufſchrei klang, unterbrach ihren Geſang. Jäh wandte ſich Mabel um. Dort an der Thüre ſtand Elſe v. Steinberg, ſie ſchien ſich mit der einen Hand an dem Pfoſten zu ſtützen und ſchaute mit vorgebeugtem Kopfe in das Gemach.

Haſtig flüſterte Pailer: „Sie hat uns belauſcht!“

Leiſe ward ihm zur Antwort: „Was liegt daran. Alle

Welt darf es wissen." Und ruhigen Schrittes, mit stolz erhobenem Haupte ging Mabel auf die Freundin zu. „Es hörte sich ja fast an wie ein Schreckensruf; was sahen Sie denn so Fürchterliches, meine Theure?"

Else sah sie verwirrt an, und Mabel bemerkte, daß das junge Mädchen, an dessen kühle, fast apathische Ruhe man gewöhnt war, aufgeregt erschien. „Das Lied! Woher haben Sie das Lied?"

Noch seltsamer als die Erregung fand Mabel diese Frage. Erstaunt sah sie Else an, da kam ihr der Gedanke, die Freundin stelle vielleicht nur aus Zartgefühl diese Frage, um nicht zu zeigen, daß sie Zeugin der vorhergegangenen Scene gewesen sei. Mabel lächelte und im Gefühl ihres sieghaften Glückes, vielleicht auch aus Bedürfniß, das Uebermaß ihrer Liebe ausströmen zu lassen, umarmte sie Else und küßte diese.

„Gefällt Ihnen das Lied, meine Theure? O, und Sie haben ja nur den Anfang gehört. Ja, es ist reizend; auch mich hat es so bewegt, daß ich es behielt, obwohl ich es nur einmal gehört habe." Mabel hielt noch den Arm um die Schultern Else's gelegt, als sie sich nach Pailer umwandte. „Nun, sind Sie nicht stolz, Mr. Pailer? Ihr Lied wird auch von Miß Else bewundert."

„Er ist es!" hörte Mabel leise sagen.

„Ja, dieser Herr ist der Dichter des Liedes. Das wundert Sie so sehr?"

Else hatte wieder ihre gleichmüthige Ruhe gewonnen. „Wollen Sie nicht in den Garten hinab kommen?"

„Gewiß, eben wollten wir gehen." Mabel warf noch einen Blick zurück auf Pailer, dann stieg sie Arm in Arm mit Else die wenigen Stufen hinab in den Garten.

Langsam folgte ihnen der Ulan. Als er vor dem hohen Spiegel, der einen Wandpfeiler bekleidete, vorüberging, erschrak er fast, als ihm aus dem düsteren Grau sein bleiches

Antlitz entgegenschaute. Er hielt einen Augenblick inne und strich sich über die Stirne, zerrte dann an seinem Waffenrock, um ihn stramm zu ziehen, und warf mit einer gewaltsamen Bewegung den Kopf zurück. Mit einem tiefen Athemzug sog er die laue Abendluft ein, ehe er die erste Stufe betrat.

Die jungen Damen waren mit Herrn v. Glockthurn beschäftigt, und Pailer sah sich plötzlich Fergus gegenüber.

„Sie sind noch hier?" fragte dieser hochmüthig.

„Wie Sie sehen, Kapitän. Mein Urlaub ist noch nicht zu Ende."

„Ich finde es sehr sonderbar, daß hier Offiziere und Soldaten in derselben Gesellschaft verkehren dürfen."

„Ich auch," war die trockene Antwort.

„Es ist sehr seltsam," wiederholte der Kapitän nachdrücklich.

„Es passiren eben viel seltsame Dinge in der Welt."

„Bei uns würde man dies nicht dulden; niemals, in der That!"

„Mag sein! In Ihrem Lande sind wahrscheinlich unter den Soldaten die Gentlemen eben so selten, wie unter den Offizieren die Soldaten."

Kapitän Fergus verstand zwar die beißende Bemerkung nicht ganz, fühlte aber doch, daß seine Ausfälle mit einem Gegenhiebe erwiedert wurden, den er nicht sofort pariren konnte.

„Was wollen Sie damit sagen?" erwiederte er und riß seine glotzenden Augen weit auf.

„Ich will damit sagen, daß man bei uns der Ansicht ist, daß der Soldatenrock Jeden ehrt, der ihn trägt, und daß man diese Ehre nicht kaufen kann, wie ein Patent in England."

Das war deutlich, so deutlich, daß selbst Kapitän Fer-

gus es verstand. Der Arme schnappte nach Luft und nach Worten; endlich würgte er hervor: „Das ist insolent!"

„Sie würden dies Wort wohl nicht gewagt haben, Herr Kapitän, wenn ich frei wäre, und deshalb —" Pailer machte eine wegwerfende Geberde und wandte sich um.

Obwohl die Beiden ihren Wortwechsel nicht laut geführt hatten, war Lieutenant v. Glockthurn doch aufmerksam geworden.

„Was gab es, Pailer?" rief er herüber.

„Ich erklärte nur dem Herrn Kapitän den Unterschied zwischen einem deutschen Soldaten und einem englischen Offizier."

„Na, das lassen Sie lieber sein, und sehen Sie zu, daß Sie rechtzeitig heimkommen."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

Mabel erhob diesmal keinen Widerspruch gegen die ziemlich deutliche Weisung Glockthurn's, sondern reichte ruhig, aber mit einem leuchtenden Blicke Pailer die Hand: „Auf Wiedersehen, mein — Freund!"

Die letzten Worte hatten die Anderen nicht gehört, sonst würde es wohl aufgefallen sein, daß dieses „mein Freund" so zärtlich ausgesprochen wurde, daß Jeder wissen mußte, es solle heißen „Geliebter!"

Sie drückten sich die Hände, Pailer verneigte sich höflich, und damit war er verabschiedet.

Nun hatte er noch Lucy zu begrüßen, welche jedoch nicht so kurz die Sache abmachte; inzwischen aber ereignete sich etwas Unerwartetes. Fräulein Else erklärte, daß sie ebenfalls nach Hause zurückkehren wolle, worüber Lieutenant v. Glockthurn sehr wenig erfreut sich zeigte. Mabel's Bitte, doch zu bleiben, und wie früher verabredet worden war, den Thee hier einzunehmen, wurde von Glockthurn lebhaft unterstützt; jedoch Else blieb hartnäckig.

„Dann müssen wir eben gehen," sagte der Lieutenant mit einem vernehmbaren Seufzer.

„Sie ſollen bleiben, Herr Lieutenant; ich werde nicht zugeben, daß Sie ſich meinetwegen des Vergnügens berauben," erwiederte haſtig Elſe.

„Ich kann doch nicht —"

„Ich bitte Sie, zu bleiben. Wenn Sie glauben, daß der Weg ſo unſicher ſei, daß ich nicht ungeleitet heim gehen kann, wird der Ulan dort mich begleiten."

„Iſt dies Ihr Ernſt?"

„Vollkommen; ich wünſche es ſo. Ich ſorge damit gleichzeitig dafür, daß der Mann richtig heim kommt," ſetzte ſie leiſer hinzu, worauf der Lieutenant ebenſo leiſe, aber lächelnd bemerkte:

„Ah, haben gnädiges Fräulein auch Ordre von dem Herrn Oberſten erhalten?" Laut fuhr er dann fort. „Dem Befehle muß ich wohl gehorchen, ſo ſchwer es mir fällt." Wie ſehr er darüber erfreut war, verrieth jedoch ſeine fröhliche Miene.

„Pailer!" rief er. „Sie werden das gnädige Fräulein nach Hauſe geleiten, dann gehen Sie in die Kaſerne. Fünf Schritt Diſtanz, verſtanden?"

„Jawohl, Herr Lieutenant!"

Nicht eine Fiber zuckte bei dieſer demüthigenden Weiſung in Pailer's Antlitz, aber Mabel's Stirne färbte ſich dunkel, und in ihren Augen blitzte es zornig auf. Sie fühlte, daß jene Worte auch eine Spitze gegen ſie enthielten, und die Demüthigung ſie gleichfalls traf. Sie trat raſch einen Schritt vor und wollte etwas ſagen, doch bezwang ſie ſich und warf nur Pailer einen lächelnden Blick zu. „Ich werde uns rächen," ſollte dies Lächeln ſagen.

Elſe wurde von der ganzen Geſellſchaft noch bis zur Gartenthüre geleitet, welche nach einer Seitenſtraße führte; noch einige Minuten lang Abſchiedsgrüße, Plaudern und Lachen; dann ging Fräulein v. Steinberg die ſtille Straße entlang, und Pailer hinter ihr her in fünf Schritten Diſtanz.

Es war noch nicht spät, noch nicht einmal neun Uhr, aber in dem ehrsamen D. herrschte bereits Ruhe, und Gassen und Straßen waren verlassen. Die Bürger waren entweder schon daheim oder noch in der Kneipe, und für die Mägde war die abendliche Plauderstunde mit dem Schatz schon vorüber, in diesem Punkte hielten die Frauen von D. strenges Regiment.

„Herr Pailer!" Else blieb einen Augenblick stehen, bis die „Distanz" durchschritten war.

„Zu Befehl!" Der Ulane ging jetzt an ihrer Seite, nicht einmal um einen halben Schritt zurück.

„Kennen Sie mich?"

„Jawohl, das gnädige Fräulein sind die Nichte des Herrn Obersten."

„Ich meine, ob Sie meinen Namen kennen?"

„Gewiß; Miß Snyders hatte ja die Güte, mich dem Fräulein v. Steinberg vorzustellen."

Else blieb plötzlich stehen und sah ihrem Begleiter scharf in's Antlitz. „Dessen hätte es eigentlich nicht bedurft, denn wir kannten uns ja bereits, Herr v. Liebenstein."

„Verzeihung, man nennt mich Pailer."

„Man nennt Sie so, aber mich täuschen Sie nicht. Das Lied hat Sie verrathen."

Sie ging wieder vorwärts, beobachtete aber von der Seite her aufmerksam das Gesicht des Ulanen, das jedoch keine Erregung verrieth.

„Herr v. Liebenstein ist todt," sagte er langsam.

„Wollen Sie noch immer leugnen —"

„Ich leugne nichts," unterbrach er sie; „es ist die Wahrheit, daß Herr v. Liebenstein todt ist für diese Welt, und Sie, mein gnädiges Fräulein, sollten froh darüber sein. Oder wollten Sie ihn wieder lebendig machen?"

„Ja, das will ich," murmelte sie.

„Wozu? Damit er noch einmal sterben muß?"

„Ich weiß, warum Sie jetzt leben wollen. Wegen Jener dort.“ Sie wies mit der Hand nach der Richtung, aus der sie kamen.

„Ah, Sie meinen Miß Snyders. — Und dies wollen Sie nicht dulden?“

„Ich ertrage es nicht.“

Der Ulan zuckte mit den Schultern und schwieg.

Nach einer Weile fing Else wieder an: „Was werden Sie nun thun?“

„Sie wissen ja ganz genau, gnädiges Fräulein, daß der Herr v. Liebenstein nicht leben darf.“

„Er lebt aber doch! Es fehlte ihm wohl der Muth, sein Wort einzulösen,“ gab sie höhnend zurück.

„Was Muth ist oder Feigheit, das zu beurtheilen, steht Ihnen nicht zu, mein Fräulein. Ich verzichte auch darauf, meinen Wortbruch, wie Sie es zu nennen belieben, vor Ihnen zu rechtfertigen. Sie sollten ja Gott danken, wenn das nicht geschah, was Sie gewünscht hatten. So lastet wenigstens eine Schuld weniger auf Ihrer Seele. Allerdings scheint es, als ob Sie solche Last gar leicht trügen.“

„Um Ihretwillen,“ stieß sie heiser hervor. „Sie sollten wissen —“ Es schien, als ob ein aufsteigendes Schluchzen ihre Stimme erstickte.

„Jawohl, ich weiß, und ich beklage Sie deshalb.“

„Was nützt mir Ihr Mitleid.“

„Ich bedaure, mehr kann ich Ihnen nicht bieten.“

„Warum erschienen Sie wieder vor mir?“ Zorn und Verzweiflung lagen in dieser Frage. „Ich hatte mich allmälig abgefunden mit meinem Loose. Und jetzt! Die Qual beginnt auf's Neue. Hoffnungslos zusehen zu müssen — es ist entsetzlich!“

„Es war wahrhaftig nicht meine Absicht, Ihnen nochmals zu begegnen.“

„Es ist aber geschehen,“ rief sie hfetig; dann plötzlich

in ganz verändertem Tone, weich und klagend: „Weshalb machen Sie mich so elend?“

„Ich?! Nein, mein gnädiges Fräulein, ich nicht! Sie selbst machen sich elend und vernichten dabei das Glück Anderer. Und nun lassen Sie uns enden. Ein unseliges Verhängniß hat uns zusammengeführt, damals und heute; jetzt müssen wir die Folgen tragen. — Hier ist das Haus Ihres Oheims, gestatten Sie mir, daß ich mich zurückziehe.“

„Sie haben kein anderes Wort für mich?“

„Nein!“ erwiederte er rauh, legte grüßend die Hand an die Mütze und machte dann Kehrt.

Verwundert sah der Wachtposten vor dem Hause des Obersten, wie das Fräulein unter dem Thore stand, die eine Hand auf die Brust preßte, und mit der anderen sich auf den Pfeiler stützte, unverwandt nach der Gestalt des Ulanen schauend, die langsam in der Dämmerung verschwand. Dann schlich sie in das Haus, über die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer, einige Schritte noch, dann griff sie mit beiden Händen nach dem Kopfe, in dem es wie Feuer brannte, ein Aufstöhnen, ein dumpfer, gurgelnder Laut und sie fiel zu Boden.

Zwölftes Kapitel.

„Es ist zu Ende!“ Der Ulan hatte es laut vor sich hin gesagt und erschrak fast vor seiner eigenen Stimme, so fremdartig klang sie. Es ist zu Ende — das war der einzige Gedanke, der aus dem wirbelnden Chaos mit furchtbarer Klarheit emportauchte. Mit der apathischen Ruhe eines müden Mannes, dem es gleichgiltig ist, wie der Kampf endet, wenn er überhaupt nur endet, wiederholte der Ulan diese Worte, als er in die Straße einbog, welche an der Kaserne entlang hinaus nach dem freien Felde führte.

Digitized by Google

Plötzlich wurzelte ſein Fuß am Boden, und er ſchaute hinüber nach den Hintergebäuden der Kaſerne, über welchen es ſich wie eine dicke, ſchwarze Rieſenſchlange emporwand. „Dort iſt der Futterſchuppen!“ fuhr es ihm durch den Kopf, dann lief er zurück durch die Straße, durch welche er gekommen war, nach dem Kaſernenthor. In das Wachtzimmer rief er athemlos hinein: „Hinten brennt es — im Futterſchuppen!“

Der wachthabende Unteroffizier ſprang auf. „Dummer Schnack! Wie wird es denn brennen.“

Pailer war ſchon weiter gerannt, durch den erſten und zweiten Hof, und als er jetzt hinter den Ställen ſtand, da zuckte eben der erſte rothe Strahl durch eine Luke, im nächſten Augenblicke wirbelten Funken durch die Luft.

Pailer ſtürzte in den nächſten Stall. „Auf! Feuer! Die Pferde hinausbringen!“ Jetzt ſchmetterten auch ſchon die Trompeten das Alarmſignal. Die Stallwachen ſprangen auf. Im erſten Augenblicke verwirrt und beſtürzt, wußten ſie nicht recht, was ſie thun ſollten. „Ruhig die Pferde hinausführen!“ rief Pailer. „Flink, aber keine Uebereilung.“

„Na, thun Sie nicht ſo, als ob Sie hier zu befehlen hätten,“ herrſchte ihn ein Unteroffizier an. „Marſch an den Platz, wohin Sie gehören!“

Pailer gab ihm keine Antwort, ſondern lief nach der nächſten Abtheilung, in welcher auch ſein Pferd ſtand. Die Thiere waren ſchon im hohen Grade unruhig, ſie ſchnoben mit geblähten Nüſtern und ſchlugen die Flanken mit den Schweifen. Heiße, brenzliche Luft und Rauch drang ſchon in die Ställe, und durch die Luken fiel der Widerſchein der Flammen herein.

In das Brauſen und Praſſeln miſchte ſich nun auch der Lärm der Menſchen, ſchrille Signale, gellende Kommandorufe. Die Stallthore nach dem zweiten Hofe zu

waren geöffnet, und durch diesen Hof mußten die Pferde geführt werden. Mit den ersten ging es noch leidlich; nun aber flogen schon brennende Büschel Grummet und glühende Späne über das Gebäude herüber und schwebten im Bogen herab, und jetzt wurden die Thiere wild. Bald war der Raum von einer rasenden Heerde erfüllt, welche zitternd und schnaubend durcheinander rannte und jeden Versuch, sie zu bändigen und zu lenken, vergeblich erscheinen ließ. Der Boden dröhnte unter dem Stampfen der Hufe, wie eine fluthende Woge prallte die Masse bald nach rechts, bald nach links, nach vorwärts und nach rückwärts, immer wieder umkehrend, Jeden bedrohend, der sich heranwagte. Schon waren Einige der Mannschaften niedergestoßen und durch Hufschläge mehr oder minder schwer verletzt worden. Und nun flammte es auch schon von den Ställen auf, und die sengende Gluth flog näher heran!

Ein langer, dunkler Thorbogen führte unter dem Mittelgebäude durch in den ersten großen Hof; wenn es gelang, die Pferde hier durchzutreiben, so war Alles gut. Doch dies schien eben nicht gelingen zu sollen; die Thiere scheuten immer vor der dunklen Thoröffnung zurück und brachen seitwärts aus, wenn man sie dorthin gedrängt zu haben glaubte. Der Oberst und die Offiziere waren jetzt auch erschienen und eiferten vergeblich die Leute an, diese wetterten und fluchten, ein wildes Lärmen war es und ein schauriges Bild.

Da zeigte sich plötzlich auf dem Rücken des wildesten Pferdes eine Gestalt; zunächst scheint sie noch machtlos mit der auf und ab wogenden Heerde fortgerissen zu werden, bald aber merkt man, daß der Kühne Gewalt gewonnen hat über sein Thier und es nach seinem Willen zwingt. Rechts und links schleift er je ein Roß an der Mähne mit sich und drängt nun gegen den Thorbogen hin. Noch einmal wollen sich die Thiere aufbäumen, doch diesmal ist

des Menschen Wille mächtiger; mit einem jähen Sprunge setzt das Roß, welches den Reiter trägt, in die dunkle Oeffnung hinein und hinter ihm jagt nun die ganze Heerde nach.

„Gottlob!“ sagte tief aufathmend der Oberst, als mit donnerndem Gepolter das letzte der Thiere verschwunden war. „Wer war es, der das Kraftstück machte? Ich konnte ihn nicht erkennen.“

„Ulan Pailer,“ bekam er zur Antwort.

„Hm! Wieder der Teufelskerl!“ Damit war vorläufig die Sache abgethan, denn es galt auf Anderes zu achten, den Kampf gegen die vordringenden Flammen aufzunehmen und Ordnung in die Rettungsarbeiten zu bringen.

Die ziemlich alte Kaserne bestand aus vier hinter einanderstehenden Hauptgebäuden; das erste, mit der Hauptfront gegen die Straße zu gerichtet, war nur zwei Stockwerke hoch, und enthielt die Kanzleien, Wohnungen der Offiziere und Unteroffiziere; ein großer Hofraum trennte es von dem Mittelgebäude, welches das größte war und in drei Stockwerken die Mannschaftszimmer enthielt. Zwei niedere Quergebäude verbanden das Vorderhaus mit dem Mittelhaus und begrenzten den Hofraum an den Längsseiten; hier waren gleichfalls Stallungen, wie in dem dritten Bau, der hinter dem Mittelgebäude den zweiten Hof abschloß. Ein nicht sehr breiter Raum trennte endlich diese Stallgebäude von dem letzten Komplex mit den Futterschuppen, Geräthekammern und Magazinen. Hier war der Brand entstanden und hatte auch bald das Dach der vorliegenden Stallungen ergriffen; gegen ein weiteres Vordringen boten die Höhe des Mittelgebäudes und die Breite des Hofraumes einen gewissen Schutz. Die Feuerwehr der Stadt war eifrig an der Arbeit, unterstützt von der Mannschaft, welche Wasser herbeischaffte und bei den Pumpen der Spritzen wacker mithalf. Die Hauptgefahr für die

übrigen Gebäude war bald beseitigt, doch erst nach Mitternacht war man der Flammen vollständig Herr geworden; von den Magazinen und Stallgebäuden standen nur noch die geschwärzten Mauern, zwischen welchen die Gluth langsam verglomm.

Der Oberst verließ mit den Offizieren die Brandstätte, auf welcher nur eine Feuerwache zurückblieb.

„Es wäre eigentlich nicht schade gewesen, wenn die ganze alte Baracke daraufgegangen wäre," sagte einer der Herren, „dann hätte man uns eine neue, anständige Kaserne bauen müssen."

„Na, Scherereien und Unannehmlichkeiten wird es genug geben," erwiederte der Adjutant. „Ich freue mich schon auf die Unzahl Berichte, die man uns abverlangen wird."

„Wie die Geschichte wohl entstanden sein mag?" bemerkte ein Anderer.

„Ja, das herauszubringen wird schwere Mühe kosten."

Der Oberst wandte sich um. „Mit der Nachtruhe ist es für heute ohnehin vorbei, wir könnten also mit der Untersuchung sofort beginnen. Die verheiratheten Herren können selbstverständlich nach Hause gehen, um ihre Familien zu beruhigen."

Rittmeister Rainthal kam aus der Wachtstube heraus, als eben der Oberst vor der Treppe stand, die zu den Kanzleien hinauf führte. Er meldete, daß der Posten, welcher bei Ausbruch des Feuers vor den Magazinen stand, vorläufig in Arrest gebracht worden sei, ferner daß sich zwei Leute gemeldet hätten, welche wichtige Mittheilungen machen wollten, und daß Ulan Pailer schwer verletzt und bewußtlos im Krankenzimmer liege.

Die letzte Nachricht erregte allgemeine Theilnahme.

„Es wäre mir leid um den Mann, er hat ein wahres Heldenstück geleistet," sagte der Oberst. „Ich will doch selbst nach ihm sehen."

Man begab ſich in das Krankenzimmer, welches im Erdgeſchoße ſich befand. Auf einem Bette lag Pailer, der linke Arm war eingeſchient und bandagirt, der Kopf vollſtändig eingebunden, ſo daß man nur einen kleinen Theil des Geſichtes ſah.

„Wie ſteht es um den Mann?“ fragte der Oberſt den Arzt.

„Schlecht! Ein Armbruch und ſchwere Verletzungen am Kopfe. Selbſtverſtändlich auch Gehirnerſchütterung,“ berichtete der Arzt.

„Aber doch noch Hoffnung auf Rettung?“

Der Arzt zuckte mit den Achſeln. „Wenig! Ich fürchtete zuerſt, er würde mir unter den Händen ſterben. Zum Bewußtſein iſt er natürlich noch nicht gekommen.“

Der Oberſt ging an das Bett heran und beugte ſich über den Verwundeten, der regungslos dalag und nur ſchwach athmete. „Der Arme!“ ſagte er leiſe. „Thun Sie das Möglichſte, Herr Stabsarzt, um den Mann durchzubringen.“

„Es wird geſchehen, Herr Oberſt.“

Rittmeiſter Rainthal mußte berichten, was er über den Unfall erfahren hatte. Allerdings hatten die Augenzeugen auch nicht viel Anderes zu ſagen gewußt, als daß ſie Pailer an der Spitze des ganzen Troſſes Pferde plötzlich in dem Kaſernenhof erſcheinen ſahen, daß ſein Roß in raſendem Lauf auf das Thor zuſprengte, dann niederbrach und er über den Hals des Pferdes hinweg im Bogen zur Erde flog. Man hatte ihn dann aufgehoben, aus Mund und Naſe ſtrömte Blut, und er ſchien wie todt. „Ohne Sattel und Zügel auf einer tollgewordenen Mähre, da hätte Einer angewachſen ſein müſſen, um nicht herunterzufliegen,“ ſchloß Rainthal, und die Andern nickten zuſtimmend. Dann ging man hinauf in die Kanzlei.

Zunächſt wurde der Poſten vorgerufen. Der Mann zählte nicht zu den Beſten, war ſchon mehrfalls beſtraft

und machte mit seinem eckigen und platten Gesichte, dem tiefliegende, unstäte Augen einen tückischen Zug verliehen, den Eindruck eines ziemlich bösartigen Menschen. Er betheuerte, daß er nichts Verdächtiges bemerkt habe und erst durch Pailer's Erscheinen und Rufen aufmerksam gemacht worden sei, da hätten aber auch schon die Flammen herausgeschlagen. Was er als Ursache des Brandes vermuthe? wurde er gefragt. Das Feuer sei angelegt worden, gab er zur Antwort. Auf die weitere Frage, worauf sich diese Ansicht stütze, wiederholte er nur, es sei angelegt worden, das wisse er gewiß.

„Wer hat es dann gethan?"

„Der Pailer," antwortete der Mann.

Die Offiziere sahen verwundert auf. „Was soll dies heißen? Wie kommen Sie dazu, Pailer zu beschuldigen?" sagte der Oberst strenge.

Der Mann erzählte nun, daß vor Kurzem, als er mit einigen Anderen Heu aus dem Magazin holte, Pailer gesagt habe: „Die Baracke werde wohl einmal niederbrennen." Mehr war aus dem Menschen nicht herauszubringen. Schon wollte Herr v. Tillfuß ihn abtreten lassen, da fragte noch der anwesende Major, ob er nicht wisse, wo jetzt Pailer sei.

„Er ist todt," erwiederte grinsend der Mann. „Hat den Hals gebrochen."

Die Herren warfen sich Blicke zu, und der Oberst bemerkte: „Ah, deshalb also!"

Nachdem der Posten wieder abgeführt worden war, sprach Herr v. Tillfuß den Verdacht aus, daß der Mann vielleicht mehr wisse, als er gestehen wolle, und nur Pailer beschuldige, weil er diesen für todt halte. Die Ansicht fand allgemeine Zustimmung.

Nun wurden die beiden Männer vorgerufen, welche angegeben hatten, daß sie Mittheilungen machen könnten. Der Eine war ein Fuhrknecht, der in einem Hofe außer-

halb des Städtchens bedienstet war und kurz vor Ausbruch des Feuers auf dem Wege, welcher der Kaserne entlang führte, den Heimweg gemacht hatte. Dieser Mann erzählte, daß er einen Menschen bemerkt hätte, welcher über das Feld hinter den Magazinen, dicht an der Mauer entlang gegangen und öfter stillgestanden sei. Bei der bereits eingebrochenen Dämmerung konnte er die Gestalt zwar nicht genau erkennen, aber er glaube ganz bestimmt sagen zu dürfen, daß es ein Soldat gewesen sei.

Hierauf kam der Zweite an die Reihe, ein Gefreiter, ein verläßlicher, nüchterner Mann, dessen Auftreten einen guten Eindruck machte. Dieser gab an, er sei auf dem erwähnten Wege neben der Kaserne heimgegangen, als er zu seiner Verwunderung einem Kameraden begegnete, welcher nach dem Felde zu schritt. Er habe diesen angerufen, aber keine Antwort erhalten, oder mindestens eine unverständliche; da er selbst aber Eile hatte, um pünktlich einzutreffen, wäre er rasch weitergegangen. Das sei wenige Minuten vor neun Uhr gewesen; den Mann habe er ganz sicher erkannt, da er auf höchstens vier Schritten Entfernung an ihm vorüberkam, es war der Ulane Pailer.

Diese Aussage rief eine lebhafte Erregung hervor; da an ihrer Wahrheit zu zweifeln kein Grund vorlag, so lenkte sie allerdings einen gewissen Verdacht auf Pailer, wenn man die Angaben des Fuhrknechtes in Betracht zog. Die Möglichkeit lag zwar vor, daß der Gefreite selbst der Mann gewesen sei, welchen der Fuhrknecht hinter der Magazinsmauer bemerkt haben wollte; indessen gab Jener an, daß er aus einer Seitengasse her gekommen sei, welche weit vor dem Magazin in den Fahrweg mündet, und da er auch genau mittheilte, in welchem Hause er gewesen sei, so konnte man ihm vorläufig glauben.

Oberst v. Tillfuß schien verstimmt zu sein. „Für heute lassen wir es genug sein; ich sehe, es wird eine ganz tolle

Geſchichte," erklärte er, nachdem die beiden Leute entlaſſen waren. „Wie denken die Herren darüber? Sollte wirklich dieſer Pailer den infamen Streich begangen haben?"

„Ich vermag es nicht zu glauben," meinte der Major. „Welchen Grund hätte er dazu gehabt, und dann vor Allem, wie brav hat er ſich benommen!"

„Einen Grund könnte ich mir wohl denken," erwiederte Rainthal. „Die Verwirrung bei dem Brande konnte ihm Gelegenheit geben zur Flucht. Vielleicht war es darauf abgeſehen, wurde auch das tolle Reiterſtück nur deshalb gewagt. Der Mann iſt verwegen, das hat er bewieſen, man kann ihm daher auch einen ſolchen Plan zumuthen. Bedenken Sie auch, Herr Oberſt, daß er den Abend bei Miß Snyders zubrachte, die ja ſo ziemlich offen zugeſtand, daß ſie Pailer befreien wolle."

Dieſe Bemerkung des Rittmeiſters machte einigen Eindruck; man hörte zuſtimmende Laute und ſah es noch mehr an den Mienen.

Auch der Oberſt nickte. „Der Verdacht iſt nicht ganz von der Hand zu weiſen. Hoffentlich gelingt es, Klarheit in die Sache zu bringen."

Jetzt meldete ſich Lieutenant v. Glockthurn: „Vielleicht kann ich etwas dazu beitragen. Ich war auch bei Miß Snyders, traf Pailer dort und ſandte ihn vor neun Uhr heim. Er begleitete dabei Fräulein v. Steinberg, welche ebenfalls nach Hauſe gehen wollte. Das gnädige Fräulein wird ja vielleicht angeben können, wann es daheim eintraf; von dem Hauſe des Herrn Oberſten bis zur Kaſerne hat man drei Minuten zu gehen, es wird ſich alſo berechnen laſſen, vorausgeſetzt, daß man von den anderen Zeugen verläßliche Zeitangaben erhält, ob es überhaupt möglich war, daß Pailer den Brand anlegen konnte."

„Das iſt allerdings ein Umſtand, der Beachtung verdient," erwiederte Herr v. Tillfuß. „Ich wußte übrigens

nicht, daß meine Nichte schon zurückgekommen war, als ich des Feuers wegen das Haus verließ. Ich glaubte, sie wäre noch in der Villa Snyders. Nun, morgen soll auch sie verhört werden; für heute sage ich Ihnen ‚Gute Nacht', meine Herren. — Gut war zwar diese Nacht nicht, aber müde sind wir geworden, und das wird uns zum Schlaf verhelfen."

Oberst v. Tillfuß schlief in der That vortrefflich und war am nächsten Morgen daher auch so guter Laune, als es eben Jemand sein kann, der weiß, daß er tagsüber allerlei widrige Geschäfte zu erledigen habe.

„Die gnädige Frau läßt den Herrn Oberst bitten, so bald als möglich hinüberzukommen," meldete der Bursche.

„Hm! Ist wohl neugierig, was in der Nacht los war," bemerkte der Oberst scherzend.

„Weiß nicht, aber —"

„Na, was aber?"

„Das gnädige Fräulein ist schwer krank geworden, und die gnädige Frau haben die ganze Nacht gewacht."

„Was, und das erfahre ich erst jetzt? Warum hat man mir gestern Abend nichts gesagt?"

„Die gnädige Frau hatte nicht befohlen, und der Herr Oberst haben nicht gefragt —"

Der Oberst beendete so rasch, als es nur ging, seine Toilette und begab sich hinüber zu seiner Schwester, welche er von der Aufregung und dem Nachtwachen sehr angegriffen fand.

Frau v. Steinberg berichtete, daß sie gestern Abend, kurz nach Ausbruch des Feuers, Else in ihrem Zimmer bewußtlos aufgefunden habe. Sie hatte sofort nach einem Arzte gesendet, welcher Else zwar wieder aus der Ohnmacht erwacht, aber im Delirium fand und eine bedenkliche Miene machte, nachdem er das Mädchen untersucht hatte. Ein typhöses Fieber, wenn nicht noch etwas Schlimmeres, sei

im Anzuge, habe der Arzt erklärt und die größte Achtsamkeit geboten. Die Nacht sei furchtbar gewesen. Else habe im Fieberwahn gerast und Reden geführt, welche der Mutter ebenso unverständlich wie entsetzlich gewesen seien, erst gegen Morgen wäre sie ruhiger geworden, wohl aus Erschöpfung. Diese plötzliche Erkrankung sei ganz räthselhaft, da Else sich doch Tags vorher ganz wohl befunden habe und keinerlei Anzeichen auf eine Störung ihrer Gesundheit gedeutet hätten. Vor einer halben Stunde sei der Arzt wieder dagewesen, ein Zeichen, daß er die Sache für sehr gefährlich ansehe, und habe angerathen, eine geschulte Krankenwärterin aus dem Diakonissenhause zu bestellen, da die sorgfältigste Pflege nothwendig sei.

„Das fehlte noch!“ seufzte der Oberst, als er das Haus verließ, um nach der Kaserne zu gehen. Vor dem Thore derselben kam ihm ein Mann entgegen, welcher höflich grüßte und stehen blieb, so daß der Oberst sich ihm zuwandte.

„Herr Oberst erinnern sich meiner wohl nicht mehr? Rechtsanwalt Doktor Körner. Ich hatte die Ehre, vor einiger Zeit in Angelegenheit des Herrn Pailer mit Ihnen zu verhandeln.“

„Ach ja, ich entsinne mich. — Nun, Ihr Klient schwebt gegenwärtig zwischen Leben und Tod.“

„Ich habe es soeben erfahren und bedaure sehr den Unfall, welcher Herrn Pailer getroffen hat.“

„Sie wollten ihn sprechen?“

„Ja, ich wollte ihm mittheilen, daß Alles geordnet ist, und ich in seinem Namen die Erbschaft übernommen habe.“

„Wie ist dies möglich? Pailer erklärte ja doch, daß er die Annahme ablehne.“

„Allerdings hat er sich in diesem Sinne geäußert, indessen glaubte ich, seine Worte nicht ernst nehmen zu dürfen.“

Digitized by Google

„Mir iſt aber noch immer unbegreiflich, wie Sie ohne ſeine Zuſtimmung ſo handeln konnten."

Der Rechtsanwalt lächelte.

„Das iſt ſehr einfach. Ein Anwalt muß oft das Intereſſe ſeiner Klienten ſelbſt gegen deren eigenen Willen wahren. Vor Allem aber iſt der Umſtand wichtig, daß, wie ich ſchon damals erwähnte, im Teſtamente die Beſtimmung getroffen iſt, daß, im Falle Herr Pailer geſtorben ſein ſollte, das Erbe auf deſſen Nachkommen, beziehungsweiſe erbberechtigte Verwandte übergehe. Beharrt Herr Pailer auf ſeiner Weigerung, dann verwalte ich einfach das Erbe für ſeine Nachkommen."

„Das wird wohl ein einträgliches Geſchäft ſein," bemerkte der Oberſt etwas ſarkaſtiſch.

„Warum ſoll ich's leugnen," entgegnete ruhig der Anwalt. „Ich muß arbeiten und verdienen, ich habe ja eine Familie zu verſorgen, und da weiſt man eine günſtige Gelegenheit nicht ſo leicht von der Hand."

„Sie ſelbſt haben alſo ein lebhaftes Intereſſe —"

Der Rechtsanwalt fiel ihm in die Rede. „Wird irgend Jemandes Intereſſe geſchädigt?" fragte er nicht ohne Schärfe.

„Soweit ich es beurtheilen kann, allerdings nicht."

„Nun, dann kann man mir auch keinen Vorwurf machen." Damit verneigte er ſich höflich und ging ſeines Weges.

„Auch ſolch' ein Fuchs, der mit Kniffen und Schlichen auf ſeinen eigenen Vortheil ausgeht," dachte der Oberſt, „man muß Gott danken, wenn man mit dieſen Leuten nichts zu ſchaffen hat."

Herr v. Tillfuß beſuchte zuerſt den Verwundeten, in deſſen Zuſtand keine Veränderung eingetreten war. Der Stabsarzt meinte, das einzig günſtige Moment wäre, daß Pailer eben noch nicht geſtorben ſei. In der Kanzlei empfing der Adjutant ſeinen Chef mit der Nachricht, daß bereits Telegramme von dem kommandirenden General

und dem Ministerium eingelaufen seien, in welchen Berichte verlangt und das Eintreffen von Kommissionen angezeigt würden.

„Wir werden ja recht angenehme Beschäftigung haben," meinte Herr v. Tillfuß, und der Adjutant seufzte:

„Sehr angenehme!"

Dreizehntes Kapitel.

Der Schnelldampfer, welcher Vormittags von Köln rheinaufwärts fährt, war ziemlich dicht mit Reisenden besetzt. Einer derselben stand vorne am Bug, auf das Geländer sich stützend, und blickte hinab auf die grüne, leicht gewellte Fläche, durch welche das Schiff seine Furchen zog. Hier sind die Ufer noch reizlos, rechts und links ebenes Kulturland, und nichts fesselt das Auge, als die in der Ferne allmälig verschwindenden Thürme.

Der Reisende wandte sich plötzlich mit einer gewissen Heftigkeit in der Bewegung ab und sagte anscheinend unwillkürlich in englischer Sprache halblaut vor sich hin: „Das macht wahrhaftig nervös."

Ein Herr, der eben langsam vorgegangen war, stand in diesem Augenblicke hinter dem jungen Manne, und sah überrascht auf, denn es hatte ganz den Anschein, als ob diese Worte zu ihm gesprochen worden wären. Auch der Sprecher war etwas verblüfft, als er plötzlich Aug' in Aug' einem Fremden gegenüberstand. In der Verlegenheit griffen unwillkürlich Beide nach den Hüten, um sie ein wenig zu lüften.

„Ah, wenn ich nicht irre, Mr. Evans!" sagte jetzt der Herr und streckte dem jungen Manne die Hand hin. „Welch' ein Zufall!"

„O, in der That, Sie auch hier, Herr Baron!" Die

beiden Herren ſchüttelten ſich die Hände. „Noch immer auf der Wanderſchaft?“

„Jawohl, ich bin noch immer der ruheloſe Weltbummler. Wollen wir uns nicht ein Plätzchen zum Plaudern ſuchen? Sie haben gewiß viel zu erzählen von Erfolgen und Abenteuern.“ Der Baron hatte Umſchau gehalten und ein kleines Tiſchchen entdeckt, welches noch unbeſetzt war. „Kommen Sie, dort iſt Platz für uns; auch nicht zu nahe dem Waſſer, alſo ohne Gefahr für ihre Nerven.“

Der junge Mann furchte zwar ein wenig die Stirne, und es ſchien, als ob ſie ſich röthe, er lächelte aber doch, als er antwortete: „Ich habe mit einigem Grunde eine Antipathie gegen Waſſer.“

„Sie ſchwören alſo zum Weine?“ ſcherzte der Baron. „Eigentlich wundert mich dies. Als ich Sie in Norwegen kennen lernte, waren Sie ſo vertraut mit dem feuchten Elemente wie ein Amphibium.“

„Das war damals. Inzwiſchen iſt mir das Waſſer verleidet worden. Es hat von jeher eine ſtarke Anziehungskraft auf mich ausgeübt, bis es ſoweit kam, daß mich davor ſchaudert. — Wohin reiſen Sie, Herr Baron?“

„Zunächſt nach Mainz, wohin ich mir Briefe beſtellt habe, dann eben weiter, in's Ungewiſſe. Ich laſſe den Augenblick entſcheiden, oder wenn Sie wollen, die Laune, den Zufall. Nur keine Pläne ſchmieden, ſich an ein Programm binden, das haſſe ich.“

Der Baron ſprach immer haſtig; etwas Ruheloſes und Unſtätes lag in ſeinem ganzen Weſen. Dabei gab ſich aber doch wieder eine gewiſſe Müdigkeit und Abſpannung kund; das bartloſe Antlitz hatte einen krankhaften Ausdruck; die ſcharf hervortretenden Linien deſſelben ließen ihn älter erſcheinen, obwohl er in der That nur wenig über dreißig Jahre alt war. Mr. Evans ſah dagegen jugend-

frisch aus; ruhig und gemessen in seinen Bewegungen, machte er den Eindruck eines Phlegmatikers, nur in gewissen Augenblicken zeigte sich auch bei ihm eine nervöse Lebhaftigkeit und dann wich auch der schwermüthige Zug aus seinem Gesichte.

Die beiden Männer hatten sich vor drei Jahren in Norwegen kennen gelernt und miteinander befreundet. Beide reisten allein, nicht, wie es meist üblich ist, mit einer Reisegesellschaft; zufällig waren sie etwa zwei Wochen lang fast täglich zusammengetroffen, und da Jeder sichtlich seine Vorliebe für Einsamkeit zur Schau trug, jeden Verkehr mit anderen Reisenden mied und geflissentlich von den großen Heerstraßen abwich, um stille Gegenden aufzusuchen, so hatte sich Jeder über das stete Begegnen geärgert. Sie wollten einander aus dem Wege gehen, und ein tückisches Geschick führte sie immer wieder zusammen.

Eines Tages saß Baron Prettau vor einem Wasserfalle in einer malerischen Schlucht — es war einer der weniger berühmten, den die Touristen nicht aufzusuchen pflegten — und betrachtete träumerisch das Herabstauben des Wassers über die glatten Felsen, als auch Mr. Evans in der Schlucht erschien und sein Skizzenbuch hervorzog, um die Scenerie aufzunehmen. Als der Baron ihn bemerkte, erhob er sich von dem Felsblocke, auf dem er saß, um sich zu entfernen, da rief ihm Mr. Evans in etwas fremdartig klingendem Deutsch zu: „Bleiben Sie doch ein wenig, Sie bilden eine gute Staffage."

Der Baron hatte sich hierauf wieder ruhig niedergesetzt und geduldig gewartet, bis Mr. Evans seine Skizze vollendet hatte. Hierauf war es nun doch unvermeidlich geworden, sich einander vorzustellen, man machte den Rückweg gemeinsam, und damit war die Bekanntschaft eingeleitet. Beide gestanden ihren anfänglichen Aerger über das stete Zusammentreffen, aber auch, daß schließlich ein

Digitized by Google

gewiſſes Intereſſe erwacht ſei, und da nun einmal das Schickſal es ſo zu wollen ſchien, ſo beſchloß man, beieinander zu bleiben und die Tour gemeinſam fortzuſetzen. Dieſer Entſchluß wurde von keiner Seite bereut, man fand eine gewiſſe Uebereinſtimmung in den Neigungen und Anſichten, Baron Prettau intereſſirte ſich für die künſtleriſchen Studien Mr. Evans', und dieſer wieder hörte mit Vergnügen den Erzählungen des Barons zu, der viel von der Welt geſehen hatte.

So hatte man noch einige Wochen angenehm verbracht, und die Beiden ſchieden ſchließlich als gute Freunde. Baron Prettau hatte verſprochen, den Künſtler einmal zu beſuchen, und dieſer wollte ab und zu Nachricht geben. Dazu war es aber nicht gekommen, wohl hatte der Baron einmal geſchrieben, aber Mr. Evans hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen das Briefſchreiben und ſchob die Antwort immer wieder hinaus, bis er es ganz vergeſſen hatte; dem Baron aber war auch nicht die Laune gekommen, einmal über den Kanal zu fahren. Nun hatte man ſich hier wieder unerwartet gefunden, und Beide freuten ſich aufrichtig über dieſen Zufall.

Mr. Evans berichtete, daß es ihm gelungen ſei, ſich einen Namen zu machen, daß er fleißig arbeite, aber auch Anerkennung und Lohn finde, und nicht mehr gezwungen ſei, wie damals vor drei Jahren, Schulden zu machen, um eine Studienreiſe unternehmen zu können. Im Auftrage eines Kunſtfreundes, der ſein Talent ſchätze, reiſe er jetzt nach Deutſchland, um einige Landſchaften aufzunehmen. Er wolle bis zum Herbſte hier verweilen und wenn es dem Baron angenehm ſei, könnten ſie wieder gemeinſam einige Touren unternehmen.

Baron Prettau beglückwünſchte herzlich den Freund zu ſeinen Erfolgen und verſprach, Mr. Evans die ſchönſten Gegenden des Vaterlandes zeigen zu wollen.

„Wir befinden uns eigentlich in einer solchen, und Sie sollten die Augen offen halten, Mr. Evans," bemerkte er; „allerdings ist für den Künstler nicht viel mehr zu holen, der Stoff ist genugsam ausgebeutet. Wenn es Ihnen aber beliebt, so wollen wir morgen wieder rheinabwärts wandern und nach unentdeckten Motiven forschen. — Auf fröhliche Wanderschaft!"

Die Gläser klangen aneinander. Baron Prettau leerte das seine rasch, während Mr. Evans langsam einige Tropfen schlürfte. Der schwermüthige Zug in seinem Gesichte trat wieder hervor, so daß es dem Baron auffiel.

„Sie müssen in der That angestrengt gearbeitet haben," sagte er, „Sie sehen ermüdet aus."

Mr. Evans schüttelte den Kopf. „Das ist es nicht. — Wollen Sie wissen, weshalb mich das Wasser nervös macht?"

„Nun, das wäre?"

„Weil ich in dem Wasser den Tod gesucht habe. Ich wollte Vergessenheit trinken, aus der Themse. Nicht wahr, ein schlechter Geschmack?"

„Da hat ein gütiges Geschick Sie vor einer großen Thorheit bewahrt."

„Thorheit, jawohl — um eines Weibes willen."

„So haben also auch Sie trübe Erfahrungen gemacht?"

„Es ist eine abenteuerliche Geschichte; eigentlich zu romantisch für unsere Zeit."

Baron Prettau unterließ es, den Freund aufzufordern, seine Geschichte zu erzählen, sah man es ja Mr. Evans deutlich genug an, daß er das Bedürfniß empfinde, zu beichten. In der That fuhr dieser freiwillig in seinem Berichte fort, der ihn sichtlich aufregte, was sich in der Form seiner Erzählung, den kurzen, zerhackten Sätzen kundgab.

„Im Herbste des Vorjahrs ging das Abenteuer an.

Ich muß bemerken, daß ich einige Bilder verkauft hatte, welche mir neue Beſtellungen zubrachten. Sie hatten gefallen. Ich arbeitete emſig, auch mit Luſt; Erfolg macht eben gute Stimmung. Da bekam ich eines Tages Beſuch im Atelier. Bei berühmten Modemalern iſt das ja nichts Seltenes; ſo weit aber bin ich noch nicht, daß die Geſellſchaft ſich um mich kümmert. Ich wurde vollſtändig verwirrt, beſonders da es zwei junge Damen waren. Die Eine ſagte, daß ſie für meine Bilder ſich intereſſirten und gerne eines beſitzen wollten. Eigentlich alſo ein geſchäftlicher Beſuch, aber daran dachte ich nicht. Ich kann nicht ſagen, was plötzlich über mich gekommen war; ich mußte nur immer die eine Dame anſehen, und redete darauf los. Alles, was je an Ideen durch meinen Kopf gegangen war, wurde plötzlich lebendig und vollſtändig klar, und der Mund ſprach es aus, meine Anſchauungen von der Kunſt, meine Empfindungen, meine Abſichten, Alles mußte ich bekennen. Ich erſtaunte über mich ſelbſt, ich war wie verwandelt. Die Damen hörten mich an, ſprachen und fragten dazwiſchen, und ich redete weiter. Dann war ich allein, und wußte nicht, ob es Erlebniß oder ein Traum geweſen ſei, aber das wußte ich, daß ich jetzt das kannte, was man Liebe nennt. Ich hatte bisher unſeres großen Shakeſpeare großartigſte Liebesdichtung „Romeo und Julia“ nicht begriffen; jetzt verſtand ich ſie. Ich erkannte, daß ein einziger Blick unſer ganzes Weſen umwandeln könne. Das iſt etwas Dämoniſches, das von Leib und Seele zugleich Beſitz ergreift. So iſt es mir ergangen!“

Mr. Evans leerte haſtig ſein Glas. Verwundert hatte der Baron dieſen Erguß angehört.

„Es muß in der That eine außerordentliche Erſcheinung geweſen ſein, welche bei Ihnen eine ſolche Verzückung hervorrufen konnte.“

„In der That, ja. Schildern aber will und kann ich

das schöne Weib nicht. Ich habe auch nie versucht, ihr Bild zu malen. Ich weiß auch nicht, ob irgend eines Anderen Augen sie ebenso sehen würden wie ich."

„Sie überlassen es also meiner Phantasie, mir die Herrliche vorzustellen?"

Mr. Evans beachtete diese Bemerkung gar nicht. „Tage vergingen — wie viele, weiß ich nicht — die ich in einer Art Fieber verbrachte. Dann kam sie wieder. Ihr Erscheinen brachte mir eine wundersame, wohlthätige Ruhe, eine reine, harmonische Stimmung. Wieder sprachen wir von dem Schönen in der Natur und in der Kunst; von den großen Ideen, welche die Menschheit erheben und läutern. Sie versprach, wieder zu kommen, und wir sahen uns nun öfter. Ich wußte noch nicht, wer sie war, woher sie kam, ich habe nicht nach ihrem Namen gefragt. Ich hatte ihr nie gesagt, daß ich sie liebe, sie mußte es wissen; ich hatte auch nicht gefragt, ob sie mich liebe, ich glaubte, es müsse so sein. So waren Wochen dahingegangen. Und dann — nun dann war es zu Ende."

„Zu Ende? Und was gab dazu Anlaß?" Baron Prettau hatte sich doch nicht enthalten können, diese Frage zu stellen.

Mr. Evans stützte den Kopf in beide Hände, und seine Stimme klang merkwürdig heiser. „Anlaß? — Hm! Sie hatte mich studirt und kannte mich besser, als ich selbst. Ich war zu schlecht, zu gemein, ja — gemein. Sie sagte es, als ich sie zum letzten Male sah. Schon früher hatte sie Manches getadelt, aber mit einer Art zärtlichen Vorwurfs, daß ich fast darüber mich freute und lächelte. Einem meiner Neider, die meine Bilder schlecht machten, hatte ich einen Streich gespielt. Der Mann hatte ein großes Gemälde vollendet, und Lord N. wollte es kaufen zu einem guten Preise, fragte aber mich vorher um Rath. Ich wies ihm die Fehler nach, und er stand vom Kaufe ab. Jener

Mann brauchte das Geld nothwendig, um Schulden zu bezahlen, und gerieth in arge Verlegenheiten. Das hatte ihr mißfallen, doch schien sie es verziehen zu haben. — Vom Ende wollte ich ja sprechen. Das kam so. Ich arbeitete an einem Bilde, das einer meiner Gönner bestellt hatte, welcher etwas eigenartig ist. Dieser bestand darauf, daß ich einige Abänderungen machte, welche ich eigentlich nicht hätte zugeben sollen, sie widersprachen in der That meinen künstlerischen Anschauungen. Als sie nun zum letzten Male kam, sah sie dies und fragte, warum ich dies thue. Scherzend erwiederte ich, daß ja die Stellen, welche mein Auge beleidigten, mit Gold bedeckt würden. Nie vergesse ich den Blick, der mich da aus ihrem Auge traf. ‚Um Geldes willen!' Mehr sagte sie nicht. Eine entsetzliche Angst ergriff mich. Ich stürzte auf sie zu, umfaßte sie und flüsterte ihr heiße, leidenschaftliche Liebesworte in's Ohr, wie sie bisher nie über meine Lippen gekommen waren. Einen kurzen Moment lang war sie betäubt von meiner Raserei. Dann entriß sie sich meinen Armen; wieder traf mich ein entsetzlicher Blick, vor dem ich mein Haupt beugte. ‚Das ist unwürdig, Mr. Evans, ist gemein!' So hörte ich sie sprechen. Dann war ich allein. Ich wußte, daß ich sie nicht mehr sehen würde."

Mr. Evans machte eine kurze Pause, dann flüsterte er leise: „In derselben Nacht hat Jemand mir den unerbetenen Dienst erwiesen, mich aus der Themse herauszufischen. Es wäre in der That nicht nothwendig gewesen."

Der Baron strich langsam seinen Bart und schaute mit mitleidiger Theilnahme auf den jüngeren Freund, welcher den Blicken auswich. „Allerdings eine seltsame Geschichte! Sie haben sich aber doch mit Ihrem Schicksale abgefunden? Ich hoffe wenigstens, daß Sie Niemand mehr Gelegenheit zu einem ähnlichen Liebesdienste geben wollen."

„Nein! Ich werde leben und sehen, ob ich den Makel

der Gemeinheit tilgen kann. Vielleicht gewinne ich zurück, was ich verloren habe, die Achtung vor mir selbst."

„Und dann auch die Verlorene?"

Mr. Evans machte eine abwehrende Geberde. „Ich werde sie nie vergessen, aber ich wünsche nicht, sie wiederzusehen. Jenes erhabene, beseligende Gefühl der reinen Liebe ist verschwunden. Die Leidenschaft würde wieder auflodern, wenn sie vor mir stände, und das wäre schlimm für mich und für sie. Diese Zeit meines Lebens soll begraben und vergessen sein mit dieser Beichte."

Baron Prettau reichte dem Freunde die Hand. „Ich danke Ihnen für das Vertrauen, welches Sie mir geschenkt, und auch für das, was Sie mich gelehrt haben."

„Das wäre?"

„Daß an dem Leid, welches uns widerfährt, nicht immer Andere allein die Schuld tragen."

— — — — — — — — — — — —

Die Herren waren im „Holländischen Hof" abgestiegen, da Baron Prettau dorthin seine Briefe bestellt hatte. Jeder war auf sein Zimmer gegangen, um sich umzukleiden, dann wollte man im Speisesaale gemeinsam das Abendessen einnehmen. Mr. Evans war zuerst fertig geworden und mußte im Speisesaal ziemlich lange warten, bis der Baron erschien. Ein einziger Blick auf dessen Antlitz ließ den Freund erkennen, daß Prettau Nachrichten empfangen haben müsse, welche ihn erregten.

„Ich bin in der peinlichen Lage, mein Versprechen nicht einhalten zu können," fing der Baron an, nachdem er seinen Platz eingenommen hatte; „ich muß Sie bitten, entweder noch einige Tage zu warten, bis ich die geplante Wanderung mit Ihnen antreten kann, oder, wenn es Ihnen beliebt, mich zu begleiten, allerdings nach einer Gegend, welche wenig Reize für Sie bieten dürfte."

„Wenn Sie es erlauben, werde ich Sie begleiten."

„Es wird mir sehr angenehm sein.“ Der Baron verneigte sich leicht. „Ich muß morgen mit dem Frühzuge nach D. Von meiner Schwester erhielt ich eine Nachricht, welche mich zu dieser Reise bestimmt.“

„Es scheint keine angenehme Nachricht zu sein.“

„Auch in mein Leben hat ein Weib verhängnißvoll eingegriffen, hat mich zu dem unstäten, ruhelosen Manne gemacht, der ich jetzt bin. Dieses Weib soll ich noch einmal sehen, wenn es nicht schon zu spät ist.“

„Ich verstehe, Sie reisen zu einer Sterbenden.“

„Der Brief meiner Schwester ist vor acht Tagen geschrieben worden; meine Ankunft hier hatte sich eben verzögert. Ich weiß daher nicht, was inzwischen schon geschehen sein kann. Ich muß gestehen, daß ich fast wünschen möchte, zu spät zu kommen.“

„Nichts ist schlimmer, als das ‚Zu spät‘. Es vernichtet jede Hoffnung, daß sich etwas noch zum Guten wenden könne.“

„In diesem Falle, von dem ich spreche, ist nichts zu hoffen, kann nichts mehr zum Guten sich wenden,“ sagte mit trübem Ernste der Baron. — —

In später Nachtstunde wandelten die Freunde durch die stillen Anlagen längs des Ufers; durch die Wipfel zog der kühle Wind und leise rauschte der breite Strom.

„Sie haben nun meine Geschichte gehört, ich denke, sie ist auch seltsam und düster genug. Ich bin schlimmer daran, als Sie, Mr. Evans. Sie haben nur sich selbst Leid bereitet, ich fügte es einem Anderen zu und nimmer kann ich es gut machen.“

Mr. Evans drückte dem Baron die Hand. „Auch ich habe jetzt Ihnen für eine Lehre zu danken: die Last, welche Einer zu tragen hat, erscheint geringer, wenn man sie an der Bürde des Anderen mißt.“

Vierzehntes Kapitel.

Kapitän Fergus ſtapfte würdevoll dem Hauſe des Oberſten zu. Er hatte von ſeinen Damen einen Auftrag bekommen und trug daher eine wichtige Miene zur Schau, wie ein Geſandter, der zu einem Kongreß über eine Weltfrage ſich begibt. Leider waren die Damen, Frau v. Steinberg und Elſe, ausgegangen, als Fergus im Hauſe erſchien, und die dreizehnjährige Hilda, die Schweſter Elſe's, nicht aber deren Ebenbild, öffnete ihm. Die kleine Dame unterrichtete den Kapitän von dem Mißerfolge ſeines Ganges, und dieſer zog verdroſſen wieder ab.

Gelangweilt ging er der heimiſchen Villa wieder zu, als er plötzlich ſeinen Namen rufen hörte, und in dem Augenblicke, da er ſich umwenden wollte, ſchob ſich auch ſchon ein Arm unter den ſeinen.

Es war Lieutenant v. Glockthurn, welcher, nebenbei bemerkt, keineswegs hoch in der Gunſt des Kapitäns ſtand.

„O!" erwiederte daher der Kapitän auf den jovialen Gruß Glockthurn's, den er mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtete. „Sie ſind es?"

„Es freut mich wirklich, daß ich Sie 'mal allein treffe, Herr Kapitän," lachte Glockthurn. „Wollen wir ein Pulle Sekt leeren?"

Sekt trank Fergus ſehr gern, heute aber ſiegte das Mißtrauen ſelbſt über ſeine Leidenſchaft. „Nein, ich will nicht trinken."

„Na denn nicht! — Ich hätte Sie gerne um einen Gefallen erſucht, Herr Kamerad," fuhr Glockthurn mit bezaubernder Liebenswürdigkeit fort, „um einen großen Dienſt, für den ich Ihnen zeitlebens dankbar bleiben würde."

„Was für ein Dienſt wäre das?"

„Sehen Sie 'mal, Herr Kamerad, Sie müſſen ja doch

ſchon bemerkt haben — oder hätten Sie wirklich nichts gemerkt? Das wäre ſehr merkwürdig!"

„Nein, ich habe nichts gemerkt."

„Nun, ich möchte mit Miß Mabel in's Reine kommen, und will morgen vorſprechen, um mir Beſcheid zu holen. Kurz und rund heraus geſagt, ich will um ihre Hand anhalten. Was meinen Sie dazu, Herr Kapitän."

„Das wird ſehr luſtig ſein," verſetzte der Engländer gelaſſen.

Glockthurn machte ein ſehr verblüfftes Geſicht. „Luſtig? Für wen? Für Sie oder mich?"

„Ich meine für Miß Mabel."

„Ah! Sie glauben alſo, daß ſie erfreut ſein werde! Ich danke Ihnen, Herr Kamerad!" Der Lieutenant ſchüttelte Fergus kräftig die Hand. „Dann hat es keinen Zweck mehr — ich wollte Sie nämlich bitten, das Terrain ein wenig zu ſondiren, vielleicht Miß Snyders vorzubereiten und mir ſo einen kleinen Wink zu geben, wie die Chancen ſtehen. Wenn Sie aber meinen, daß Miß Mabel ſich freue, na — nochmals beſten Dank und auf Wiederſehen."

Ein kräftiges Händeſchütteln, und dann ging Jeder ſeines Weges, Kapitän Fergus verdroſſen und mürriſch, der Lieutenant mit einem ſiegesfrohen Lächeln.

Lieutenant v. Glockthurn hatte nicht ganz leicht ſich dazu entſchloſſen, mit dem Kapitän über dieſe Frage zu reden. Miß Snyders erſchien ihm aber völlig als eine Sphinx, er war ganz unſicher geworden und begann, an ſeiner Kenntniß der Frauen und — was noch ſchlimmer war — an ſeiner Unwiderſtehlichkeit zu zweifeln. Eine Zeitlang hatte er ja auch die Vermuthung gehegt, daß Pailer der Glückliche ſei, dem Miß Mabel's Gunſt gehöre, und bei ſich erwogen, ob er mit dieſem Nebenbuhler den Kampf aufnehmen ſolle oder großmüthig das Feld räumen. Nach dem Brande hatte er deshalb beſonders ſcharf Miß

Snyders beobachtet; das Ergebniß aber war ein überraschendes, verblüffendes: die Dame zeigte — ihm gegenüber, wie vor der Welt — eine Ruhe, die entweder auf eine ungewöhnliche Selbstbeherrschung oder darauf schließen ließ, daß der Ulan doch nicht ihrem Herzen so nahe stehe, als man angenommen hatte. Daß Ersteres der Fall war, konnte er nicht wissen, Letzteres zu glauben schmeichelte seiner Eigenliebe. Deshalb verdoppelte er seine Aufmerksamkeiten und entwickelte alle Liebenswürdigkeit, deren er nur fähig war. Nun lernte er aber kennen, was Hangen und Bangen sei. Bald schien es, daß er auf Zuneigung und noch etwas mehr rechnen dürfe, am nächsten Tage mußte er alle Hoffnungen begraben, um sie am dritten wieder aufleben zu sehen. Wenn er einen günstigen Augenblick gekommen wähnte, um einen „Sturm" wagen zu können, wich Miß Mabel geschickt aus und schlug mit witziger Laune alle seine Sturmgedanken in die Flucht. Bisher waren alle Versuche, in's Klare zu kommen, wie Miß Snyders über ihn denke, vergeblich gewesen; darum wollte er nun die Taktik ändern, und durch einen kühnen Ueberfall die Entscheidung erzwingen. Als vorsichtiger Stratege hielt er es aber doch für gerathen, sich über die Chancen eines solchen Waguisses zu unterrichten, darum hatte er sich Fergus anvertraut. Nun freilich glaubte er seiner Sache sicher zu sein, und fröhlich wiederholte er für sich den orakelhaften Ausspruch des Kapitäns: „Das wird lustig."

Fergus hatte die vertraulichen Mittheilungen seines Freundes Glockthurn getreulich Mabel berichtet. Dies rief bei ihr eine Fröhlichkeit hervor, wie sie in der letzten Zeit nie mehr bemerkt worden war. Wenn Miß Mabel in der Gesellschaft auch ruhig und gelassen erschien, daheim und vor ihrer treuen Lucy machte sie kein Hehl aus ihrem tiefen Kummer und der bangen Sorge um den Armen, der

auf ſeinem Schmerzenslager im Spitale um ſein Leben rang.

Lieutenant v. Glockthurn erſchien am nächſten Tage in voller Paradeuniform und mit dem unvermeidlichen Rieſenſtrauß bewehrt, in der Villa, eben als Fergus dieſelbe verlaſſen wollte.

„Nun?“ fragte der Lieutenant mit einem bedeutungsvollen Zwinkern.

„O, man erwartet Sie,“ lautete die verheißungsfrohe Antwort, und glückſelig betrat Glockthurn den Salon.

Der Kapitän hatte wahr geſprochen, eine Dame befand ſich im Salon, die mit lieblichem Erröthen und liebenswürdigem Lächeln dem Beſucher die Hand reichte, nur war es — Miß Lucy.

Die Art, wie Glockthurn die Dame begrüßte, ließ auf eine ſonſt ungewohnte Befangenheit ſchließen; beinahe wäre er über ſeinen Pallaſch geſtolpert, als er den ihm angebotenen Stuhl einnahm. Miß Lucy ſah ihn an, lächelte und ſchlug die Augen nieder, Glockthurn ſah ſie an, ſenkte dann auch den Blick auf ſeinen Strauß, lächelte aber nicht.

Dieſe ſtumme Unterhaltung unterbrach Miß Lucy, indem ſie die Hand nach dem Strauße ausſtreckte. „O, welch' herrliche Blüthen.“

„Herrlich? Meinen Sie? Man bekommt in dieſem Neſte nichts Beſſeres.“

Miß Lucy hatte auf einmal — er wußte nicht recht, wie es gekommen war — den Strauß in der Hand. „Niel-Roſen: Entzückend! Es ſind unſere Lieblingsblumen, Mabel liebt ſie ebenſo ſehr wie ich.“

„Das freut mich! Darf ich fragen, ob Miß Mabel —“

„O, Sie befindet ſich ganz wohl,“ erwiederte Miß Lucy mit einem ſchelmiſchen Blicke. Der Lieutenant ſpürte, wie ein Hauch von Verlegenheit ihn anwehte.

„Sie wollten etwas ſagen?“ fuhr Miß Lucy fort, ſah

aber jetzt Glockthurn nicht an, sondern fingerte an dem Strauß herum.

„Ja, gewiß — ich wollte —“ Mit Mühe unterdrückte er eine Verwünschung, welche ihm die Kehle heraufstieg.

Miß Lucy lächelte wieder. „Warum sprechen Sie nicht? Denken Sie, hier säße Miß Mabel, und Sie wollten zu ihr reden und ich stände hinter jener Thüre und hörte zu.“

Der Lieutenant machte zuerst ein verblüfftes Gesicht, dann schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf, und lebhaft rief er: „Weiß Gott, Sie haben Recht! Ich will sprechen, als ob Miß Mabel vor mir säße.“

Er sprach, rasch und schneidig, warm und herzlich, wie eben ein Ulanenlieutenant, der ein Liebesgeständniß macht. Liebesgeständnisse sind selten originell, sie gleichen einander zu sehr und sind interessant nur für die Betheiligten. Auch jenes des Lieutenants v. Glockthurn war nicht originell und schloß mit der üblichen Redensart: „Und nun bitte ich Sie, gewähren Sie mir diese Hand und sagen Sie, daß Sie mich lieben und die Meine werden wollen.“

Miß Lucy legte ihre Hand in die seine, sagte mit holdem Erröthen, aber mit fester Stimme: „Ich will!“ und neigte sich ihm zu, um den Verlobungskuß zu empfangen. Sie empfing ihn auch, denn Glockthurn war so im Eifer seiner Rolle, daß er diesen Abschluß nicht vergaß.

„Meinen herzlichen Glückwunsch!“

Die Beiden fuhren auseinander, Miß Lucy flog auf die Freundin zu, welche unter der Thüre stand, der Lieutenant griff mit den Fingern nach irgend etwas, das nicht da war.

„Sie haben mir eine große Freude bereitet, Herr Lieutenant, und ich hoffe, Sie werden meine liebe Lucy glücklich machen. O, sie liebt Sie sehr, und Sie dürfen stolz sein auf diese Liebe!“

„Iſt dies wahr?“ Die Stimme Glockthurn's zitterte. War es aus Verlegenheit? War es aus Rührung?

„Wollen Sie es nicht glauben?“ flüſterte Miß Lucy und ſah ihn an.

Dieſer Blick entſchied, er war ein Stoß in's Herz.

„Gewiß glaube ich es! Ach natürlich, und wie glücklich mich das macht!“

— — — — — — — — — — — —

Als Lieutenant v. Glockthurn die Villa verließ, kam eben Fergus zurück. „Da hören Sie 'mal, das haben Sie nett gemacht! Zum Glück iſt es gut abgelaufen; aber —“ er faßte den Kapitän unter den Arm, „als Diplomat werden Sie nicht berühmt!“

Auf dem Heimwege dachte Glockthurn über die ſeltſame Wandlung ſeines Schickſals nach. „Verlobt ſind wir! — Hm! Ich möchte jetzt faſt ſelbſt glauben, daß ich eigentlich in Miß Lucy verliebt war.“ . . .

„Was hat es gegeben?“ fragte Fergus ſeine Damen, welche er in einer ganz wunderbaren Stimmung fand.

Die Antwort, welche er empfing, war ihm ſehr räthſelhaft. „Sie müſſen heute einen Toaſt ſprechen auf Englands luſtige Mädchen.“

Fünfzehntes Kapitel.

„Ich finde die Gegend hier keineswegs ſo reizlos, wie Sie mich vermuthen ließen. Es iſt ein eigenartiger Charakter in der Landſchaft, der mich anzieht,“ ſagte Evans, welcher mit dem Baron von einem Morgenſpaziergange nach der Stadt zurückkehrte. „Auf dem Wege entdeckte ich ein ganz reizendes Motiv, und ich gedenke daſſelbe aufzunehmen, während Sie Ihren Beſuch machen.“

„O, dann bedauere ich, daß Sie meinethalben den Weg zurück machten,“ erwiederte der Baron.

Evans lächelte. „Ich muß meinen Malkasten aus dem Hotel holen.“

„Um so besser; es wäre mir unlieb gewesen, wenn ich Ihre Begleitung nur einer konventionellen Höflichkeit zu danken gehabt hätte.“ Baron Prettau sah auf die Uhr. „Auf die Minute zurecht gekommen. Hier ist das Haus,“ er deutete auf das Gebäude, welches jenseits der Straße ihnen gegenüberlag. „Bei dem Mittagsessen sehen wir uns wieder.“

„Meine besten Wünsche begleiten Sie, Herr Baron,“ sagte Evans und reichte dem Freunde die Hand.

In diesem Augenblicke schritten zwei Soldaten quer über die Straße dem Hause zu, welchem Baron Prettau seinen Besuch machen wollte, ein Unteroffizier und ein Soldat ohne Waffe, bleich und abgemagert, dem man es ansah, daß er nur mit Mühe die aufrechte Haltung bewahren konnte.

Evans blickte verwundert auf, als der Baron mit weit geöffneten Augen den Beiden nachsah und dann, ohne weiter ein Wort zu sprechen, mit großen Schritten über den Straßendamm setzte. Aus dem Hause trat eben ein anderer Unteroffizier mit einer Mappe unter dem Arme: der Baron hielt ihn an.

„Wer ist dieser Mann; ich meine den Bleichen, der eben hineinging.“

Der Unteroffizier maß den Fragenden und überlegte offenbar, ob er antworten oder den Frager abweisen solle. Erst nachdem er sich überzeugt hatte, daß er es offenbar mit einem vornehmen Mann zu thun habe, sagte er militärisch kurz: „Ulan Pailer.“

„Wie? Pailer!“

„Jawohl!“ erwiederte Jener und ging seines Weges.

Baron Prettau lüftete etwas den Hut und fuhr sich dabei über die Stirne. „Ach ja, welche Tollheit!“ sagte er

halblaut vor ſich hin und ſchritt nun langſam der Treppe zu.

Er brauchte nicht lange im Salon zu warten, bis Frau v. Steinberg erſchien, welche den Gruß des Beſuchers mit kühler Zurückhaltung erwiederte.

„Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, gnädige Frau, daß Sie mir dieſe Unterredung gewährten. Sie werden vielleicht erſtaunt geweſen ſein, daß ich es gewagt habe, hier zu erſcheinen.“

„Ich war allerdings überraſcht, als Sie mir Ihren Beſuch ankündigten.“

„Erſt vorgeſtern Abend empfing ich in Mainz Nachrichten von meiner Schweſter, welche es mir gewiſſermaßen als Pflicht erſcheinen ließen, hierher zu reiſen.“

„Wieſo Pflicht?“ fragte mit ſcharfer Betonung Frau v. Steinberg. „Ich habe keinen brieflichen Verkehr mehr mit Ihrer Frau Schweſter.“

„Ganz richtig, meine Schweſter bemerkte auch ausdrücklich, daß ſie die Mittheilungen, welche ſie mir machte, von einer Freundin erhalten habe.“

„Ich weiß nicht, in welcher Form dieſe Mittheilungen gehalten waren; jedenfalls aber lag auf meiner Seite niemals die Abſicht vor, Sie, Herr Baron, irgendwie zu bemühen.“

„Ich verſtehe vollkommen, gnädige Frau, daß Sie betonen wollen: irgend eine Aufforderung zum Kommen ſei von Ihnen nicht ausgegangen. Sie glauben Urſache zu haben, mir zu zürnen; in Ihren Augen muß ich ja als ſchuldig erſcheinen. Ich bitte aber, mir zu glauben, daß Sie mich falſch beurtheilen. Ich kann allerdings auf dieſe Verhältniſſe und Umſtände nicht eingehen, welche mich rechtfertigen. Doch laſſen wir das. Ich bin gekommen, weil meine Schweſter mir ſchrieb, Fräulein Elſe ſei ſchwer erkrankt, und ihr Geiſt beſchäftige ſich lebhaft mit meiner Perſon.“

„Es ist richtig, daß Else in ihrer Fieberraserei oft Ihren Namen nannte, meist in Verbindung mit dem eines Ihrer Freunde, den ich nicht persönlich kenne."

Mit gespannter Aufmerksamkeit schaute der Baron auf Frau v. Steinberg. „Wovon sprach Fräulein Else? Hatte das irgendwelchen Zusammenhang; das heißt, konnte man errathen — verzeihen Sie meine Neugierde, gnädige Frau."

„Was sollte man aus solchem Irrereden errathen können? Meine arme Tochter litt schwer unter allerlei grauenhaften Traumbildern und entsetzlichen Vorstellungen. Es waren schreckliche Stunden."

Baron Prettau schien erleichtert aufzuathmen. „Ich war sehr erfreut zu hören, daß jetzt die Gefahr vorüber ist."

„Ja, Gott sei es gedankt, der Arzt hofft auf Genesung."

„Empfangen Sie meinen Glückwunsch dazu, gnädige Frau. Ich will nur noch hoffen, daß mit der Wiederkehr zum neuen Leben Fräulein Else Alles vergißt, was vergangen ist und auch — mich." Baron Prettau griff nach dem Hute.

„Else spricht auch jetzt noch von Ihnen, Herr Baron!"

Förmlich erschreckt fuhr er zurück. „Jetzt noch? Bei klarem Bewußtsein!"

„Auch jetzt noch, ja! — Sie scheint wirklich den Wunsch zu hegen, Sie wiederzusehen."

„Wozu sollte dies gut sein?" sagte der Baron mehr vor sich hin, als zu Frau v. Steinberg.

„Ich weiß nicht, was zwischen meiner Tochter und Ihnen vorgefallen ist. Else ist stolz und verschlossen, und sie hat mir ihr Herz nicht geöffnet. — Was aber immer geschehen sein mag, ich glaube jetzt, Else ist bereit, zu verzeihen oder um Verzeihung zu bitten."

„Sind Sie beauftragt, mir dies zu sagen, gnädige Frau?"

Frau v. Steinberg hob abwehrend die Hand. „Ich bemerkte ja, daß Elſe über ihre Herzensangelegenheiten nichts ſprach. Immer bekam ich nur zur Antwort: ‚Frage mich nicht, Mama, ich kann es Dir doch nicht ſagen.‘“

„Fräulein Elſe wünſcht alſo ein Wiederſehen?“

„Vielleicht; ich glaube es vermuthen zu dürfen, wiederhole aber, mein Wunſch war es nicht, daß Sie kommen ſollten. Natürlich ſteht es auch Ihnen vollkommen frei, eine Wiederbegegnung abzulehnen.“

„Selbſtverſtändlich würde ich einen ausdrücklichen Wunſch des Fräuleins erfüllen. Ich bitte Sie alſo, gnädige Frau, deshalb anzufragen und mir dann Beſcheid zu geben. Ich bin bereit, ſo lange als es nöthig iſt, hier in D. zu bleiben.“

„Wenn Sie einen Augenblick warten wollen, Herr Baron, ſo werde ich Elſe ſofort fragen.“ Frau v. Steinberg erhob ſich und verließ den Salon.

Der Baron ſchüttelte den Kopf, es konnte ihm nicht entgehen, mit welcher Haſt die alte Dame fortgeeilt war, um ihre Tochter zu benachrichtigten. „Man hat mich alſo doch rufen laſſen, ſo ſehr man es auch abzuleugnen verſucht,“ dachte er.

Frau v. Steinberg kam wieder zurück. „Elſe wünſcht Sie heute noch zu ſprechen.“

„So ſei es denn!“

Baron Prettau folgte der Dame hinüber in das Krankenzimmer; Elſe ſaß in einem Lehnſtuhle nahe dem Fenſter und begrüßte den Baron mit einem leichten Neigen des Hauptes. Die Spuren der überſtandenen Krankheit gaben ſich in der Bläſſe und in der Schärfe der Geſichtszüge kund, welche dadurch einen Ausdruck ganz eigenartiger, befremdender Schönheit gewannen. Es lag etwas Geſpenſtiges in dieſem tadellos geformten Antlitz; die Form war reizvoll, aber dennoch fühlte man ſich mehr abgeſtoßen,

als angezogen. Ein dämoniſcher Hauch ſchien von ihr auszugehen.

Frau v. Steinberg ſchob einen Stuhl heran.

„Ich bitte uns allein zu laſſen, Mama!“

„Du ſollſt nicht viel ſprechen, Elſe —“

„Mama!“ Das klang wie ein Befehl, dem nicht widerſprochen werden darf. Frau v. Steinberg ging zur Thüre. „Daß Du aber nicht horchſt, Mama!“

„Aber Kind!“ erwiederte die alte Dame gekränkt, und ſchloß die Thür hinter ſich.

Nun waren die Beiden allein. „Mit lebhaftem Bedauern hat mich die Nachricht von Ihrer Erkrankung erfüllt,“ begann der Baron.

Sie unterbrach ihn. „Sehen Sie doch nach, ob Niemand lauſcht,“ ſagte ſie ſo laut, als es ihr möglich war.

Etwas widerwillig erhob ſich Prettau, öffnete alle Thüren zu den Nebenzimmern, und meldete dann, daß Niemand horche.

„Kommen Sie näher, wir dürfen nicht ſo laut ſprechen.“ Er rückte ſeinen Stuhl heran, ſie legte ihre Hand auf ſeinen Arm und neigte ſich ein wenig zu ihm.

„Wiſſen Sie, daß er lebt? — Er hat ſein Wort gebrochen! Ich habe ihn geſehen, mit ihm geſprochen.“

„Iſt dies wahr?“ Die Stimme Prettau's zitterte.

„Ich ſage es Ihnen ja, er lebt!“

Der Baron athmete tief auf. „Ich danke Ihnen für dieſes Wort; es nimmt eine ſchwere Laſt von meiner Seele.“

„Sie wollen das dulden?“

„Dulden? Ich freue mich darüber!“

Elſe warf den Kopf nach der anderen Seite und ſah zum Fenſter hinaus, ohne zu antworten.

„Ich ſehe mit Betrübniß,“ ſagte der Baron, „daß Ihr Haß noch immer nicht geſchwunden iſt.“

Sie fuhr herum. „Haß?! — Nun ja, es iſt ſo etwas. Liebe kann es doch nicht ſein.“

Baron Prettau ſah ſie mit einem ernſten und traurigen Blicke an. „Fräulein Elſe, ich wollte Sie vorhin beglückwünſchen zu Ihrer Geneſung, zwingen Sie mich nicht, zu glauben, es wäre beſſer geweſen —“

Sie fiel ihm in's Wort. „Ich wäre todt! Das wollen Sie wohl ſagen. Natürlich wäre es beſſer!“

„Sie Unglückliche!“

„Warum machte man mich dazu?“

„Sie ſelbſt thaten es.“

„Was kann ich für meine Natur?“

„Man kann ſich ſelbſt bezwingen.“

„So ſtark bin ich nicht. Und Andere ſind auch ſchwach.“

„Sie haben Recht, Fräulein Elſe; der Vorwurf der Schwäche trifft auch mich. Ich ließ mich von Ihnen zu Handlungen drängen —“

„O, Sie bereuen wohl, daß Sie mich liebten?“

„Ich muß es beklagen; mehr noch aber Sie, daß Sie ein ſo frevelhaftes Spiel mit mir treiben konnten.“

„Es war kein Spiel! Ich glaubte wirklich, mein Wort halten zu können. Aber es ging über meine Kräfte. Der Gedanke, einem anderen Manne angehören zu müſſen, erregte mir Entſetzen. Jetzt freilich — aber er dürfte mir nicht im Wege ſein. Ich ertrüge es nicht, ihn irgendwo auf der Welt zu wiſſen. Schaffen Sie ihn fort und ich — ich will mein Wort einlöſen.“

Keuchend, in abgeriſſenen Sätzen, hatte ſie dies hervorgeſtoßen.

„Elſe!“ ſchrie er auf. „Fühlen Sie denn nicht das Ungeheuerliche! Doch Sie ſind ja krank, und darum will ich es Ihnen verzeihen.“

„O, ich verſtehe Sie; ich bin Ihnen nichts mehr. Sie

ſind wohl kurirt von Ihrer Liebeskrankheit? — Nun, ich bedarf Ihrer Hilfe nicht; ich werde es ſelbſt beſorgen. Ihr ſeid feige, ihr Männer, feige, feige!"

Der Anfall von Raſerei erſchöpfte ihre Kraft; mit einem ſchwachen Aufſchrei fiel ſie in den Stuhl zurück und ſchloß die Augen.

Baron Prettau hatte an der Wand einen Glockenzug bemerkt, er zog an demſelben. In wenigen Sekunden erſchien Frau v. Steinberg und hinter ihr die Kammerjungfer. Beſtürzt beugte ſich die alte Dame über ihre Tochter.

„Ich dachte es ja," jammerte ſie, „daß die Aufregung ſie tödten wird. Elſe! Elſe! — Um des Himmels willen, den Arzt! Schnell!"

Elſe v. Steinberg ſchlug wieder die Augen auf. „Ach, Mama, es iſt nichts. Beunruhige Dich nicht." Dann ſich langſam zu Prettau wendend: „Adieu, Herr Baron!"

Mit einer ſtummen Verbeugung gegen Mutter und Tochter verließ Baron Prettau das Gemach.

„Was hat es wieder zwiſchen euch Beiden gegeben?" forſchte ängſtlich Frau v. Steinberg. „Ich hoffte, ihr würdet euch verſöhnen."

„Quäle mich doch nicht damit, Mama! Laß mich allein; ich bin etwas müde."

„In dem Zimmer darf ich aber doch bleiben; Du könnteſt etwas bedürfen."

„Wenn Du es durchaus willſt —" Elſe legte den Kopf zur Seite.

In dieſem Augenblick trat der Oberſt ein. „Ihr hattet Beſuch! Vor der Thür begegnete ich einem fremden Herrn."

„Baron Prettau war hier," ſagte Frau v. Steinberg.

„Prettau? Den Namen habe ich wohl ſchon gehört. Ach, war das nicht der — er war verlobt mit Dir, Elſe?"

„Ja, ja; der war es."

„Und er war hier? Nun das trifft ſich gut. Ich habe auch mit Dir zu ſprechen, Elſe."

„Später! Ich will jetzt Ruhe haben," ſagte ſie leiſe.

„Ich bitte Dich, ſchone ſie," bat auch Frau v. Steinberg. „Sie iſt ſehr angegriffen."

Herr v. Tillfuß ſah etwas mißtrauiſch ſeine Nichte an, zuckte dann brummend mit den Schultern und gab Frau v. Steinberg einen Wink, ihm in's Nebenzimmer zu folgen.

„Was war denn das für eine Geſchichte mit der Verlobung Elſe's?" fragte er.

„Ich weiß ja auch nicht viel darüber. Als ich damals mit der kleinen Hilda nach Bad Hall reiſen mußte, ging Elſa zu ihrer Freundin Melanie v. Löling, um bei dieſer einige Wochen zuzubringen. Dort müſſen ſich die Beiden kennen gelernt haben. In Hall erhielt ich plötzlich einen Brief des Barons Prettau, in welchem dieſer mir mittheilte, er ſei ſo glücklich geweſen, Elſe's Jawort zu erhalten, und frage nun an, ob er als Schwiegerſohn genehm wäre, erbitte meine Zuſtimmung und ſo weiter. Ich war vollkommen überraſcht, denn Elſe hat mir nicht die geringſte Andeutung gemacht, daß ſo etwas im Zuge ſei. Ich ſchrieb ihr ſofort; ſie antwortete ganz kurz, es ſei richtig. Ich gab nun dem Baron Beſcheid, erhielt ein Dankſchreiben mit der Mittheilung, er werde ſich nach meiner Rückkehr vorſtellen, und damit war vorläufig die Sache zu Ende. Als ich nun heimkam, war die Sache wirklich ganz zu Ende. Weshalb? weiß ich bis heute nicht. Elſe wollte nicht reden; von Löllings, mit denen ich ja ſelbſt faſt keine Beziehungen hatte, war auch nichts zu erfahren, Melanie war plötzlich geſtorben, und ſie waren auf Reiſen gegangen; und an den Baron konnte ich mich doch nicht wenden. Ich war nur darüber froh, daß die Verlobung noch nicht bekannt gegeben worden war."

„Nun, da weiß ich jetzt etwas mehr darüber."

„Du weißt —“

„Ich muß zuerst mit Else sprechen,“ fiel rasch der Oberst ein, der sah, mit welcher Spannung seine Schwester auf weitere Mittheilungen harrte.

„Was muß denn da vorgegangen sein, daß nun auch Du vor mir ein Geheimniß machen willst?“ rief gekränkt die alte Dame aus.

„Gedulde Dich noch ein wenig; Du sollst dann erfahren, so viel Du zu wissen brauchst.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Papierkorb.

Novelle von **Gerd Harmstorf.**

Mit Illustrationen von R. E. Kepler.

(Nachdruck verboten.)

1.

„Man hat mir aus Versehen diese Rechnung da geschickt. Du wirst die Güte haben, liebe Irma, Deiner Modistin dergleichen für die Zukunft auf das Entschiedenste zu verbieten."

Der Großkaufmann Heinrich Rohloff, der mit diesen Worten das elegant ausgestattete Boudoir seiner Gattin betreten hatte, befand sich ersichtlich nicht in der besten Laune. Er warf das Blatt auf den Tisch und begann mit langen Schritten das Zimmer zu durchwandern, indem er in nervöser Aufregung seinen schon ergrauenden Bart strich. Er war ein kleiner, beleibter Herr, der die Fünfzig sicherlich schon erreicht hatte, und man hätte ihn recht wohl für den Vater der schönen jungen Frau halten können, die bei seinem Eintritt den wohlfrisirten Kopf nur leicht von ihrem Buche erhoben hatte.

„Laß doch sehen!" sagte sie, und nachdem sie einen flüchtigen Blick auf die Rechnung geworfen, fügte sie sehr gelassen hinzu: „Es hat vollkommen seine Richtigkeit. Diese kleinen Anschaffungen waren ganz unvermeidlich. Du wirst Dich schon bequemen müssen, mein Lieber, sie zu bezahlen."

„Nein, das werde ich nicht!" gab er mit großer Ent-

ſchiedenheit zurück. „Die Summe, welche ich Dir für Deine Toilettenbedürfniſſe ausgeſetzt habe, überſteigt ohnedies bei Weitem meine Verhältniſſe. Ich habe Dir wiederholt erklärt, daß ich ihr nichts mehr hinzufügen kann, und diesmal werde ich Dir den Beweis liefern, daß es mir Ernſt damit iſt. Du magſt dieſe Rechnung von der nächſten Rate Deines Nadelgeldes berichtigen und Dich für die Folge entſprechend einſchränken. Von mir — darauf gebe ich Dir mein Wort — erhältſt Du dazu nicht einen Pfennig!“

Er hielt plötzlich inne, weil er erſt jetzt bemerkte, daß er mit ſeiner Frau nicht allein war. Ein blondes junges Mädchen, mit feinen, anmuthigen Geſichtszügen, hatte ſich in großer Verlegenheit von dem Erkerplatz erhoben, wo ſie bisher mit einer Näherei geſeſſen hatte, und ging nun haſtig an ihm vorüber, um das Zimmer zu verlaſſen. Ihre einfache, dunkle Kleidung, die in einem ſo auffallenden Gegenſatz ſtand zu der eleganten Toilette der Hausfrau, ließ darauf ſchließen, daß ſie ſich hier in einer abhängigen Stellung befand, und auch die Art, wie ihr Heinrich Rohloff jetzt einen Auftrag ertheilte, konnte trotz aller Freundlichkeit nur als ein Beweis dafür gelten.

„Schicken Sie doch gefälligſt eines der Mädchen in das Komptoir hinunter, Fräulein Merklin!“ ſagte er. „Ich wünſche Herrn Wilberg auf einen Augenblick zu ſprechen.“

Sie bejahte leiſe und ging. Frau Irma aber warf nach ihrer Entfernung in ſpöttiſchem Tone hin:

„Es war überaus zartfühlend, mir dieſe Vorleſung in Gegenwart meiner Geſellſchafterin zu halten. Vermuthlich hatteſt Du den Wunſch, ſie dadurch eindringlicher zu machen.“

„Ich bemerkte die Anweſenheit des Fräuleins nicht ſogleich und bin im Uebrigen überzeugt, daß wir uns auf ihre Verſchwiegenheit verlaſſen können. Hätte ich mit Rück-

ſicht auf ſie meine Ausdrucksweiſe auch vielleicht geändert, der Inhalt meiner Worte würde doch ohne Zweifel derſelbe geblieben ſein."

„Du weigerſt Dich alſo wirklich, mir dies geringfügige Opfer zu bringen? Es wäre Dir lieber geweſen, wenn ich durch unmoderne Kleider zum Geſpött aller Welt geworden wäre?"

„Es wäre mir vor Allem ſehr lieb, Irma, wenn Du endlich begreifen lernteſt, daß die Zeiten ſehr ernſt ſind, und daß ich nicht über unerſchöpfliche Reichthümer verfüge. Ich muß ohnedies meine ganze Kraft zuſammennehmen, um der Ungunſt der Verhältniſſe zu begegnen, und ich würde leichtfertig handeln, wenn ich Dir trotzdem geſtatten wollte, einen ſolchen verſchwenderiſchen Luxus zu treiben."

Irma ſchlug das Buch zu, in dem ſie bis dahin anſcheinend noch immer geleſen hatte und warf es mit einer unwilligen Bewegung auf den Tiſch.

„Du haſt nicht immer aus dieſem Tone zu mir geſprochen, mein Lieber! Als ich Deiner Werbung Gehör ſchenkte, konnte ich wahrlich nicht vermuthen, daß Du mir eines Tages ſolche Dinge ſagen würdeſt."

„Und Du hätteſt Dich vielleicht bedacht, meine Hand anzunehmen, wenn Du mich nicht für unermeßlich reich gehalten hätteſt?" fragte Rohloff mit mehr traurigem als zornigem Ausdruck. „Bei der Liebloſigkeit und Gleichgiltigkeit, die Du ſeit Langem gegen mich an den Tag legſt, würde mich ein ſolches Geſtändniß kaum noch überraſchen."

„Beginge ich denn ein Verbrechen, falls ich unumwunden zugäbe, was Du vermutheſt? Auch damals, als ich Dir auf Dein inſtändiges Bitten mein Jawort gab, habe ich Dich nicht belogen. Daß ich für Noth und Entbehrungen meine Freiheit nicht hingegeben haben würde, mußt Du Dir doch wohl ſelber ſagen. Ich hatte davon in meinen

Mädchenjahren nachgerade genug gekostet und bin leider nicht romantisch genug veranlagt, um in einer leidenschaftlichen Liebe Ersatz zu finden für alle Freuden und Annehmlichkeiten des Daseins. Es thut mir leid, wenn Du Dich in mir getäuscht hast; aber ich trage daran gewiß keine Schuld."

Ihr Gatte wollte ihr erregt antworten, doch es klopfte in diesem Augenblick an die Thür, und er rief, sich zu äußerlicher Gelassenheit zwingend: „Herein!"

Ein junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren erschien auf der Schwelle. Er hatte ein hübsches, offenes Gesicht, aber er sah auffallend blaß aus, und es war eine gewisse unverkennbare Unruhe in seinem Benehmen.

„Sie haben nach mir geschickt, Herr Rohloff —"

„Ja! Ich komme wohl heute Abend nicht mehr in das Komptoir hinunter und möchte doch, daß eine Zahlung, die ich vorhin selbst bei der Firma Steffens & Söhne in Empfang genommen habe, der Ordnung halber noch heute gebucht werde. Hier — es sind zweimal fünftausend Mark in Hundertmarkscheinen! Schließen Sie sie fort und schicken Sie davon morgen früh auf die Bank, was wir nicht selbst für unsere Zahlungen benöthigen."

Er hatte ein ziemlich dickleibiges Couvert aus der Brusttasche gezogen und überreichte seinem Prokuristen die beiden durch einen Papierstreifen zusammengehaltenen Banknotenpäckchen.

„Der Betrag stimmt, ich habe die Scheine selbst nachgezählt. — Hat es unten noch etwas Neues gegeben?"

„Nein, Herr Rohloff, es ist Alles in Ordnung."

„Schön! Aber sagen Sie mir doch, Wilberg — Sie sehen so angegriffen aus; fühlen Sie sich vielleicht krank?"

Der Gefragte war zusammengefahren, als ob in den Worten seines Prinzipals ein schwerer Vorwurf gewesen wäre.

„Krank? O nein, gewiß nicht, Herr Rohloff! Ich befinde mich außerordentlich wohl.“

„Das ist mir lieb zu hören. Aber ich möchte Ihnen doch rathen, sich mit der Arbeit nicht zu übernehmen. Man

kann des Guten auch zu viel thun, und ich habe bemerkt, daß Sie Vieles selbst erledigen, was recht wohl einer der Buchhalter besorgen könnte. Ich verlange nicht, daß meine Leute sich für mich aufreiben. Lassen Sie sich das gesagt sein, junger Freund — und nun gehen Sie! Nachher, wenn Sie mir die Schlüssel zum Geldschrank heraufbringen, werde ich Sie ja noch einmal sehen.“

Wilberg machte eine ſtumme Verbeugung und ging. Keiner der beiden Männer hatte bemerkt, mit wie heißen Blicken während ihres kurzen Geſpräches die dunklen Augen der jungen Frau auf den beiden unſcheinbaren Päckchen geruht hatten, die eine ſo anſehnliche Summe darſtellten. Sobald ſich die Thür hinter dem Prokuriſten geſchloſſen hatte, ſtand ſie auf und legte ihre feine, wohlgepflegte Hand auf die Schulter des Gatten.

„Biſt Du mir böſe, Heinrich?“ fragte ſie ſchmeichelnd. „Ich habe recht häßliche Dinge geſprochen — nicht wahr? Aber es war mir nicht Ernſt damit, und ich bitte Dich um Verzeihung.“

Der jähe Wechſel in ihrem Benehmen überraſchte ihn, und etwas wie Mißtrauen prägte ſich in ſeinen Mienen aus.

„Wenn ich Deine Liebenswürdigkeit etwa um dieſen Preis erkaufen ſoll,“ ſagte er, indem er auf die Rechnung deutete, „ſo wirſt Du beſſer thun, Irma, ſie nicht erſt an mich zu verſchwenden. Ich werde Deine Modiſtin diesmal unter keinen Umſtänden bezahlen.“

„Aber ich verlange es ja gar nicht mehr,“ fiel ſie ihm mit einem reizenden Lächeln in's Wort. „Ich ſehe ein, daß ich eine Verſchwenderin bin, und ich werde mir Mühe geben, mich zu beſſern. Nur möchte ich zur Belohnung für dieſe guten Vorſätze endlich wieder ein freundliches Geſicht ſehen, nicht mehr dieſe brummige Miene. — Komm, Liebſter! Ich werde Dir etwas vorſpielen. Es iſt ſo lange her, daß Du mich nicht mehr haſt ſpielen hören.“

Es war etwas ſo Unwiderſtehliches in ihrer beſtrickenden, koſenden Art, daß die trübe Wolke wirklich von ſeiner Stirn verſchwand, und er ſich von dem ſchönen jungen Weibe fortziehen ließ in den Salon, wo ſie ſich ſogleich an den Flügel ſetzte, um mit den ſchlanken Fingern eine fröhlich rauſchende Weiſe aus den Taſten hervorzuzaubern.

Rohloff ließ sich in ihrer Nähe auf einen Sessel nieder und lauschte ihrem Spiel. Deutlich erinnerte er sich des Tages, da er sie zum ersten Male gesehen hatte, denn auch damals war es ebenso sehr ihre ungewöhnliche musikalische Begabung, als ihre siegreiche Schönheit gewesen, welche das Herz des fünfundvierzigjährigen Junggesellen in Flammen gesetzt hatte. In einer großen Gesellschaft waren sie einander begegnet, und Irma hatte gleich ihm zu den Gästen gehört. Aber die Hausfrau hatte ihm, da er nach dem Namen der schönen, jungen Dame fragte, vertraulich zugeflüstert, daß man sie eigentlich nur aus Mitleid in diesen Kreis gezogen habe, denn sie sei eine völlig mittellose Waise, die durch Klavierunterricht nothdürftig ihren Unterhalt gewinne. Zwar sei sie von guter Herkunft und habe eine vortreffliche Erziehung erhalten; aber das Bankgeschäft ihres Vaters sei vor einigen Jahren schmählich zusammengebrochen, und der Unglückselige habe sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Vielleicht hatte die gute Dame mit scharfem weiblichem Instinkt das erwachende Interesse des wohlhabenden Kaufmannes für die arme Klavierlehrerin wahrgenommen, und es war ihre Absicht gewesen, es durch diese Mittheilungen zu ersticken. Aber der Eindruck, den ihre Erzählung auf ihn hervorbrachte, war ein ganz anderer gewesen, als sie es erwartet haben mochte. Zu der Bewunderung, welche er Irma's Talent und ihrer Schönheit zollte, hatte sich nun auch noch die Theilnahme an ihrem traurigen Schicksal gesellt; er war eifrig bemüht gewesen, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, und noch an dem nämlichen Abend hatte er nach kurzem Zaudern den Entschluß gefaßt, sich die mittellose Waise zum Weibe zu gewinnen.

Es war ihm gelungen, und er hatte sich eine Zeitlang für den beneidenswerthesten aller Sterblichen gehalten. Aber der schöne Traum war nur zu schnell verflogen. Zu

seinem namenlosen Schmerz hatte er wahrnehmen müssen, daß seine schöne Gattin herzlos und selbstsüchtig war, und immer mächtiger war der peinigende Argwohn in ihm geworden, daß sie seine Liebe in Wahrheit niemals erwiedert habe. In den fünf Jahren ihrer Ehe war schon manche bittere Stunde gewesen, wo ihm heiße Reue aufgestiegen war über seinen allzu raschen Entschluß, und er statt der einstigen Leidenschaft etwas wie tiefen Groll gegen Irma zu empfinden meinte. Aber der Reiz ihrer sinnbestrickenden äußeren Erscheinung hatte trotz alledem seine alte Gewalt über ihn noch nicht ganz verloren, und wenn sie sich ihm wie jetzt von ihrer liebenswürdigsten Seite zeigte, konnte ihn wohl noch einmal derselbe wonnige Rausch überkommen, in welchem er bei jener ersten Begegnung ihrem bezaubernden Spiel gelauscht hatte.

Während seine Augen unverwandt an ihrem schönen Antlitz hingen, kämpfte er ernstlich mit der Versuchung, ihr auch diesmal noch nachzugeben und sich wieder, wie schon so oft, zum Sklaven ihrer verschwenderischen Launen zu machen. Er wußte, daß er damit auch die letzte Hoffnung begraben würde, sie jemals zu Einfachheit und Sparsamkeit zu erziehen; aber es war so angenehm, sie heiter und glücklich zu sehen, es war eine so wohlthuende Selbsttäuschung, noch einmal, wenn auch nur für wenige flüchtige Stunden, an ihre Liebe glauben zu dürfen!

Schon hatte er sich erhoben, um an ihre Seite zu treten und ihr mit zärtlichen Worten die Gewährung ihres Wunsches mitzutheilen, da war es abermals der Eintritt seines Prokuristen, der ihn nöthigte, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

„Ich bringe Ihnen die Schlüssel, Herr Rohloff," sagte der junge Mann. „Und ich erlaube mir die Frage, ob Sie vielleicht noch weitere Aufträge für mich haben."

„Nein, mein lieber Wilberg! Nur versäumen Sie

nicht, das überflüssige Geld gleich morgen früh auf die Bank zu schicken. Sie wissen, daß ich seit dem Einbruchsdiebstahl, von dem wir vor einem Jahre heimgesucht wurden, nicht gerne größere Summen im Hause behalte."

„Wir haben nach dieser Richtung hin jetzt doch wohl nichts mehr zu fürchten," erwiederte Wilberg, „die Sicherheitsvorkehrungen sind von der denkbar besten Art, und dann wird ja auch allnächtlich Ihre große Ulmer Dogge in dem Zimmer eingeschlossen, wo sich der Geldschrank befindet."

„Freilich — ich möcht's Keinem rathen, unbefugt da einzudringen. Ich glaube, unser Nero würde den Spitzbuben, der das versuchte, in Stücke reißen. Aber ein absolut sicherer Schutz gegen unliebsame Besuche ist am Ende doch das Alles nicht. Auch die Einbrecher sind mit der Zeit fortgeschritten, und man liest ja oft genug, daß sie die wunderbarsten Kunststücke fertig bringen."

„Was für Besorgnisse sind es, mit denen Du Dich da quälst!" rief Irma lachend, indem sie von ihrem Klaviersessel aufsprang und sich an seine Seite schmiegte. „Am Ende wird Dich gar noch die Furcht vor Dieben um Deine gute Laune bringen. Aber ich gebe es nicht zu. Ich will Dich heute Abend fröhlich sehen, weil ich selber so gerne fröhlich sein möchte. Gewiß wird drinnen im Speisezimmer das Abendessen schon auf uns warten."

Ganz bezaubert von ihrer anmuthigen Munterkeit winkte Rohloff seinem Prokuristen verabschiedend zu und reichte seiner Frau wie in den glücklichsten Tagen ihrer Ehe den Arm. Gesenkten Hauptes wandte sich Wilberg zum Gehen; aber er hatte das Vorzimmer noch nicht durchschritten, als er von einer sanften weiblichen Stimme seinen Namen hörte.

„Guten Abend, Walter," klang es ihm mit leisem Vorwurf an das Ohr. „Bin ich Ihnen denn nicht einmal mehr eines Grußes werth?"

Die blaſſen Wangen des jungen Kaufmannes hatten ſich jäh mit dunkler Röthe überzogen. Es war, als ob er auf die blonde Geſellſchafterin zueilen wollte, deren ſchlanke Geſtalt plötzlich vor ihm aufgetaucht war; doch ſchon, nachdem er den erſten raſchen Schritt gethan hatte, blieb er wieder ſtehen.

„Verzeihen Sie mir, Magda, daß ich Sie überſehen konnte!“ bat er. „Ich dachte eben an einen wichtigen geſchäftlichen Auftrag, den ich morgen auszuführen haben werde, und da —“

Er ſtockte, weil ihm die Unwahrheit nicht recht über die Lippen wollte, und er ſah auch, daß ſein Bemühen ein vergebliches war, denn das junge Mädchen ſchüttelte wehmüthig den Kopf.

„Nein, nein, Walter, es iſt nicht das,“ ſagte ſie leiſe, „und Sie ſollten wenigſtens aufrichtig gegen mich ſein. Ich habe es wohl bemerkt, wie gefliſſentlich Sie mir ausweichen, und wie peinlich es Ihnen iſt, wenn Sie mir einmal Rede ſtehen müſſen. Warum aber wollen Sie mir nicht ſagen, was ich Ihnen zu Leide gethan habe, und weshalb Sie mir zürnen.“

„Ich — Ihnen zürnen?“ wiederholte er ſchmerzlich. „Nein, wahrhaftig — alles Andere wäre eher möglich als das! Wenn ich mich ungeſchickt benommen habe, ſo gehen Sie darum nicht zu ſtrenge mit mir in's Gericht. Ich hätte vielleicht Ihr Mitleid viel eher verdient, als Ihren Unwillen.“

„Und Sie wollen mir nicht mittheilen, was Ihnen Schlimmes widerfahren iſt? Wenn die Schuld nicht an mir liegt, was kann Sie dann noch abhalten, mir Ihr Vertrauen zu ſchenken, wie Sie es früher gethan?“

Er blickte vor ſich nieder, und ein ſchwerer Athemzug wie ein Seufzer hob ſeine Bruſt.

„Ich wollte, daß ich Ihnen Alles ſagen dürfte, Magda!

Aber das Geheimniß, das ich Ihnen da preisgeben müßte, ist nicht das meinige allein. Und dann — es ist in dieser letzten Zeit eben leider Alles so ganz anders geworden."

„Was ist anders geworden, Walter?" fragte sie ernst. „Wir sind seit den Tagen unserer Kindheit Freunde gewesen, und ich glaubte bisher nicht, daß darin jemals ein Wandel eintreten könnte."

„Ich meinte es nicht so. Und doch — wie es bisher zwischen uns gewesen ist, wird es künftig kaum noch sein können. Wir sind die harmlosen Kinder nicht mehr, die miteinander plaudern und scherzen konnten, ohne nach der Zukunft fragen zu müssen. Der Ernst des Lebens ist zwischen uns getreten und fordert unerbittlich seinen Tribut."

Das junge Mädchen sah ihn mit großen, erstaunten Augen an, und deutlich spiegelte sich das Erschrecken in ihren Mienen.

„Ich verstehe Sie nicht. Oder soll ich Ihre Worte dahin deuten, daß ich etwas Ungeschicktes that, als ich mich in Ihr Vertrauen drängen wollte? Ist unsere Freundschaft plötzlich ein Unrecht geworden?"

Wilberg schüttelte wohl den Kopf, aber es war doch kaum als ein entschiedener Widerspruch zu nehmen, da er nach kurzem Schweigen sagte: „Martern Sie mich nicht mit solchen Fragen, Magda, auf die ich Ihnen die rechte Antwort jetzt doch nicht geben könnte! Später — später wird Ihnen vielleicht Alles offenbar werden. Heute bin ich nichts, als ein beklagenswerther Mensch."

Da blitzte es wie ein stolzer Unwille in ihren sonst so sanften Augen auf. „So vergessen Sie, daß ich mir eine Frage herausnahm, die mir nicht zusteht. Ich werde Sie gewiß nicht wieder mit der Erinnerung an eine Vergangenheit belästigen, welche Sie aus Ihrem Gedächtniß zu tilgen wünschen."

Sie neigte den Kopf und wandte ihm den Rücken, um

ſich in das Speiſezimmer zu begeben. Wilberg ſtand noch ein paar Sekunden lang auf dem nämlichen Fleck und folgte ihr mit einem namenlos traurigen Blick.

„Ich konnte nicht anders," ſagte er leiſe vor ſich hin. „Vielleicht iſt es am beſten ſo, denn es muß nun ja doch Alles aus ſein — Alles!"

Und in trübem, ſchwermüthigem Sinnen trat er den Heimweg in ſeine einſame Wohnung an.

Magda aber hielt erſtaunt an der Schwelle des Eßzimmers inne, als ſie ſah, ein wie zärtliches Einvernehmen an die Stelle der gereizten Stimmung getreten war, in welcher ſie vorhin das Ehepaar Rohloff verlaſſen hatte. Kaum jemals, ſo lange ſie in dieſem Hauſe weilte, hatte ſie eine ähnliche Wärme und Herzlichkeit des Verkehrs zwiſchen den beiden Gatten beobachtet; aber die ſchöne Frau hatte ihr trotzdem niemals weniger gefallen, als heute, wo ihre Lippen ſo verführeriſch zu lächeln wußten, während in ihren dunkeln Augen, ſo oft ſie dem Blick ihres Mannes nicht zu begegnen brauchten, ein unangenehmes, faſt tückiſches Glitzern war.

Obwohl die Geſellſchafterin ihren Platz an demſelben Tiſche hatte, nahm man doch in der heiteren Verſöhnungslaune von ihrer Anweſenheit ſehr wenig Notiz. Vielleicht auch gedachte Heinrich Rohloff ſeiner Frau eine ganz beſondere Genugthuung zu bereiten, als er gerade im Beiſein Magda's ſagte:

„Höre, liebſte Irma, ich will Dir ein Kompromiß vorſchlagen. Ich werde dieſe Rechnung Deiner Modiſtin bezahlen, wenn Du mir dagegen verſprichſt, während der nächſten drei Monate keine einzige Beſtellung bei ihr zu machen."

Aber die ſchöne Frau lehnte den entgegenkommenden Vorſchlag mit lachender Entſchiedenheit ab. „Nein, nein! Ich bin jetzt feſt entſchloſſen, die Buße auf mich zu nehmen,

die Du mir vorhin für meine Verschwendung zudiktirt hast. Die Baudouin kann recht gut noch drei Monate warten. Dann werde ich sie von meinem Nadelgeld bezahlen, und wenn ich wieder ein Kleid brauchen sollte, werde ich mir's hier im Hause anfertigen lassen. Du sollst jedenfalls nie wieder mit derartigen Ueberraschungen heimgesucht werden."

Rohloff küßte sie ganz entzückt, und Beide tändelten wie zwei Jungvermählte.

Magda, welche die aufgetragenen Speisen kaum berührt hatte, bat um die Erlaubniß, sich zurückzuziehen, da sie noch einige Briefe zu schreiben wünsche. Irma entließ sie sehr freundlich, und auch der Hausherr gab ihr ganz gegen seine Gewohnheit ein munteres Scherzwort mit auf den Weg. Dann stand er auf, um sich aus dem Liqueurschränkchen, das im Rauchzimmer aufgestellt war, ein Glas Cognac zu holen. Doch Irma, die sich heute in Aufmerksamkeiten überbot, hatte kaum seine Absicht errathen, als sie ihm auch schon mit liebenswürdiger Dienstwilligkeit zuvorkam.

„Warum willst Du Dich bemühen, Liebster? Dein Abendgläschen wird Dir hoffentlich nicht weniger munden, wenn es aus meinen Händen kommt."

Sie schlüpfte behend hinaus; aber sie mußte die gesuchte Flasche wohl nicht sogleich gefunden haben; denn es verging eine auffallend lange Zeit, ehe sie mit dem gefüllten Glase zurückkam, das sie zierlich auf ein Glastellerchen gesetzt hatte. Ihr Gatte forderte sie scherzend auf, ihm zuzutrinken; doch sie schüttelte sich lachend, als ihre Lippen den Rand des schlanken Krystallkelches kaum berührt hatten.

„Nein, verlange von mir, was Du willst, das aber bringe ich nicht fertig."

Rohloff leerte das Glas in einem Zuge, wie es seine

Gewohnheit war, dann aber schnitt auch er eine Grimasse des Widerwillens.

„Alle Teufel, was für ein Zeug hat mir der Weinhändler denn da geschickt! Vermuthlich hast Du eine neue Flasche geöffnet, liebe Irma?"

„Ja! Ich habe mich doch nicht etwa vergriffen? Es stand ‚Hennessy' auf der Etikette."

„Das hat schon seine Richtigkeit; aber es scheint ein ganz erbärmliches Kunstprodukt zu sein, das mir der Lieferant da hat aufhängen wollen. Gleich morgen früh schicke ich ihm die Sendung zurück."

Er trank schnell noch ein Glas Wasser und griff dann nach der Abendzeitung, um einen Blick auf die Börsenberichte zu werfen. Irma ging hinaus, nachdem sie sich noch ein paar Minuten lang im Zimmer zu schaffen gemacht hatte.

Magda traf eine kleine Weile später mit ihr zusammen, als sie sich noch einmal in die Küche begeben wollte. Sie sah, daß ihre Herrin, die von der Eingangsthür der Wohnung herkam, bei ihrer Annäherung bemüht war, einen kleinen Gegenstand in den Falten ihres Kleides zu verstecken. Aber wie eilig sie auch dabei verfuhr, die guten Augen der Gesellschafterin hatten doch erspäht, daß es eine Zange war, welche sie verbergen wollte, und sie fragte sich insgeheim verwundert, was wohl Frau Irma's zarte Hände mit einem solchen Instrument begonnen haben mochten. Aber es fiel ihr natürlich nicht ein, laut eine ähnliche Frage zu thun, und die junge Frau mochte darum wohl glauben, daß ihre Absicht gelungen sei. Sie sagte ihr noch etwas Freundliches und ging mit einem überaus leutseligen Gutenachtgruß vorüber.

Wohl um sich auch von ihrem Gatten zu verabschieden, öffnete sich noch einmal die Thür des Speisezimmers; aber sie lachte hell und fröhlich auf bei dem Anblick, welcher

ſich ihr darbot. Heinrich Rohloff's Oberkörper hing ſchlummerſchwer über der rechten Armlehne des Seſſels, die Zeitung war ſeiner Hand entglitten, und er kämpfte offenbar einen ſchweren Kampf gegen das Schlafverlangen, das plötzlich über ihn gekommen ſein mußte.

„Wie müde Du biſt, mein Freund!“ rief Irma übermüthig. „Waren es die Börſenberichte, die das bewirkt haben? Komm, laß Dich von mir zur Ruhe geleiten!“

Mit Anſtrengung nur erhob ſich der Kaufmann von ſeinem Seſſel.

„Ich weiß nicht, was das iſt,“ brachte er mit ſchwerer Zunge hervor. „Ich bin doch ſonſt um dieſe Zeit noch ganz munter. Merkwürdig — merk—wür—dig!“

Die junge Frau aber nahm ſeinen Arm und führte ihn in ſein Schlafzimmer.

2.

Mit dem Glockenſchlage acht Uhr meldete ſich am nächſten Morgen der Prokuriſt Walter Wilberg in der Wohnung ſeines Prinzipals, um die Schlüſſel wieder in Empfang zu nehmen, die er ihm am verfloſſenen Abend eingehändigt hatte. Herr Rohloff war gegen ſeine Gewohnheit noch bei der Toilette, denn er war mit einem dumpfen, peinigenden Kopfſchmerz erwacht und fühlte in allen Gliedern eine bleierne Mattigkeit, die ihn in recht verdrießliche Laune verſetzte. Auf das Klopfen des Hausmädchens und auf die Meldung, welche ſie ihm durch die geſchloſſene Thür abſtattete, zog er den Bund mit den theilweiſe ſehr kunſtvoll geformten Schlüſſeln unter dem Kopfkiſſen ſeines Lagers, wo er ihn geſtern wie an jedem anderen Abend beim Entkleiden verwahrt hatte, hervor und reichte ihn hinaus. Irma ſchlief noch feſt, und ſie mußte wohl von heiteren und lieblichen Träumen umgaukelt werden; denn es war ein ſehr anmuthiges Lächeln auf ihrem ſchönen Geſicht. Behutſam,

Digitized by Google

um sie nicht zu wecken, verließ Rohloff, als er mit seinem Anzuge fertig geworden war, das Zimmer, und setzte sich ohne sonderlichen Appetit an den Frühstückstisch. Er hatte eben die Morgenzeitung entfaltet, als ihn ein sehr ungestümes Klopfen erstaunt aufblicken ließ.

„Herein!" rief er etwas unwillig; aber ein eiskaltes Erschrecken rieselte ihm durch die Adern, als er seinen Prokuristen mit aschfahlem Gesicht und entfärbten Lippen vor sich stehen sah.

„Was gibt's denn, Wilberg?" rief er, sich unwillkürlich halb von seinem Stuhle erhebend. „Es hat doch hoffentlich keiner unserer Geschäftsfreunde seine Zahlungen eingestellt?"

„Nein, das nicht, Herr Rohloff! Aber Sie sind bestohlen worden — auf unbegreifliche Weise bestohlen. Die zehntausend Mark, welche ich gestern Abend unmittelbar vor Schluß des Komptoirs in den Geldschrank legte, befanden sich vorhin, als ich den Tresor öffnete, nicht mehr an ihrem Platz."

„Was? Sie sollten über Nacht gestohlen worden sein? Aber das ist ja ganz undenkbar — nein, es ist einfach unmöglich! Sagten Sie nicht eben, daß Sie den Tresor geöffnet haben? Er war also nicht gewaltsam erbrochen?"

„Nein, alle Schlösser befanden sich in bester Ordnung, der Dieb muß Nachschlüssel besessen haben, die auf das Genaueste paßten."

„Er müßte dann doch vor Allem das Stichwort gekannt haben, auf welches das Buchstabenschloß eingestellt ist, und so viel ich weiß, ist dieses Wort ein Geheimniß zwischen uns Beiden — vorausgesetzt allerdings, daß Sie es nicht etwa Jemand anvertraut haben."

„Wie sollte ich meine Pflicht so weit vergessen haben, Herr Rohloff! Ich weiß bestimmt, daß ich dies Wort nie einem Menschen mitgetheilt habe."

„Sie ſehen alſo, daß dann auch mit den beſten Nachſchlüſſeln ein Oeffnen des Schrankes ſo gut wie unmöglich geweſen wäre. Vielleicht haben Sie nicht ordentlich nachgeſehen, und der ganze Diebſtahl exiſtirt nur in Ihrer Einbildung. Jedenfalls will ich mich ſelbſt durch den Augenſchein überzeugen, ehe ich daran glaube.“

Er ließ ſein Frühſtück unberührt und eilte in das Komptoir hinunter, das im erſten Stockwerk des Hauſes gelegen war. Die Buchhalter und Kommis, welche noch nichts von dem Vorgefallenen wußten, machten erſtaunte Geſichter, als ſie ihren Prinzipal in ſo unverkennbarer Erregung dem kleinen Eckzimmer zuſtürzen ſahen, wo der Prokuriſt Walter Wilberg ſeinen Arbeitsplatz hatte und wo ſich auch der große, eiſerne Geldſchrank befand. Der junge Mann hatte vorhin, ehe er hinaufeilte, um die Hiobspoſt zu melden, beide Thüren der Kaſſe wieder geſchloſſen, und es bereitete ihm jetzt nicht die geringſte Schwierigkeit, ſie zu öffnen, der Mechanismus der fein gearbeiteten Schlöſſer funktionirte ganz vortrefflich.

„Und wären hier auch die beſten Diebswerkzeuge in Anwendung gekommen,“ meinte Rohloff, der ihm zuſah, mit großer Entſchiedenheit, „eine ſo ſpurloſe Arbeit hätten ſie doch nimmermehr verrichten können. Sollte das Geld wirklich verſchwunden ſein, was ich noch immer bezweifle, ſo iſt es gewiß nicht von Einbrechern geſtohlen worden.“

Während in dem unteren Theile des Schrankes die Geſchäftsbücher aufbewahrt wurden, befand ſich in dem oberen ein nochmals mit dicken Stahlplatten gepanzerter Treſor, der zur Aufnahme von Werthpapieren und barem Gelde beſtimmt war. Als Wilberg auch hier den Schlüſſel gedreht hatte, bot ſich der aus allerlei Dokumenten und einer Anzahl von Goldrollen beſtehende Inhalt in muſterhafter, faſt peinlicher Ordnung den Blicken dar.

„In dieſe Ledertaſche hier hatte ich die beiden Bank-

notenpäckchen gelegt," erklärte Wilberg, dem in seiner gewaltigen Erregung die Worte hastig und stoßweise über die Lippen kamen, „und da die Tasche leer war, als ich den Schrank vorhin öffnete, bleibt uns doch wohl nichts Anderes übrig, als an einen Diebstahl oder an Zauberei zu glauben."

„Lassen Sie uns zuvor noch einmal suchen!" beharrte Rohloff. „Und forschen Sie zugleich in Ihrer Erinnerung nach, ob Sie das Geld nicht doch vielleicht an einem anderen Orte aufbewahrt haben könnten."

Ohne Besinnen schüttelte der Prokurist mit höchster Entschiedenheit den Kopf.

„In Bezug darauf ist ein Irrthum vollständig ausgeschlossen. Ich kann unbedenklich beschwören, daß ich die Summe, so wie ich sie aus Ihren Händen empfing, in dieser Tasche verwahrt habe, die vorhin nicht das kleinste Papierschnitzelchen mehr enthielt."

„Das wäre doch sehr räthselhaft," meinte der Kaufmann, der bereits begonnen hatte, den vorhandenen Inhalt des Schrankes genau zu untersuchen. „Angenommen selbst, daß ein solcher Diebstahl überhaupt möglich gewesen wäre — warum nur hätte der Räuber gerade die Rollen mit dem baren Gelde zurücklassen sollen? Sie mußten ihm unfehlbar zuerst in die Augen fallen, und er hatte gewiß keinen Grund, diese bequeme und gefahrlose Beute zu verschmähen."

Wilberg wußte auf den naheliegenden Einwand nichts Anderes zu erwiedern, als daß auch ihm der Hergang des Ereignisses mehr als ein undurchdringliches Räthsel erscheine, und da nun Rohloff nach gründlichstem Forschen in merklicher Bestürzung erklären mußte, daß das vermißte Geld in der That nirgends zu finden sei, da verrieth die Miene des Prokuristen zur Genüge, daß er dies Ergebniß mit aller Bestimmtheit vorausgesehen habe.

Der Bestohlene begann jetzt erregt im Zimmer umherzugehen.

„Geben Sie mir einen Schlüssel zu diesem Geheimniß, Wilberg," sagte er. „Haben Sie denn nicht wenigstens irgend einen Verdacht oder eine Vermuthung, an die man sich anklammern könnte?"

„Nichts von alledem, Herr Rohloff! Aber ich meine, daß wir unter allen Umständen sogleich die Kriminalpolizei in Kenntniß setzen müssen."

„Gewiß!" erklärte der Kaufmann lebhaft. „Ich selbst werde die Polizei auf telegraphischem Wege benachrichtigen; denn von unseren Leuten darf vorläufig Niemand das Haus verlassen. Ich hege gegen Keinen einen Argwohn; aber bei der seltsamen Natur des Falles wünsche ich, daß die Untersuchung sogleich gründlich und ohne Ansehen der Person geführt werde. Sie werden die Verantwortung dafür übernehmen, mein lieber Wilberg, daß Niemand Gelegenheit findet, sich heimlich zu entfernen."

Als er sich anschickte, hinauszugehen, um seine Absicht auszuführen, fühlte er die Berührung von etwas Kaltem an seiner Hand und sah, daß es seine große, besonders schön und kraftvoll gebaute Ulmer Dogge war, die von ihrem bequemen Lagerplatz unter Wilberg's Schreibtisch aufgestanden war, um sich schmeichelnd an ihn zu schmiegen.

„An den Hund hatte ich noch nicht einmal gedacht," sagte er. „Wie haben Sie denn das Thier heute Morgen bei Ihrem Eintritt gefunden?" *)

„Nero lag wie immer auf seinem Teppich vor dem Geldschrank und sprang mir munter entgegen, sichtlich froh, von seinem Wächterposten abgelöst zu werden."

„Und trotzdem können Sie glauben, daß sich während der Nacht ein Fremder eingeschlichen haben sollte, um den

*) Siehe das Titelbild.

von ihm gehüteten Schrank zu bestehlen? Nein, lieber Freund, wir würden entweder den Dieb oder den Hund heute Morgen todt hier gefunden haben. Und wäre es Jemand gewesen, den er kannte, Nero hätte darum nicht weniger seine Schuldigkeit gethan." —

Die Mittheilung, welche Wilberg jetzt den ihm unterstellten Kommis und Buchhaltern von dem Vorgefallenen machte, erregte große Aufregung und Bestürzung unter denselben. Man zerbrach sich die Köpfe und tauschte die wunderlichsten Vermuthungen aus, um den Hergang dieses geheimnißvollen Diebstahls zu erklären; auf jedem Einzelnen aber lastete merklich das Unbehagen, welches auch für ein reines Gewissen mit dem Gedanken an die Möglichkeit verbunden ist, vielleicht schon in diesem Augenblick das Opfer eines schimpflichen Argwohns zu sein. —

Kaum eine halbe Stunde nach der von Rohloff erstatteten Meldung erschienen im Komptoir zwei ernst blickende Herren, von denen der Eine sich als der Kriminalkommissar Holleben zu erkennen gab, während sein Begleiter, der sich mehr im Hintergrunde hielt, ein ihm untergeordneter Beamter zu sein schien.

Schweigend hörte der Kommissar die Darstellung Wilberg's an. Auch als der Prokurist mit seiner Erzählung zu Ende war, hatte er zunächst keine weitere Frage. Er besichtigte den Geldschrank sehr aufmerksam von allen Seiten, und ließ sich von Rohloff die Kunstgriffe erklären, die erforderlich waren, um ihn mit den verschiedenen Schlüsseln öffnen zu können. Dann wandte er sich an den Bestohlenen mit der höflichen Frage: „Darf ich Sie bitten, mir unter vier Augen einige Aufschlüsse zu ertheilen?"

Bereitwillig wandte sich der Kaufmann nach einem kleinen Nebengemach, in das ihm der Beamte folgte.

„Ein schwieriger Fall — nicht wahr, Herr Kommissar?" meinte Rohloff, der sehr niedergeschlagen aussah. „Wie

raffinirt heutzutage auch die Spitzbuben ſein mögen, am Ende verfügen ſie doch nicht über die Kunſt, ſich unſichtbar zu machen und durch Schlüſſellöcher zu kriechen."

„Nein! Und eben deshalb bin ich der Meinung, daß hier von einem Diebſtahl durch gewohnheitsmäßige Einbrecher von vornherein nicht die Rede ſein kann. Beantworten Sie mir doch gütigſt einige Fragen. Wie wird es mit der Aufbewahrung der Schlüſſel bei Ihnen gehalten?"

„Wenn ich das Komptoir nicht, wie es zumeiſt geſchieht, als der Letzte verlaſſe und demgemäß alle Thüren ſelbſt verſchließe, fällt dieſe Aufgabe meinem Prokuriſten Wilberg zu, unter deſſen unmittelbarer Aufſicht ſich ja auch tagsüber der Geldſchrank befindet. Er liefert dann die Schlüſſel in meiner Wohnung ab, um ſie am nächſten Morgen wieder in Empfang zu nehmen."

„So iſt es auch geſtern und heute geweſen?"

„Ja!"

„Es handelt ſich dabei um den Schlüſſelbund, welchen ich vorhin in den Händen gehalten habe?"

„Jawohl! Duplikate ſind der größeren Sicherheit wegen überhaupt nicht vorhanden."

„Wem hat Herr Wilberg in Ihrer Wohnung die Schlüſſel übergeben?"

„Mir ſelbſt, Herr Kommiſſar!"

„Und wo haben Sie dieſe bis heute Morgen verwahrt?"

„Ich ſteckte ſie nach meiner Gewohnheit zunächſt in die Taſche und legte ſie dann ſpäter, als ich mich entkleidete, unter das Kopfkiſſen meines Bettes."

„An die nämliche Stelle alſo, wo Sie ſie heute Morgen vorfanden — nicht wahr?"

„Gewiß! Eine Möglichkeit, ſie von dort zu entfernen, wäre überhaupt nicht vorhanden geweſen."

„Sind Sie deſſen ganz ſicher? Konnte keiner Ihrer Hausgenoſſen in das Schlafzimmer gelangen?"

Digitized by Google

„Keiner. Ich verschloß gestern Abend hinter mir die Thür und schob erst heute Morgen den Riegel wieder zurück, als Wilberg erschien, um die Schlüssel in Empfang zu nehmen."

„Und das Gemach hat nur diesen einzigen Eingang?"

„Ja! Uebrigens ist es auch aus vielen anderen Gründen ganz zwecklos, irgend welche Vermuthungen nach dieser Richtung hin weiter zu verfolgen. Niemand würde es fertig gebracht haben, den Schlüsselbund hervor zu ziehen, ohne mich dadurch zu wecken. Ich habe einen so leisen Schlaf, daß mich schon die bloße Nähe eines Menschen sogleich ermuntern würde. Auch meine Frau schläft nicht sehr fest. Der Gedanke, daß Jemand zweimal unbemerkt das Schlafzimmer betreten und sich an meinem Bett zu schaffen gemacht haben sollte, wäre also auch dann in das Gebiet der Unmöglichkeiten zu verweisen, wenn ich nicht mit eigener Hand die Thür von innen verriegelt hätte."

„Und doch ließe sich der nächtliche Diebstahl nur auf diese Art erklären. Denn es ist zweifellos, daß der Schrank nur von einem Eingeweihten und nur mit den richtigen Schlüsseln geöffnet sein kann."

„So meine auch ich, und das eben ist das Räthselhafte an der Sache. Denn ich wiederhole Ihnen, Herr Kommissar: außer meiner Frau und mir hat während der letzten Nacht kein menschliches Wesen das Schlafzimmer betreten."

„Aus wieviel Personen besteht Ihre Haushaltung?"

„Wir haben zwei Dienstmädchen und eine Gesellschafterin."

„Es gibt da außer Ihnen also nur weibliche Individuen. Und Sie hegen gegen keines von ihnen Verdacht?"

„Ich würde es eher für möglich halten, daß ich selber in schlafwandelndem Zustande den Diebstahl ausgeführt hätte, als daß ich einem so wahnwitzigen Argwohn Raum

gäbe. Sind doch die Gründe, welche eine ſolche Vermuthung ausſchließen, mit dem, was ich Ihnen bereits geſagt habe, noch nicht einmal erſchöpft. An der Eingangsthür meiner Wohnung befindet ſich ein elektriſcher Alarmapparat, der durch Leitungsdrähte mit einem Wecker am Kopfende meines Bettes verbunden iſt. Sobald ich dort durch einen Hebeldruck den Strom geſchloſſen habe, kann Niemand mehr durch jene Thür aus und ein gehen, ohne daß ich durch ſchrille Glockenſignale im Schlafzimmer davon benachrichtigt werde. Es gibt aber keinen anderen Weg zu den Komptoiren, und Sie begreifen, Herr Kommiſſar, daß wir nach alledem wohl eine andere Fährte ſuchen müſſen."

Holleben dachte einen Augenblick nach; dann fragte er raſch: „Wie lange befindet ſich der Prokuriſt Wilberg im Dienſt Ihrer Firma?"

„Seit ſechs Jahren."

„Sie haben in dieſer Zeit keinen Anlaß gehabt, ſeine Ehrlichkeit zu bezweifeln?"

„Gewiß nicht, denn ich würde ihn ſonſt ſchwerlich auf ſeinem Vertrauensposten belaſſen haben."

„Das iſt allerdings einleuchtend. Auf eine eigentliche Probe aber haben Sie ſeine Rechtſchaffenheit wohl nimals geſtellt?"

„Wie hätte ich dazu kommen ſollen, Herr Kommiſſar? Gab es doch nie eine Unordnung in der Geſchäftskaſſe, obwohl die Summen, welche durch Wilberg's Hände gingen, ſich manchmal auf Hunderttauſende beliefen."

„Sind Sie auch über die perſönlichen Verhältniſſe des jungen Mannes unterrichtet?"

„Ich habe mich, offen geſtanden, nie darum gekümmert. Aber ich nehme an, daß ſie wohl geordnet ſind; denn er hat mich in dieſen ſechs Jahren nicht ein einziges Mal um einen Gehaltsvorſchuß erſucht."

„Wie groß ist das Gehalt, das er bei Ihnen bezieht?"

„Ich zahle ihm jährlich viertausendzweihundert Mark."

„Ist er verheirathet oder hat er sonst für Angehörige zu sorgen?"

„Ich glaube auf beide Fragen mit Nein antworten zu dürfen. Daß er ledig ist, weiß ich ja bestimmt; aber auch, daß seine Eltern längst todt sind, hat er mir einmal gesprächsweise mitgetheilt, und von anderen Angehörigen ist, soviel ich weiß, nie die Rede gewesen."

„Wo befindet sich die Wohnung des jungen Mannes?"

„Königstraße 27 bei dem Schneidermeister Deubler."

„Ich danke Ihnen, Herr Rohloff! Würden Sie vielleicht die Güte haben, mir den Kriminalschutzmann hereinzuschicken, der draußen im Komptoir auf mich wartet? Ich habe dem Mann einen Auftrag zu ertheilen."

Einige Minuten später entfernte sich der Untergebene des Kommissars mit raschen Schritten; Holleben aber unterwarf jeden einzelnen Angestellten des Hauses einem kurzen Verhör, das indessen in keinem Falle neue Anhaltspunkte von irgend welcher Bedeutung ergab. Die Buchhalter fanden es etwas befremdlich, daß gerade der Prokurist Wilberg nur einige anscheinend ziemlich belanglose Fragen hatte beantworten müssen; denn nach ihrer Meinung ging der ganze Vorfall ihn doch viel näher an, als sie. Und sie schüttelten vollends die Köpfe, als sich der Beamte nun in die Privatwohnung ihres Chefs hinauf begab, um dort seine Erhebungen fortzusetzen.

„Welche Auskunft er sich da oben wohl holen will?" meinten die jungen Leute untereinander. „Es scheint, daß man nicht gerade den Geschicktesten ausgesandt hat, um diese merkwürdige Diebstahlsgeschichte aufzuhellen."

In der That fand der Kommissar bei der Vernehmung der Dienstmädchen und der Gesellschafterin Magda Märklin nur vollkommen bestätigt, war er zuvor bereits aus dem

Munde Rohloff's erfahren hatte. Daß keine dieser drei Personen in irgend welcher Beziehung zu dem Diebstahl stand, mußte ihm alsbald klar werden, und Heinrich Rohloff fand es sehr überflüssig, daß Holleben nun auch noch den Wunsch aussprach, einige Fragen an seine Gattin richten zu dürfen.

Irma, die noch mit ihrem Anzuge beschäftigt war, erfuhr erst jetzt aus dem Munde ihres Mannes von dem Vorgefallenen, und sie legte eine viel lebhaftere Theilnahme für sein Mißgeschick an den Tag, als er es noch vierundzwanzig Stunden früher erhofft haben würde. Mit großer Wißbegierde fragte sie nach allen Einzelheiten, während sie aus Rücksicht auf den Wunsch des Kommissars die Vollendung ihrer Toilette beschleunigte, und dann erklärte sie sehr entschieden: „Wie konntet ihr nur einen einzigen Augenblick an dies thörichte Märchen von einem nächtlichen Einbruchsdiebstahl glauben? Ich meine doch, man brauchte in diesem Fall nicht lange nach dem Schuldigen zu suchen."

„Irma!" mahnte Rohloff bestürzt. „Es ist Walter Wilberg, den Du im Verdacht hast, daß er mich bestohlen habe?"

„O, ich bezichtige ihn nicht; aber ich glaube auch nicht an Wunder. Auch das festeste Vertrauen in die Ehrlichkeit eines Menschen könnte mich nicht bestimmen, meine Augen vor offenbaren Thatsachen zu verschließen. Doch am Ende ist es ja Sache der Polizei, sich Gewißheit darüber zu verschaffen. Es sollte mich wahrlich Wunder nehmen, wenn ihr gar kein Argwohn gegen Deinen Prokuristen käme."

Sie trat in das Nebenzimmer, wo der Kommissar auf sie wartete, und begrüßte ihn mit einer gewissen vornehmen Herablassung, die ihn unwillkürlich veranlaßte, seine Fragen im höflichsten Tone und mit zartester Rücksicht zu stellen.

Digitized by Google

Sie bestätigte ihm Alles, was ihm schon Rohloff über die Unmöglichkeit gesagt hatte, unbemerkt in das Schlafzimmer einzudringen, und ihre Aussage mußte auch der letzten Vermuthung, die er etwa noch nach dieser Richtung hin gehegt, jeden Boden entziehen.

Eben hatte sich Holleben in den verbindlichsten Formen von der Dame des Hauses verabschiedet, als der Kriminalschutzmann, den er vor etwa anderthalb Stunden fortgeschickt hatte, wieder erschien, um ihm leise eine längere Meldung zu erstatten.

„Besorgen Sie eine Droschke!" befahl der Kommissar, als er ihn angehört hatte. „Wir können die Sache nun ja rasch zu Ende führen."

Dann ging er in das kleine Eckzimmer, wo Wilberg eben damit beschäftigt war, einen Brief zu schreiben, und schloß hinter sich die Thür. Sein Gesicht war von noch tieferem Ernst als zuvor, und seine Stimme hatte einen kalten, scharfen Klang, als er sich an den Prokuristen wandte: „Sie bleiben also dabei, daß Sie das Geld gestern Abend in den Schrank gelegt und heute nicht mehr darin vorgefunden haben? Sie haben sich nicht etwa inzwischen darauf besonnen, daß diese Darstellung an wesentlichen Irrthümern leidet?"

Betroffen von dem völlig veränderten Ton des Beamten blickte Wilberg auf.

„Nein, mein Herr! Und ich weiß nicht, wer Ihnen ein Recht gibt, derartiges zu vermuthen."

Ohne sich durch diese Erwiederung beirren zu lassen, fuhr Holleben mit noch größerem Nachdruck fort: „Sie haben an Ihrer Erzählung auch dann nichts zu ändern, wenn ich Ihnen sage, daß Sie uns damit etwas ganz Unmögliches glauben machen wollen? Es ist nämlich durch die bisherigen Ermittelungen bereits unumstößlich festgestellt, daß in der Zeit von gestern Abend bis

heute früh eine Beraubung des Schrankes nicht erfolgt ſein kann."

Der Prokuriſt richtete ſich hoch auf. „So wird es Ihre Sache ſein, eine andere Erklärung zu ſuchen."

„Sie iſt bereits gefunden! Ein Wort unter uns, Herr Wilberg! Sie haben Schulden und befinden ſich in den Händen notoriſcher Wucherer; Ihre Geldverlegenheiten hatten vielleicht gerade in dieſen Tagen einen beſonders hohen Grad erreicht —"

Der Prokuriſt fuhr auf, und auf ſeinem Geſicht brannte es wie Scham oder Entrüſtung. „Wer ſagt das? Wer darf es wagen, ſich um meine Angelegenheiten zu kümmern?"

„Das räthſelhafte Verſchwinden dieſer zehntauſend Mark gab mir einige Veranlaſſung, neugierig zu ſein. Ich habe während der letzten Stunde eine Hausſuchung in Ihrer Wohnung vornehmen laſſen, und es ſind dabei ſehr gewichtige Belegſtücke für die traurige Beſchaffenheit Ihrer Vermögensverhältniſſe vorgefunden worden. Sie ſchulden dem Privatier Harniſch, einem ſtadtbekannten Halsabſchneider, allein ſechstauſend Mark. Wovon gedachten Sie denn, dieſe für Ihre Verhältniſſe ſehr bedeutende Schuld zu zahlen?"

„Von meinem Gehalt! Aber ich räume Ihnen gar nicht die Befugniß ein, ſolche Fragen an mich zu richten. Wenn Sie mich im Verdacht haben, ein Verbrechen begangen zu haben, ſo ſagen Sie es rund heraus. Ich wünſche dann, ſo bald als möglich vor einen ordentlichen Richter geſtellt zu werden."

„Sie waren alſo auf dieſen Ausgang der Sache bereits vorbereitet! — Nun, Ihr Wunſch wird bald erfüllt werden. Ich erſuche Sie, mir zu folgen."

Wilberg kämpfte tapfer, um ſeine Faſſung zu bewahren; aber ſeine Hände zitterten doch merklich, als er die Briefſchaften auf dem Pulte zuſammenlegte.

„Das ist eine richtige Verhaftung, nicht wahr? Ich gelte Ihnen also für einen gemeinen Dieb?"

Der Kommissar zuckte nur mit den Achseln; aber als Wilberg etwas in seinem Schreibtisch ordnen wollte, legte er hindernd die Hand auf seinen Arm.

„Lassen Sie gefälligst Alles genau so, wie es steht und liegt. Man wird hier auch ohne Ihre Mitwirkung aufzuräumen wissen."

„Und ist es mir auch nicht gestattet, Herrn Rohloff vor meiner Abführung noch einmal zu sprechen?"

„Wenn es in meiner Gegenwart geschieht — ja! Aber ich bitte Sie, sich kurz zu fassen. — Da ist übrigens Ihr Prinzipal!"

Der kleine beleibte Herr machte ein äußerst bestürztes Gesicht, als ihn Wilberg selbst mit einigen bitteren Worten über die Sachlage aufklärte.

„Sie befinden sich unzweifelhaft in einem Irrthum, Herr Kommissar," sagte er lebhaft. „Ich selber möchte mich für die Schuldlosigkeit meines Prokuristen verbürgen."

„Es thut mir leid, daß ich trotzdem nur meiner eigenen Ueberzeugung folgen darf," antwortete der Beamte ziemlich kühl. „Ist Ihr Vertrauen zu diesem Herrn gerechtfertigt, so wird seine Haft ohne Zweifel nur von kurzer Dauer sein."

Walter Wilberg war auf seinen Chef zugetreten und hatte wie betheuernd die Hand auf's Herz gelegt.

„Ich danke Ihnen, Herr Rohloff," sagte er in tiefer Bewegung, „und ich schwöre bei dem Andenken meiner Eltern, daß ich unschuldig bin, daß ich nichts von dem Verbleib dieses Geldes weiß."

„Davon bin ich überzeugt. Lassen Sie sich also von Ihrem Mißgeschick nicht zu Boden drücken und behalten Sie den Kopf oben. Die Wahrheit muß ja bald zu Tage kommen."

Er drückte ihm kräftig die Hand. Fast hatte es den

Anſchein, als ob Wilberg noch etwas auf dem Herzen habe, eine Frage oder eine Bitte, aber die Gegenwart des Beamten, der mit ungeduldiger Miene neben ihm ſtand, mochte ihn hindern, ſie auszuſprechen; denn er nahm

ſchweigend ſeinen Hut und ging, dem Kriminalkommiſſar voran, zu der draußen harrenden Droſchke.

3.

Mit todtenblaſſem Antlitz, auf dem ein ſcharfes Auge leicht genug die Spuren vergoſſener Thränen hätte entdecken können, ſaß Magda zwei Tage ſpäter im Wohn-

zimmer, als Frau Irma Rohloff in sehr elegantem Straßenanzuge eintrat.

„Ich habe einige Besorgungen zu machen," sagte sie, „und es wäre mir lieb, wenn Sie mich begleiten wollten. Der kleine Spaziergang in der frischen Luft wird Ihnen ohne Zweifel sehr gut bekommen."

Während die Gesellschafterin sich bereit machte, diesem Wunsche zu entsprechen, trällerte ihre junge Herrin eine lustige Melodie vor sich hin und ordnete vor dem Spiegel noch verschiedene Kleinigkeiten an ihrem Anzuge. Sie war ersichtlich in der allerbesten Laune, und ihre eigene Fröhlichkeit hinderte sie offenbar daran, Magda's tiefe Niedergeschlagenheit zu bemerken.

„Wir wollen zunächst zu meiner Modistin gehen," plauderte sie, als sie das Haus verlassen hatten. „Ich habe gestern zwei neue Kleider bestellt, und es sind mir seitdem noch einige glückliche Einfälle gekommen, wie man sie zu etwas recht Apartem machen könnte. Vielleicht haben Sie, wenn Sie die Zeichnung sehen, auch noch eine Idee. Ich weiß ja, Sie sind nicht ohne Geschmack."

Die herablassende Anerkennung schien keinen sonderlich tiefen Eindruck auf Magda hervorzubringen, denn sie ging stumm und mit gesenktem Kopf an Irma's Seite weiter, so daß diese die Kosten der Unterhaltung ausschließlich aus dem unerschöpflichen Vorrath ihrer eigenen Gesprächigkeit bestreiten mußte.

In dem vornehm ausgestatteten Atelier der berühmten Modistin wurde Frau Rohloff mit ganz besonderer Auszeichnung empfangen, und Madame Baudouin machte sich sogleich von einigen anderen Kundinnen los, um auf das Zuvorkommendste nach Irma's Wünschen zu fragen.

„Wissen Sie auch, gnädige Frau, daß ich seit gestern Ihre Schuldnerin bin?" meinte sie dabei lächelnd. „Oder haben Sie den kleinen Verlust noch nicht einmal bemerkt."

Die Gefragte machte ein erſtauntes Geſicht. „Einen Verluſt? Nein, davon iſt mir in der That nichts bekannt.“

„Als Sie geſtern die Güte hatten, Ihre Rechnung zu begleichen, zahlten Sie mir hundert Mark zu viel. Der Umſtand, daß zwei oder drei Scheine zufällig ein wenig aneinander klebten, war Schuld daran, daß wir das Verſehen nicht ſogleich bemerkten. Darf ich mir erlauben, den Irrthum jetzt wieder gut zu machen?“

Irma lehnte dies Anerbieten mit einer raſchen, ungeduldigen Handbewegung ab, die faſt etwas Unwilliges hatte.

„Nein, nein! Sie können mir dieſe Kleinigkeit ja gutſchreiben, wenn es ſich wirklich ſo verhalten ſollte, wie Sie ſagen.“

„Ein Zweifel iſt unmöglich, gnädige Frau, und auch leicht genug erklärlich, denn ich erinnere mich deutlich, daß Sie eine große Anzahl von Hundertmarkſcheinen in der Hand hielten und —“

„Nun gut,“ fiel die junge Frau haſtig ein, „mag es ſo ſein! — Und nun zu meinen neuen Koſtümen! Es iſt mir nämlich eingefallen, daß ſich ein Beſatz von blauem Sammet noch viel beſſer ausnehmen müßte.“

Sie vertiefte ſich mit großem Eifer in die Erörterung dieſer Toilettenfrage; aber während ihre Gedanken anſcheinend ganz und gar von dem wichtigen Geſprächsgegenſtand in Anſpruch genommen waren, warf ſie doch wiederholt raſche, prüfende Blicke zu Magda hinüber, die wenige Schritte von ihr entfernt in einem der Seſſel Platz genommen hatte. Es mußte etwas in den Mienen der Geſellſchafterin ſein, das ſie beunruhigte, denn nachdem ſie ihre dunklen Augen abermals ein paar Sekunden lang forſchend auf dem bleichen, anmuthigen Antlitz hatte ruhen laſſen, ſprang ſie plötzlich auf und brach die Unterredung mit der Modiſtin ziemlich kurz ab.

„Machen Sie das ganz nach Ihrem Geschmack, Frau Baudouin! Ich kann mich jetzt nicht länger aufhalten, denn ich habe noch verschiedenes Andere zu besorgen. Adieu!"

Die Thüren des Ateliers hatten sich kaum hinter ihnen geschlossen, als sie Magda in schlecht verhehlter Erregung fragte: „Natürlich haben Sie Alles gehört, was zwischen mir und der Baudouin gesprochen worden ist — auch das von der bezahlten Rechnung, nicht wahr?"

„Da die Modistin fast an meiner Seite stand, war es wohl nicht anders möglich, Frau Rohloff."

„Sie ist eine ungeschickte Person; aber Sie müssen mir etwas versprechen, liebes Fräulein! Mein Mann darf nichts davon wissen, daß ich die Rechnung schon beglichen habe, denn ich habe meine Ersparnisse vom Haushaltungsgeld dazu benutzt. Ich wollte ihn gelegentlich damit überraschen, und Sie dürfen mir die kleine Freude nicht verderben, indem Sie mich an ihn verrathen."

„Wie sollte ich dazu kommen?" fragte Magda verwundert. „Pflegt doch Ihr Herr Gemahl mit mir niemals über solche Dinge zu sprechen."

„Nun ja, aber der Zufall ist mitunter unberechenbar in seiner Bosheit, und es ist mir darum lieb, wenn ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen darf. Uebrigens sind wir hier schon an dem Wäschemagazin, in dem ich noch einige Kleinigkeiten besorgen wollte. Lassen Sie uns hineingehen!"

Die Kleinigkeiten wuchsen dank der glänzenden Beredtsamkeit des Verkäufers innerhalb einer Viertelstunde zu einer sehr umfangreichen und kostspieligen Bestellung an, die den Geschäftsinhaber wohl in gute Laune versetzen konnte.

„Ich werde gelegentlich wieder vorsprechen, um die Sachen nach ihrer Fertigstellung hier in Augenschein zu

nehmen," ſagte Irma. „Jedenfalls wünſche ich nicht, daß mir dieſelben ohne Weiteres zugeſandt werden, denn ich möchte ſie vorher bezahlen."

„Ganz wie gnädige Frau befehlen!" verſicherte der geſchmeidige Geſchäftsmann verbindlich. „Habe übrigens heute in der Zeitung von dem bedauerlichen Mißgeſchick geleſen, das Ihren Herrn Gemahl betroffen hat. Ich weiß aus Erfahrung, daß es gar keine ärgerlichere Art des Verluſtes gibt, als dieſe."

Frau Irma machte eine geringſchätzige Kopfbewegung. „Das blinde Vertrauen in dieſen Menſchen, der ihn jetzt ſo ſchmählich beſtohlen hat, war eine Schwäche meines Gatten, die ich oft bedauert habe. Es iſt ein Glück, daß er die heilſame Erfahrung mit verhältnißmäßig ſo geringem Lehrgeld hat erkaufen können."

„Hat man denn von dem Raube gar nichts mehr bei dem Diebe gefunden? Er muß das Geld doch irgendwo verſteckt haben, da er es in einer einzigen Nacht unmöglich durchgebracht haben kann."

„O, er hat ſeine Vorkehrungen ohne Zweifel geſchickt genug getroffen, um ſich auch für den Fall einer Entdeckung wenigſtens ſeine Beute zu ſichern. An eine Wiedererlangung der veruntreuten Summe iſt bei der Verſchlagenheit dieſes gefährlichen Menſchen gewiß nicht zu denken."

Sie unterbrach ſich, weil ſie zu ihrer Ueberraſchung wahrnahm, daß Magda bei dieſen Worten haſtig aufgeſtanden war, um ſich dem Ausgang des Ladens zuzuwenden.

„Mein Gott, Fräulein, was iſt Ihnen denn?" fragte ſie verwundert. „Ich bin ja ſchon im Begriff zu gehen, und ſo lange, meine ich, hätten auch Sie doch wohl warten können."

Aber die Geſellſchafterin ließ ſich durch dieſe in etwas gebieteriſchem Tone ausgeſprochene Mahnung nicht zurück-

halten, und als Irma sie draußen auf der Straße einholte, war ihr vordem so bleiches Gesicht von einer fliegenden Röthe überzogen.

„Ich war nicht im Stande, Sie so von Herrn Wilberg sprechen zu hören," sagte sie, einer weiteren Frage der jungen Frau zuvorkommend, „und ich hätte es auch nicht länger schweigend anhören dürfen, denn ich weiß ja, daß es ein Unschuldiger ist, den Ihre Worte beschimpften."

Um Frau Irma's Lippen zuckte es, aber sie sah ihr fest in's Gesicht, und es war jetzt etwas unangenehm Stechendes in dem Blick der schönen dunklen Augen.

„So? Wissen Sie das so bestimmt? Und woher, wenn man fragen darf, kommt Ihnen diese überraschende Kenntniß?"

„Aus meinem innersten Herzen!" erwiederte Magda mit einer Wärme, die an der Aufrichtigkeit ihrer Ueberzeugung nicht den geringsten Zweifel lassen konnte. „Walter Wilberg und ich waren Nachbarskinder, ich kenne ihn also schon seit seinen Knabenjahren, und ich würde jeden anderen Menschen, wer es auch sei, leichter einer unredlichen Handlung fähig halten, als ihn."

„Ah, das ist ja sehr interessant. Ich ahnte in der That nicht, daß so vertraute Beziehungen zwischen Ihnen und dem ehemaligen Prokuristen meines Gatten bestanden. Aber es thut mir leid, Fräulein Märklin, daß Ihr Interesse sich gerade einem so unwürdigen Gegenstande zuwenden mußte. Denn Sie dürften in diesem Augenblick wohl die Einzige sein, welche noch an die Unschuld des überführten Spitzbuben glaubt."

Magda öffnete die Lippen, um etwas Heftiges zu erwiedern; doch Irma hinderte sie daran, indem sie in ihrem hochmüthigsten Tone fortfuhr:

„Uebrigens wünsche ich nicht, mich noch weiter über diesen unerfreulichen Gegenstand zu unterhalten. Sie können

275410A

ſich ja mit Ihrer warmherzigen Fürſprache an Diejenigen wenden, welche berufen ſind, über Ihren Jugendfreund zu richten. Vielleicht werden Sie dort einen beſſeren Erfolg haben, als bei mir."

Sie winkte eine eben vorüberfahrende Droſchke heran und nannte dem Kutſcher die Adreſſe einer ihr befreundeten Dame. Als ſie den Fuß ſchon auf den Wagentritt geſetzt hatte, wandte ſie ſich nachläſſig nach der Geſellſchafterin zurück.

„Ich will noch einen Beſuch machen. Sie können alſo nach Hauſe gehen, Fräulein!"

Die Verabſchiedung hatte einen ſehr ungnädigen Klang, aber es war ſicherlich nicht nur die eben erlittene perſönliche Kränkung, die auf's Neue den früheren tieftraurigen Ausdruck auf Magda's feinem Geſichtchen hervorgerufen hatte. Sie zog den dunklen Schleier herab, weil ſie fühlte, wie ihr die heißen Thränen unaufhaltſam über die Wangen rannen, und weil ſie ſich ſchämte, ihren namenloſen Schmerz den neugierigen Blicken der Vorübergehenden preiszugeben.

Auf einem weiten Umwege kehrte ſie nach Hauſe zurück, und als ſie auf der Treppe mit Heinrich Rohloff zuſammentraf, der ſich ebenfalls in ſeine Privatwohnung begeben wollte, wäre ſie am liebſten mit ſtummem Gruße raſch an ihm vorüber geeilt, weil ſie ſich noch immer nicht ſtark genug fühlte, eine gelaſſene Miene zu erheucheln.

Aber der Kaufmann vereitelte ihre Abſicht dadurch, daß er ſie in ſeiner freundlichen Weiſe anredete.

„Sie ſehen ſchlecht aus, liebes Fräulein," ſagte er mitleidig, „und ich glaube zu wiſſen, welcher ſtille Kummer die Schuld daran trägt. Sie waren mit dem armen Wilberg befreundet, und ſein Schickſal geht Ihnen zu Herzen. Habe ich's nicht errathen?"

Der aufrichtigen Theilnahme, die aus seinen Worten klang, konnte sie nicht widerstehen.

„Ja, Herr Rohloff," sagte sie. „Es ist so entsetzlich, einen Unschuldigen leiden zu sehen, ohne ein Mittel finden zu können, ihm zu helfen."

Sie traten gemeinsam in die Wohnung ein, und Rohloff bedeutete ihr, ihm in sein Zimmer zu folgen.

„Es ist mir eine Erleichterung," sagte er, „mit Jemand über die Sache sprechen zu können, der meinen Glauben an Wilberg's Unschuld theilt. Wie empfindlich der Verlust mich auch trifft, ich würde ihn doch lieber stillschweigend verschmerzt haben, wenn ich diese Folgen meiner Anzeige vorausgesehen hätte. Der beklagenswerthe junge Mann scheint das Opfer eines unseligen Verhältnisses werden zu sollen, das Niemand mehr von ihm abwenden kann. Denn seine Sache steht schlecht, sehr schlecht — das darf ich Ihnen leider nicht verhehlen, mein liebes Fräulein!"

„Aber wie ist es nur möglich?" jammerte Magda in heller Verzweiflung. „Man kann ihn doch nicht verurtheilen, wenn kein Beweis vorhanden ist für seine Schuld."

„So glaubte auch ich; aber die Unterredung, welche ich vorhin mit dem Untersuchungsrichter hatte, war leider nur zu sehr darnach angethan, mich mit Sorge um sein Geschick zu erfüllen. Die unerwartete Entdeckung, daß seine Vermögensverhältnisse völlig zerrüttet sind, daß er sich in den Händen von Wucherern befindet und Schulden hat, die er von seinem Gehalt, selbst bei äußerster Einschränkung, erst in einer Reihe von Jahren hätte bezahlen können, fällt zu schwer gegen ihn in's Gewicht. Und es verbessert seine Lage nicht, daß er über die Entstehung dieser Schulden, von deren Vorhandensein auch ich keine Ahnung hatte, beharrlich jede Auskunft verweigert."

„Das also war es, was ihn so furchtbar bedrückte!" sagte Magda leise und schmerzlich vor sich hin, und lauter

fügte sie nach kurzem Nachdenken hinzu: „Aber er muß doch irgend eine Mittheilung gemacht haben über den Zweck, zu welchem er des Geldes bedurfte."

Der Kaufmann schüttelte den Kopf. „Er lehnt es trotz aller Vorhaltungen auf das Bestimmteste ab, sich darüber zu erklären. Und es ist kein Wunder, wenn man diese allerdings unbegreifliche Weigerung nun zu seinem Nachtheil deutet. Zwar haben die Nachforschungen, die man in Bezug auf seinen Lebenswandel angestellt hat, nichts Belastendes ergeben; aber der Untersuchungsrichter ist dadurch nur zu der Meinung gelangt, daß Wilberg mit großem Geschick verstanden haben müsse, die Spuren seiner Ausschweifungen zu verwischen. Ich war nicht im Stande, dem Manne eine andere Meinung beizubringen, und ich leugne nicht, daß ich selber da vor einem unlösbaren Räthsel stehe. In Wilberg's Wohnung ist trotz wiederholter sorgfältiger Durchsuchung nicht ein Pfennig baren Geldes gefunden worden, und er selber führte bei seiner Verhaftung nur eine ganz geringfügige Summe bei sich. Der Rentier Harnisch aber hat ihm vor kaum drei Wochen einen Betrag von sechstausend Mark als Darlehen ausgezahlt. Wo in aller Welt kann der sparsame, anspruchslose und solide Mensch innerhalb dieser kurzen Zeit mit dem vielen Gelde geblieben sein?"

„Darauf weiß auch ich in diesem Augenblick keine Antwort zu geben. Zu etwas Unredlichem aber hat er es sicherlich nicht gebraucht."

„Ich für meine Person theile ja diese Zuversicht; doch ich finde es begreiflich genug, wenn sich die Anderen nicht zu solchem Glauben bekehren lassen wollen. Wenn ich nur wenigstens eine Erklärung dafür hätte, warum er es vorgezogen hat, sich an einen der berüchtigtsten Wucherer zu wenden, statt bei mir Rath und Hilfe zu suchen."

„Er muß irgend einen triftigen Grund dafür gehabt

haben," ſagte Magda, und mit plötzlich neu erwachendem Muthe fügte ſie hinzu: „Wir aber müſſen Alles aufbieten, den Schleier dieſes Geheimniſſes zu lüften, ehe es für ihn zu einer Urſache des Verderbens geworden iſt."

Heinrich Rohloff zeigte eine wenig hoffnungsvolle Miene. „Glauben Sie denn wirklich, daß er ſo hartnäckig ſchweigen würde, wenn ein offenes Bekennen der Wahrheit darnach angethan wäre, ihn zu entlaſten?" fragte er. „Ich fürchte, wir würden ihm einen ſchlechten Dienſt leiſten, auch wenn wir ein Mittel beſäßen, ſolchen Vorſatz zur Ausführung zu bringen."

„So iſt mein Vertrauen in ſeine unbeſtechliche Rechtſchaffenheit doch wohl noch größer, als das Ihrige," erwiederte Magda im Tone innigſter Ueberzeugung. „Und mir iſt da ſoeben eine Vermuthung gekommen, die ich ungeſäumt weiter verfolgen werde. Wie unausſprechlich glücklich würde ich ſein, wenn ich dazu beitragen könnte, ihm zu ſeiner Rechtfertigung zu verhelfen!"

Ihre vordem ſo matten Augen leuchteten, und wenn Heinrich Rohloff überhaupt noch im Zweifel geweſen wäre über die Natur der Empfindungen, welche ſie für Walter Wilberg hegte, ſo hätte er jetzt die Gewißheit gewinnen müſſen, daß es viel mehr als bloße Jugendfreundſchaft ſei, was aus ihren Worten und aus ihrem Benehmen ſprach.

„Möge es Ihnen gelingen, mein liebes Fräulein!" ſagte er bewegt, indem er ihr ſeine Hand reichte. „Und was immer ich Ihnen mit meinem Beiſtand von Nutzen ſein kann, da verfügen Sie über mich. Auch für mich wird es ein glücklicher Tag ſein, an dem der letzte bange Zweifel von meinem Herzen genommen wird."

Eilig, als gelte es, jede koſtbare Minute zu nützen, begab ſich Magda in ihr Zimmer, und eine halbe Stunde ſpäter trug ſie ſelber den Brief zur Poſt, der auf ſeinem

Umſchlage in großen Buchſtaben den Vermerk trug: „Durch Eilboten zu beſtellen.“

4.

Wieder waren mehrere Tage vergangen, ohne daß ſich in der Lage der Dinge für den verhafteten Prokuriſten irgend etwas geändert hätte. Für das räthſelhafte Verſchwinden jener zehntauſend Mark war noch immer keine Erklärung gefunden worden, die ihn hätte entlaſten können, und der Unterſuchungsrichter erklärte Heinrich Rohloff bei einem nochmaligen Beſuche, daß er die Akten ſchon in den nächſten Tagen der Staatsanwaltſchaft überſenden würde, da der Eröffnung des Hauptverfahrens und der Erhebung der Anklage ſeiner Ueberzeugung nach nichts mehr im Wege ſtehe.

Eine ſolche Mittheilung war wenig darnach angethan, die verdrießliche Stimmung des Beſtohlenen zu verbeſſern, um ſo mehr, als auch ſonſt von allen Seiten die mannigfachſten Unannehmlichkeiten auf ihn eindrangen. Erſt jetzt, wo die Laſt der Geſchäftsleitung wieder ganz allein auf ſeinen Schultern ruhte, lernte er ſo recht erkennen, einen wie fleißigen und umſichtigen Gehilfen er durch Wilberg's Verhaftung verloren hatte, und zehnmal am Tage vermißte er in ſchwierigen Fragen den immer bereiten und immer bewährten Rath ſeines treuen Mitarbeiters. Während der letzten Jahre hatte er ſich mehr und mehr an ein etwas bequemeres Leben gewöhnt, und die Fülle der Arbeit, die er jetzt bewältigen ſollte, machte ihn übellaunig und muthlos.

Dazu kam, daß auch die karg gemeſſenen Mußeſtunden ihm wenig Erfreuliches brachten. Die beſtrickende Liebenswürdigkeit ſeiner ſchönen Gattin hatte eine kurze Spanne von wenig Tagen nicht überdauert. Ohne jeden erkennbaren Grund war ſie plötzlich wieder kalt, launenhaft und gleich-

giltig geworden wie vorher, und Rohloff empfand den schroffen Wechsel in ihrem Benehmen diesmal um so schmerzlicher, als er sich selber bittere Vorwürfe machte über die blinde, schwachherzige Thorheit, mit welcher er noch einmal an das Vorhandensein ihrer Zuneigung hatte glauben können. Nachdem Irma ihn einmal in recht unfreundlicher und spitziger Weise ersucht hatte, sie nicht länger mit dieser unerträglichen Diebstahlsgeschichte zu langweilen, gingen die beiden Gatten bei ihren spärlichen Begegnungen wieder stumm und fremd aneinander vorüber, wie es schon oft monatelang zwischen ihnen gewesen war, und gerade weil es diesmal gar nicht erst eines eigentlichen Streites bedurft hatte, um das Zerwürfniß herbeizuführen, schien der Riß tiefer und unausfüllbarer denn je.

In ihrer Jagd nach Zerstreuungen ließ sich die junge Frau durch diese unerquicklichen häuslichen Verhältnisse nicht im Mindesten stören. Ja, sie wurde jetzt fast während des ganzen Tages durch ihre Besuche und Spaziergänge, über deren Ziel und Dauer sie ja Niemand Rechenschaft abzulegen hatte, von ihrer Wohnung ferngehalten, so daß auch Magda sie gewöhnlich nur während der in drückendstem Schweigen verlaufenden gemeinsamen Mahlzeiten sah.

Am Mittag desselben Tages, an welchem Heinrich Rohloff die wenig ermuthigende Auskunft vom Untersuchungsrichter erhalten hatte, wurde er beim Essen durch eine im nachlässigen Tone gehaltene Anrede Irma's überrascht.

„Du hast hoffentlich nicht vergessen, Heinrich, daß wir heute Abend die Soirée beim Kommerzienrath Hainau besuchen müssen. Schon vor vierzehn Tagen hast Du die Einladung dazu angenommen."

„Aber ich werde trotzdem nicht hingehen!" erklärte Rohloff sehr bestimmt. „Ich bin mit Arbeit überbürdet und außerdem nicht in der Stimmung, Gesellschaften zu

beſuchen. Eines der Mädchen kann dem Kommerzienrath ſogleich unſere Entſchuldigungen überbringen."

„Das iſt nicht nöthig," ſagte die junge Frau gleichmüthig. „Ich ſelbſt werde dieſe unangenehme Aufgabe übernehmen; denn Deine Arbeitsüberhäufung iſt doch wohl kein Grund, der auch mich von dem Beſuche der Soirée zurückhalten müßte."

Der Kaufmann zog die Augenbrauen zuſammen und ſah ſeine Frau an, als ob er ihr etwas recht Unfreundliches erwiedern wollte; aber die unnahbare Kälte ihres ſchönen Geſichts mochte ihm wohl deutlich genug ſagen, daß er damit nur einen ſehr geringen Eindruck auf ſie hervorbringen und ihren einmal gefaßten Entſchluß jedenfalls kaum erſchüttern würde. So begnügte er ſich denn mit einem Achſelzucken und erhob ſich, um das Speiſezimmer zu verlaſſen, in welchem er jetzt überhaupt nur noch die peinlichſten Minuten ſeines wenig freudenreichen Daſeins verlebte.

Mit der Nachmittagspoſt empfing er den Brief eines Geſchäftsfreundes, der ſich unter vielen Entſchuldigungen für ſeine Unbeſcheidenheit diesmal mit einem rein privaten Erſuchen an ihn wandte. Der Mann hatte ſich erſt vor Kurzem mit einer Ausländerin verheirathet, und ſeine junge Gattin wünſchte nun einige empfehlenswerthe hauptſtädtiſche Bezugsquellen für ihre Toilettenbedürfniſſe in Erfahrung zu bringen. Ein etwas wehmüthiges Lächeln huſchte um Rohloff's Lippen, als er das Schreiben las.

„Vielleicht ein Leidensgenoſſe!" murmelte er. „Aber er iſt noch in den Flitterwochen und würde mir's jedenfalls ſehr übel nehmen, wenn ich ihm aus Menſchenfreundlichkeit die Erfüllung ſeines Wunſches abſchlüge."

Er rief einen der Buchhalter heran und ſchickte ihn mit dem Briefe in ſeine Privatwohnung hinauf. Seine Frau, ſo trug er ihm auf, möchte die Güte haben, einige geeignete Adreſſen zu notiren.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kehrte der junge Mann zurück. Er übergab seinem Chef außer dem Schreiben des Geschäftsfreundes einen schmalen länglichen Papierstreifen, auf welchem eine Reihe von Firmen vermerkt stand.

Frau Rohloff sei bei der Toilette gewesen, sagte er, aber sie habe ihm durch eines der Mädchen diesen Zettel hinausgeschickt. Der Kaufmann, der eben mit einer anderen Angelegenheit beschäftigt war, legte beide Papiere zur Seite, indem er den Buchhalter mit einem Kopfnicken entließ. Eine geraume Weile später hörte er einen Wagen vorfahren, und als er zum Fenster hinausblickte, sah er seine Gattin — in einen langen, hellen, mit weißem Pelzwerk besetzten Abendmantel gehüllt — aus dem Hause treten, um die Equipage zu besteigen. Es berührte ihn kaum noch, daß sie so ohne Gruß und Abschied davonfuhr, und er hatte kaum jemals deutlicher empfunden, als in diesem Augenblick, daß auch in seinem Herzen nichts mehr von wirklicher Liebe für sie war. Aber eine gewisse grollende Bitterkeit fühlte er dennoch in sich aufsteigen.

„Dieser kostbare Mantel ist wieder eine neue Anschaffung," dachte er, „und über kurz oder lang wird man mir natürlich die Rechnung präsentiren. Das also sind ihre guten Vorsätze gewesen, und ich schwachköpfiger Narr konnte auch nur eine Stunde lang daran glauben."

Es überkam ihn beinahe wie Schadenfreude, als er wieder an den Brief seines Geschäftsfreundes dachte.

„Wenigstens bin ich nicht der Einzige. Mag denn auch er dem unersättlichen Putzteufel seinen Tribut bezahlen!"

Es legte sich einen Briefbogen zurecht und griff nach dem Papierstreifen mit den Adressen. Auf den ersten Blick sah er, daß diese schönen gleichmäßigen Schriftzüge nicht von seiner Frau, sondern von Magda herrührten,

und während er sie kopirte, wurde auf's Neue ein tief inniges Mitleid mit dem Geschick des armen jungen Mädchens in seiner Seele lebendig.

„Und wenn er auch wirklich der Dieb wäre, um ihretwillen würde ich doch wünschen, daß man ihn freispräche. Mit dem Glauben an ihn begräbt sie ja ohne Zweifel auch die letzte Hoffnung auf das eigene Glück."

Er drehte den Streifen um, um zu sehen, ob sich vielleicht auch auf der Rückseite noch ein Name befände. Da aber las er nur in den flotten Ziffern einer geübten kaufmännischen Hand die Bemerkung:

„5000 Mark in 50 Scheinen à 100 Mark." Und darunter die mit einem Gummistempel abgedrückte Firma „Steffens & Söhne."

Er starrte die Zahlen und Buchstaben an wie Jemand, der etwas Wunderbares vor sich aufsteigen sieht, über dessen Natur und Wesen er sich selber nicht sogleich Rechenschaft zu geben vermag. Dann legte er den Streifen vor sich hin, stützte den Kopf in die Hand und versank in ein tiefes, angestrengtes Nachdenken.

„Sonderbar!" sagte er zu sich, und das eine Wort wiederholte er immer wieder, während der Ausdruck seines Antlitzes immer gespannter und ernsthafter wurde. Plötzlich reckte er sich hoch auf.

„Ja, ich weiß es bestimmt, daß die Streifen noch darum waren, als ich ihm die beiden Päckchen gab. — Nun, wir werden ja sehen, wir werden ja sehen!"

Er steckte den kleinen bedeutsamen Zettel zu sich und eilte, wie von unsichtbaren Verfolgern gejagt, in seine Wohnung hinauf.

„Ist Fräulein Märklin anwesend?" fragte er das Mädchen, und als diese es bejahte, ließ er die Gesellschafterin um ihr sofortiges Erscheinen bitten.

„Haben Sie dies geschrieben, Fräulein," fragte er,

außer Stande ſeine Erregung zu verbergen, als Magda wenige Minuten ſpäter vor ihm ſtand. Sie warf einen flüchtigen Blick auf den Zettel und neigte den Kopf.

„Jawohl, Herr Rohloff, und zwar nach dem Diktat Ihrer Frau Gemahlin.“

„Woher aber haben Sie das Blatt genommen, auf dem Sie Ihre Notizen machten?“

„Aus dem Papierkorb. Es war eben nichts Anderes zur Hand, und Frau Rohloff wünſchte nicht viel Zeit zu verlieren, da ſie ſich bei der Toilette bereits ein wenig verſpätet hatte.“

„Aus welchem Papierkorb, Fräulein? Ich beſchwöre Sie, Ihre Antworten genau zu überlegen; denn Sie könnten von unberechenbarer Tragweite ſein.“

„Aber es bedarf dazu durchaus keiner Ueberlegung, Herr Rohloff! Als Sie hinaufſchickten, befand ich mich mit Ihrer Gattin im Boudoir, weil der Spiegel dort beſſer iſt als im Ankleidezimmer. Das Mädchen brachte den Brief herein, und Frau Rohloff erſuchte mich, nach ihrem Diktat einige Adreſſen aufzuſchreiben. Als ich vergebens nach einem geeigneten Blatte ſuchte, rief ſie mir zu, ich möge doch das erſte beſte Stück Papier aus dem kleinen vergoldeten Körbchen nehmen, das neben dem Schreibtiſch ſteht. Das habe ich denn auch gethan, und es war jener Streifen, der mir zuerſt in die Hand fiel.“

„Haben Sie auch die Rückſeite deſſelben angeſehen?“

„Nur flüchtig. Es ſtehen einige Zahlen darauf, nicht wahr?“

„Ja! Und ſahen Sie vielleicht noch einen zweiten, ähnlichen Streifen in dem Korbe?“

„Ich erinnere mich deſſen nicht, Herr Rohloff.“

„Es iſt gut, Fräulein — ich danke Ihnen! Aber ich bitte Sie, gehen Sie an dieſem Abend nicht aus! Es könnte leicht geſchehen, daß ich Sie noch Verſchiedenes zu fragen hätte.“

Niemals, ſelbſt nicht an dem Tage, wo der Diebſtahl entdeckt worden war, hatte Magda ihn in ſo eigenthümlicher Erregung geſehen, wie jetzt. Aber ſie wagte nicht, ihn nach der Urſache zu fragen und zog ſich beſcheiden zurück. Heinrich Rohloff ging in das Boudoir ſeiner Frau und verſchloß hinter ſich die Thür. Dann bückte er ſich nach dem zierlichen Behälter, der neben dem koſtbaren Schreibtiſch ſtand, und begann ſeinen Inhalt an zerriſſenen und zerknitterten Papieren auf das Genaueſte zu unterſuchen. Es waren Rechnungen, Einladungen und Mahnbriefe, die ihm da in buntem Durcheinander in die Hände fielen; das aber, was er vor Allem ſuchte und was er doch nicht zu finden hoffte, ließ ſich nirgends entdecken.

Er athmete auf; doch der düſtere Ausdruck verſchwand noch nicht ganz von ſeinem Geſicht.

„Der Streifen iſt nur durch einen Zufall hierher gerathen," ſagte er wie zu ſeiner eigenen Beruhigung ganz laut, „aber ich muß eine Erklärung dafür finden — ich muß, oder ich würde darüber verrückt werden."

Er verſuchte die Fächer und Schubladen des kleinen Schreibtiſches zu öffnen; aber ſie waren verſchloſſen, und er hätte ſie gewaltſam erbrechen müſſen, um ſich von ihrem Inhalt zu überzeugen. Dazu vermochte er ſich augenſcheinlich nicht zu entſchließen, und nachdem er das elegante Gemach wohl hundertmal in ruheloſem Wandern durchmeſſen hatte, ging er, offenbar einer plötzlichen Eingebung folgend, in das Schlafzimmer hinüber.

Ein Druck auf den Knopf des Haustelegraphen rief das Stubenmädchen herbei.

„Mir ſcheint, daß an dem Alarmapparat irgend etwas nicht in Ordnung iſt," ſagte Rohloff. „Gehen Sie ein paarmal durch die Thür aus und ein! Ich werde den Strom ſchließen und hier abwarten, ob der Wecker anſchlägt."

Das Mädchen folgte zwar dem erhaltenen Befehl; aber der erwartete Effekt trat nicht ein. Kein Laut wurde im Schlafzimmer vernehmlich. Mit einem Lichte in der Hand begann Rohloff jetzt die Leitung zu unterſuchen, und als er bei ſeiner Nachforſchung bis in die unmittelbare Nähe der Eingangsthür gekommen war, entdeckte er in der That die Urſache der Störung. An einer Stelle, wo die beiden Kupferdrähte nicht mehr durch die Tapete verdeckt wurden, und zwar hart über dem Fußboden, waren ſie nicht nur ſcharf durchſchnitten, ſondern die Bruchenden waren auch noch ein wenig auseinander gebogen, wie wenn der Urheber dieſer zweifellos abſichtlich herbeigeführten Beſchädigung in Sorge geweſen wäre, die Leitung mit dem einfachen Durchſchneiden der Drähte noch nicht ſicher genug unterbrochen zu haben.

Rohloff griff ſich mit der Hand an die Stirn, als ob er ſeine wild durcheinander jagenden Gedanken ſammeln müſſe, dann rief er, eines nach dem andern, die beiden Mädchen heran, um von ihnen eine Erklärung zu verlangen. Aber ſie ſtanden mit ganz ungekünſteltem Erſtaunen vor ihm, und keine vermochte auch nur eine Vermuthung über die Perſon desjenigen zu äußern, der den Schaden angerichtet haben könnte. Nun ſchickte er abermals nach Magda und richtete auch an ſie die Frage, auf die er von den Anderen keine Antwort erhalten.

„Die Zerſtörung muß mit irgend einem ſcharfen und ſtarken Inſtrument, vielleicht mit einer Zange oder dergleichen bewirkt worden ſein," ſagte er, „und ſie iſt jedenfalls erſt während der letzten zehn Tage erfolgt, denn es iſt noch nicht länger her, daß ich bei einer Probe Apparat und Leitung in beſter Ordnung fand."

Als er von einer Zange ſprach, hatte Magda mit raſcher, faſt unwillkürlicher Bewegung den Kopf erhoben;

nun aber, da er sie erwartungsvoll ansah, schlug sie verlegen die Augen nieder.

„Auch ich vermag darüber keine Auskunft zu geben," sagte sie. „Ich habe nichts von der Beschädigung bemerkt."

Mit den geschärften Sinnen, die ihm seine angstvolle Aufregung verlieh, erkannte Rohloff, daß sie ihm mit dieser ausweichenden Antwort irgend etwas verbarg, denn ihre eigenthümliche Bewegung war ihm nicht entgangen. Er schickte die Mädchen fort. Sobald sie allein waren, sagte er in einem Ton, der ihr tief zu Herzen ging: „Sie dürfen mir nichts verschweigen, mein liebes Fräulein, Sie müssen mir jetzt Alles sagen, was Sie wissen, und mag es Ihnen an und für sich auch noch so geringfügig erscheinen. Ich habe da eine Entdeckung gemacht, die im engsten Zusammenhange mit dem räthselhaften Verschwinden jener zehntausend Mark zu stehen scheint. Es mag nur ein tückischer Zufall sein, der mich genarrt hat; aber es ist auch keineswegs unmöglich, daß ich wirklich die Spur gefunden habe, welche uns zur Rettung eines Unschuldigen führen kann. Deshalb seien Sie offen gegen mich — ich bitte Sie darum von ganzem Herzen. Auch Sie haben ja ein Interesse daran, daß endlich Klarheit in diese dunkle Angelegenheit komme."

„Aber ich weiß in der That nichts, Herr Rohloff — nichts, als daß ich in der Hand Ihrer Gattin eines Abends, als ich ihr in der Nähe der Eingangsthür begegnete, eine Zange erblickte, doch es wäre ja ganz unsinnig zu glauben, daß Frau Rohloff selbst —"

Der Kaufmann hatte sich hastig abgewendet, um sie nicht etwa in seinem Gesicht lesen zu lassen, welche Wirkung ihre Worte auf ihn hervorgebracht. Nur wie ein undeutliches Gemurmel klang es, als er sie unterbrach: „Erinnern Sie sich vielleicht auch, wann diese Begegnung stattgefunden hat?"

„Ja! Es war an demſelben Abend, an welchem Walter Wilberg die zehntauſend Mark von Ihnen empfing.“

„Wiſſen Sie das auch ganz genau? Wenn mein Gedächtniß mich nicht im Stich läßt, habe ich mich an jenem Abend fortwährend in der Geſellſchaft meiner Frau befunden.“

„Es war nach dem Abendeſſen — ich bin völlig ſicher, daß ich mich nicht täuſche.“

„Gut, gut, Sie mögen wohl Recht haben. Aber nun ſagen Sie mir doch noch Eines — ganz im Vertrauen natürlich! Haben Sie vielleicht bemerkt, daß meine Frau in der letzten Zeit größere Ausgaben gemacht hat? Iſt es Ihnen etwa aufgefallen, daß ſie über nennenswerthe Summen verfügte?“

Mit großer Entſchiedenheit ſchüttelte Magda den Kopf.

„Auf ſolche Fragen kann Ihnen Niemand Antwort geben, als Ihre Gattin ſelbſt. Warum wünſchen Sie von mir zu erfahren, was Ihnen Frau Rohloff ſicherlich jederzeit bereitwillig ſagen wird?“

„Nun wohl, ich will nicht weiter in Sie dringen, denn ich achte das Zartgefühl, das aus Ihrer Weigerung ſpricht. Aber zu etwas Anderem! Ihr Verſuch, eine Erklärung für Wilberg's ſchimpfliches Schuldverhältniß zu einem Wucherer zu finden, iſt, wie es ſcheint, nicht gelungen?“

Traurig verneinend ſchüttelte Magda den Kopf. „Ich habe von ſeinem Bruder keine Antwort auf meinen Brief erhalten,“ ſagte ſie. „Meine Vermuthung iſt alſo wohl doch eine irrige geweſen.“

„Sie hatten an ſeinen Bruder geſchrieben? Von der Exiſtenz eines ſolchen war ja bisher noch gar nicht die Rede. Was für ein Menſch iſt denn das, und wo hält er ſich auf?“

„Er iſt bei einer öſterreichiſchen Behörde angeſtellt.

Wenn Walter überhaupt einen lebenden Menschen in's Vertrauen gezogen hätte, so könnte es nur dieser Bruder gewesen sein; denn ich weiß, er liebte ihn sehr."

„Und der Mann hat Sie nicht einmal einer Antwort gewürdigt? Mir scheint, das ist kein sehr günstiges Zeugniß für Ihren Freund."

„Ach, ich weiß ja selber nicht mehr, was ich von alledem glauben soll. Es ist, als ob die ganze Welt ihn verließe, als ob sich Alles verschworen habe, ihn zu verderben."

„Von Wilberg's Schuldlosigkeit aber sind Sie noch immer überzeugt?"

„Wie von meiner eigenen."

„Ihre Zuversicht würde auch dann nicht erschüttert werden, wenn seine Verurtheilung erfolgte?"

„Gewiß nicht! Aber, nicht wahr, das ist ja auch unmöglich? Man kann nicht eine so schreckliche Ungerechtigkeit an einem Unschuldigen begehen."

Heinrich Rohloff stützte sich mit beiden Händen schwer auf die Lehne eines Stuhles, und ohne die junge Gesellschafterin anzusehen, antwortete er mit eigenthümlich dumpfem Klange: „Ich glaube Ihnen jetzt versprechen zu können, daß es dahin nicht kommen wird, Fräulein Magda! Was an mir liegt, es zu verhindern, das wird geschehen, und sollte es mich auch meine Ehre und die Ruhe meines Lebens kosten."

Er winkte ihr mit der Hand, zu gehen, und wiederholte den stummen Befehl noch nachdrücklicher, als sie in ihrer Bestürzung über seine räthselhaften Worte zauderte, ihm sogleich zu folgen. Als sie im Begriff war, die Thür hinter sich zu schließen, sah sie nur noch, wie er stöhnend in einen Stuhl sank, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

5.

Gegen Mitternacht kehrte Frau Irma aus der Gesellschaft zurück, von wo eines der Mädchen sie hatte abholen müssen. Sie schien sich vortrefflich unterhalten zu haben, denn ihre Wangen glühten noch immer, als sie die Schwelle ihres Heims überschritt und in ihren schönen Augen leuchtete es wie von fröhlichen Erinnerungen. Sie wollte sich geradeswegs in ihr Ankleidezimmer begeben, aber als sie leichtfüßig über den Korridor schritt, öffnete Heinrich Rohloff die Thür seiner Arbeitsstube und sagte mit einer Stimme, deren seltsamer Klang die junge Frau hoch aufhorchen ließ:

„Du wirst die Güte haben, hier einzutreten. Ich habe noch mit Dir zu reden."

Irma zauderte noch einen Moment, als ob sie geneigt sei, einem in so herrischem Tone ausgesprochenen Befehl nicht zu gehorchen; dann aber ließ sie doch mit einer leichten Bewegung den kostbaren Mantel von ihren Schultern gleiten und trat über die Schwelle.

„Ist es wirklich so eilig?" fragte sie in jener kalten, hochmüthigen Art, die ihrem Manne über Alles verhaßt war. „Ich bin abgespannt und würde mich jetzt lieber zur Ruhe begeben."

Sie war bis jetzt in dem Glauben gewesen, daß Rohloff ihr Vorwürfe machen wolle, weil sie die Gesellschaft ohne ihn besucht hatte. Nun aber, da sie ihn in dem vollen Lichte des erhellten Zimmers vor sich sah, erkannte sie sogleich, daß es sich doch um etwas Anderes, Ernsthafteres handeln müsse.

Stumm ging er an ihr vorüber auf den Korridor hinaus, hob den Mantel, welchen sie dort abgestreift hatte, vom Fußboden auf und hielt ihr das seidene Kleidungsstück entgegen.

„Wann haſt Du dies gekauft?“ fragte er. „Und mit welchem Gelde haſt Du es bezahlt?“

Irma athmete erleichtert auf, und jenes ſpöttiſche Lächeln, das ihn früher ſo oft zur Verzweiflung gebracht hatte, erſchien auf ihrem Geſicht.

„Iſt es das, was Dich in ſolche Aufregung verſetzt, mein Freund? Nun, Du magſt Dich beruhigen! Ich werde den Mantel, den ich nothwendig haben mußte, von meinem Nadelgelde bezahlen.“

Er ſchleuderte die duftige Hülle von ſich und trat um einen Schritt näher auf ſie zu. „Nicht dieſe lächelnde, ſchamloſe Miene!“ donnerte er ſie an. „Und nicht dieſe elenden Ausflüchte. Es iſt nicht der leichtgläubige Schwächling, als den Du mich bisher kennen gelernt haſt — es iſt Dein Richter, vor dem Du ſtehſt.“

Die junge Frau verzog hochmüthig den Mund und ſagte: „Wenn es Dir genehm iſt, werden wir dieſe Unterhaltung morgen fortſetzen — zu einer Zeit, wo Du wieder nüchtern ſein wirſt.“

Damit wollte ſie ſich auch ſchon zum Gehen wenden; aber Heinrich Rohloff erfaßte mit feſtem Griff ihr Handgelenk und zwang ſie zu bleiben.

„Nicht von der Stelle! Noch einmal frage ich Dich: woher haſt Du das Geld genommen?“

„Ah, dieſe elende Perſon hat alſo geſchwatzt? Vermuthlich ſtand ſie ſchon als Spionin in Deinem Solde, da Du mich zwangſt, ſie zur Geſellſchafterin zu nehmen.“

„Es bedurfte deſſen nicht — Du ſelber haſt Dich verrathen.“

„Mit dem Mantel da?“ lachte ſie. „Nun, und was weiter? Ich habe eben heimlich einige kleine Erſparniſſe von meinem Haushaltungsgelde gemacht? Iſt denn das ein Verbrechen?“

„Schamloſes Weib!“ ſagte er voller Verachtung. „Gib

den nutzlosen Versuch auf, mich mit Lügen zu hintergehen. Seit drei Stunden weiß ich Alles!"

Wenn seine Worte sie in Bestürzung versetzt hatten, so verstand sie es doch meisterlich, sie zu verbergen. Wohl nahm ihr Lächeln eine eigenthümliche Starrheit an, und auf dem Grunde ihrer Augen war ein seltsames Glitzern; aber ihre Stimme klang ganz ruhig, da sie erwiederte:

„Du sprichst in Räthseln, mein Lieber, es wäre mir angenehm, wenn Du Dich etwas verständlicher ausdrücken wolltest."

Er neigte sich ganz nahe zu ihr, und Irma wich unwillkürlich zurück vor seinem Blick.

„Du hast mich bestohlen, Elende, Du bist eine gemeine Diebin! Ist das nun endlich verständlich genug?"

Sie stieß keinen Schrei aus und zuckte nicht einmal zusammen. Auch nicht für die Dauer einer Sekunde schlug sie vor seinem bohrenden Blick die Augen nieder.

„Du bist wahnwitzig, wenn Du nicht berauscht bist! Laß mich hinaus, oder ich rufe die Dienstboten zu Hilfe."

„Thue es immerhin, wenn Dir daran liegt, sie zu Zeugen Deiner Schande zu machen! Was liegt auch daran, ob sie heute schon erfahren, was doch morgen alle Welt wissen wird — daß Du eine Verbrecherin bist!"

„Nicht noch einmal das Wort!" fuhr sie flammend auf. „Selbst von einem Verrückten werde ich mich nicht beschimpfen lassen."

„Von einem Verrückten? Wahrhaftig, Du hast die Frechheit, auch noch Beleidigungen Deiner Schuld hinzuzufügen. So muß ich Dir beweisen, daß ferneres Leugnen umsonst ist. Antworte mir doch auf das, was ich Dich fragen werde."

„Bemühe Dich nicht!" unterbrach sie ihn mit schneidender Kälte. „Wie viel Du mich auch fragen magst, ich werde mich nicht so tief demüthigen, Dir etwas darauf zu erwiedern."

Ihre ſtolze Miene und ihre hoheitsvolle Haltung ſchienen ſeine Zuverſicht für einen Moment zu erſchüttern. Da aber fiel ſein Blick auf jenen verhängnißvollen Papierſtreifen und auf ein kleines Gläschen, das neben dem Zettel auf der Platte ſeines Schreibtiſches lag, und ſeine kurze Ungewißheit war ſchon wieder vorüber. Doch er fuhr nicht von Neuem in heftigem Zorne auf, ſondern er zwang ſich zur Ruhe und ſagte, indem er Irma unverwandt anſah: „Wohl, ich werde Dich alſo der Mühe überheben, mir Rede zu ſtehen, denn ich brauche Deine Zugeſtändniſſe nicht mehr. Kurz und bündig alſo: nicht Walter Wilberg hat jene zehntauſend Mark geſtohlen, ſondern Du! Und Du biſt mit allen Spitzbubenkünſten dabei zu Werke gegangen, wie ein erfahrener Einbrecher. Du brauchteſt Geld, um Deine verſchwenderiſchen Launen zu befriedigen und wußteſt, daß Du es unten in meinem Geldſchrank finden würdeſt, denn Du warſt ja zugegen, als ich Wilberg die Summe übergab. Und Du hatteſt verhältnißmäßig leichtes Spiel. Ein geſchickter Griff konnte Dich in den Beſitz der Schlüſſel bringen, wenn nur dafür geſorgt war, daß ich nicht zur Unzeit erwachte. Dafür aber wußteſt Du zu ſorgen. Eine Doſis Chloral in dem Cognac, den Du mir ſo zuvorkommend reichteſt, war hinreichend, mich in tiefen Schlaf zu verſetzen, und es traf ſich gut, daß noch von meiner letzten Krankheit her einige Gläschen dieſes gefälligen Mittels in der Hausapotheke waren."

Regungslos hatte Irma ihm bis dahin zugehört, nun aber fiel ſie ihm heftig in die Rede.

„Das iſt nicht wahr — das iſt eine abenteuerliche Ausgeburt Deiner Phantaſie! Wie wollteſt Du mir das beweiſen?"

Er ging an den Schreibtiſch und hob das leere Gläschen empor. „Du biſt ungeſchickt geweſen bei all' Deiner Geſchicklichkeit! Dies hier fand ich vorhin in meinem Liqueur-

ſchrank neben der von Dir geöffneten Cognacflaſche — und der abſcheuliche Geſchmack des Getränks, die bleierne Müdigkeit, die mich unmittelbar nach dem Genuſſe überkam, es ſind wahrlich Beweiſe, die Dich verſtummen machen ſollten. Aber es gab da noch verſchiedenes Andere, das Du bedenken mußteſt, wenn Dein Unternehmen gelingen ſollte. Der Signalapparat an der Wohnungsthür zum Beiſpiel, der Dir beim Hinausgehen oder bei der Rückkehr zum Verräther werden konnte, wäre mit einem Hebelgriff abzuſtellen geweſen; aber dieſer Hebel befand ſich zu nahe an meinem Kopfe, und Du wußteſt, daß ſeine Drehung jedesmal ein ſcharfes, knackendes Geräuſch hervorbringt. Es hätte mich möglicherweiſe wecken können, und darum mußteſt Du auf ein anderes Mittel ſinnen. Soll ich Dich hinausführen an die zerſchnittenen Drähte? Oder ſoll ich Dir die Zeugin gegenüberſtellen, welche das Inſtrument in Deiner Hand geſehen hat, mit dem Du die Zerſtörung vollbrachteſt? Verſuche doch, auch dafür eine von Deinen dreiſten Erklärungen zu finden, wenn Du kannſt!"

Wieder lachte Irma laut auf; aber es war ein ſcharfes, erkünſteltes Lachen, ein Lachen, aus dem bereits die beginnende Verzweiflung klang.

„Du hätteſt Geheimpoliziſt oder Unterſuchungsrichter werden ſollen, mein Theuerſter! Es iſt jammerſchade, daß Du ſo wunderbare Talente nur gegen Deine eigene Frau zur Anwendung bringen kannſt."

„Alles Andere hatte ja keine Schwierigkeiten mehr, nachdem Du mit ſo kluger Berechnung Deine Vorbereitungen getroffen hatteſt," fuhr Rohloff unbeirrt fort. „Du biſt bei Deinem Vater mit der Einrichtung eines Geldſchrankes vertraut geworden, und das Geheimniß des Buchſtabenſchloſſes war Dir wohl längſt bekannt. Vor dem Hunde aber, der jeden anderen Einbrecher in Stücke zerriſſen haben würde, brauchteſt Du Dich ja nicht zu fürchten,

denn das Thier ist an Dich gewöhnt. So konntest Du gemächlich den Raub ausführen und Deine Beute verbergen, ohne daß ein lebendes Wesen etwas davon bemerkte. Und der Zufall war Dein Bundesgenosse — das Glück war auf Deiner Seite. Mit erdrückender Schwere wälzte der Verdacht sich auf einen Unschuldigen, wie Du es vielleicht von vornherein erhofft hattest. Und Du ließest ihn nicht nur in den Kerker abführen, ohne ein einziges Wort zu seinen Gunsten zu sprechen, nein, Du selber wußtest den Argwohn gegen ihn zu schüren. Und während der Unglückliche unter der Last der furchtbaren Beschuldigung der Verzweiflung nahe war, gingst Du Deiner Putzsucht, Deinen Zerstreuungen und Vergnügungen nach. Wahrhaftig, wenn noch ein Funke von Scham und Rechtlichkeit in Dir wäre, müßtest Du vor Dir selber zurückschaudern."

Irma erkannte, daß es keine Rettung mehr für sie gab; aber sie brach auch jetzt nicht zusammen.

„Bist Du nun zu Ende?" fragte sie. „Oder hast Du noch eine Anzahl weiterer Beschimpfungen für mich in Bereitschaft? Wenn es sich so verhält, versparst Du sie vielleicht großmüthig auf ein anderes Mal."

Mit weit geöffneten Augen starrte Rohloff sie an. Dann machte er eine Bewegung, als ob er auf sie zustürzen wolle; aber er ließ gleich den erhobenen Arm wieder sinken und schüttelte den Kopf.

„Nein! Nichts weiter!" sagte er wie zu sich selber. „Was könnte es helfen, an ein Wesen von Deiner Art noch Worte zu verschwenden! Aber es gilt jetzt vor Allem, einen Unschuldigen zu befreien und ihm seinen ehrlichen Namen wieder zu geben. Du wirst also morgen vor dem Untersuchungsrichter rückhaltlos Deine Schuld bekennen."

„Niemals! Eher den Tod als das!"

Ihre Drohung brachte keine Wirkung mehr auf ihn hervor.

„Mit Deinem Tode wäre Keinem genützt, und ich glaube auch nicht daran, daß es Dir Ernst ist mit einem solchen Gedanken. Wer um des leichtfertigsten Lebensgenusses willen solche Dinge thun konnte, der wirft dies geliebte Leben wohl nicht so bereitwillig von sich. Auch hast Du ja nicht viel zu fürchten. Vor dem Gesetz bleibst Du straflos, und was Deine hiesigen Bekannten in Zukunft von Dir denken, mag Dir gleichgiltig sein, da Du diese Stadt morgen auf Nimmerwiederkehr verlassen wirst."

„Nein, das werde ich nicht thun! Wer könnte mich dazu zwingen?"

„Ich!" entgegnete er mit eiserner Bestimmtheit. „Handelst Du meinem Willen zuwider, so gebe ich meinem Anwalte Vollmacht, Alles zu enthüllen, und Du hast dann von mir keinen Pfennig zu erwarten. Wähle!"

Feindselig und haßerfüllt funkelten ihn ihre dunklen Augen an; dann aber schien ihr plötzlich ein neuer Gedanke zu kommen; denn sie senkte die Lider und sagte in verändertem, weichem Tone: „Folge mir, Heinrich! Ich wünsche Dir etwas zu geben."

Diesmal hinderte Rohloff sie nicht mehr, als sie zur Thür ging, und er trat mit ihr zugleich in das trauliche, angenehm durchduftete Zimmerchen ein, dessen verschwenderisch-üppige Ausstattung seine Morgengabe für sie gewesen war. Irma ging an den zierlichen Schreibtisch und schloß ein Fach desselben auf.

„Hier!" sagte sie demüthig, indem sie ihrem Gatten ein von einem weißen Papierstreifen umwundenes Päckchen überreichte. „Die Hälfte Deines Eigenthums wenigstens kann ich Dir zurückerstatten. Ich war nicht bei Besinnung, Heinrich, als ich das Geld nahm."

Er nahm die Summe in Empfang; aber er vermied es geflissentlich, ihre schlanken weißen Finger dabei zu berühren.

Digitized by Google

„Deine Vertheidigung kommt zu ſpät!“ ſagte er kalt. „Du wirſt alſo morgen mit mir zu dem Unterſuchungsrichter fahren?“

„Ja! Und ich werde reuig jede Buße auf mich nehmen, die Du über mich verhängſt.“

„So halte Dich um neun Uhr bereit! Du ſiehſt wohl ein, daß wir nicht das Recht haben, den fälſchlich Angeklagten auch nur eine Stunde unnöthig auf die Befreiung warten zu laſſen.“

Ohne Gruß wollte er ſie verlaſſen. Da rief ſie leiſe und mit aller Innigkeit, die ſie in den Klang ihrer weichen Stimme zu legen vermochte, ſeinen Namen. Hart an der Thür blieb Heinrich Rohloff ſtehen.

„Was wünschest Du noch von mir?"

„Wirst Du mir denn wirklich niemals — niemals vergeben können?"

„Niemals!" klang es ihr hart und fest zurück. „Wenn es sich nur um diesen Diebstahl handelte, so wäre ich vielleicht früher oder später schwach genug gewesen, ihn Dir zu vergeben. Aber Du hast einen Unschuldigen für Dich leiden lassen, hast ihn sogar noch verdächtigt, und diese Nichtswürdigkeit scheidet uns für immer!"

Dröhnend fiel die Thür hinter ihm in's Schloß. Die schmalen Hände zu Fäusten geballt, blickte ihm die ehemalige Klavierlehrerin nach.

„Und ich habe ihm das Geld wiedergegeben!" stieß sie zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen hervor. „Ah, welche Dummheit! welche Dummheit!"

Dann riß sie ungestüm die prächtige Festtoilette herab und begann mit wühlenden Fingern aus allen Behältern und Schubfächern die Kostbarkeiten zusammen zu suchen, die sie mit sich nehmen wollte.

6.

Dem Untersuchungsrichter Goltermann meldete in der Frühe des folgenden Tages, als er eben sein Amtszimmer betreten hatte, der Gerichtsdiener einen gewissen Hugo Wilberg, der in der Strafsache gegen den Untersuchungsgefangenen gleichen Namens eine wichtige Aussage zu machen wünsche. In ziemlich ungnädiger Laune ertheilte Goltermann Befehl, den Mann eintreten zu lassen, denn er war gerade in diesen Tagen durch einen anderen, überaus schwierigen Fall sehr stark in Anspruch genommen, und betrachtete die sonnenklare Wilberg'sche Sache bereits als soweit erledigt, so daß ihm jede weitere Beschäftigung mit ihr als eine sündhafte Zeitvergeudung erschien.

„Sie heißen Wilberg?“ fragte er den blaſſen, dunkelbärtigen jungen Mann, der mit einer höflichen Verbeugung an den grünen Tiſch hintrat. „Sind Sie ein Verwandter des Beſchuldigten?“

„Ich bin ſein Bruder, Herr Amtsrichter!“

„So? Und Sie wollen eine Ausſage machen, welche ſich auf dieſe Angelegenheit bezieht? Warum ſind Sie damit nicht früher gekommen?“

„Weil ich erſt vorgeſtern aus einem Briefe von dem furchtbaren Schickſal meines unglücklichen Bruders Kenntniß erhielt. Ich bin als Sekretär bei dem deutſchen Generalkonſulat in Wien angeſtellt, und obgleich ich meine Abreiſe nach Kräften beſchleunigte, konnte ich doch nicht früher hier eintreffen, als in dieſer Nacht.“

„Nun, das iſt ja auch gleichgiltig. Was wiſſen Sie alſo von der Unterſchlagung, die Ihrem Bruder zur Laſt gelegt wird?“

„Ich weiß, daß er ſie nicht begangen haben kann, Herr Amtsrichter!“

„Obwohl Sie ſich zur Zeit der That in Wien befanden?“

„Es gibt keinen rechtſchaffeneren Menſchen auf Erden, als meinen Bruder. Er würde eher Hungers ſterben, als daß er ſich an fremdem Gute vergriffe und ein in ihn geſetztes Vertrauen täuſchte.“

„Iſt das Alles, was Sie zu ſeiner Entlaſtung zu ſagen haben?“

„Nein! Ich bin gekommen, um Ihnen über die Entſtehung der Schulden Auskunft zu geben, deren Vorhandenſein meinem Bruder nachgewieſen worden iſt.“

„Sie ſcheinen über den Gang der Unterſuchung ziemlich genau unterrichtet zu ſein.“

„Ich erfuhr davon aus dieſem Briefe, Herr Amtsrichter! Sie werden nicht länger glauben, daß es ſich um

ein abgekartetes Spiel handeln könnte, wenn Sie denſelben geleſen haben."

Goltermann überflog das Blatt, das Hugo Wilberg ihm gereicht hatte, und ſeine verdrießliche Miene wurde etwas freundlicher.

„Die Dame nimmt ja ein ſehr lebhaftes Intereſſe an dem Geſchick Ihres Bruders! Und ihre Vermuthung, daß Sie von den Schulden deſſelben wußten, war alſo berechtigt?"

„Ja! Denn das Geld, das er von Wucherern entleihen mußte, habe ich erhalten."

Der Unterſuchungsrichter wurde plötzlich ſehr aufmerkſam und fixirte den freiwilligen Zeugen mit einem prüfenden Blick.

„Wollen Sie mir das nicht etwas deutlicher erklären?"

„Ich bin genöthigt, mich Ihrer Verachtung preiszugeben, indem ich es thue; aber ich darf mich durch dieſe Erwägung nicht mehr abhalten laſſen, die ganze Wahrheit zu ſagen. Indem mein Bruder mir eine Summe ſchickte, von der ich glaubte, daß es ſeine Erſparniſſe ſeien, rettete er mich vor der Schande und der Verzweiflung, vielleicht ſogar vor dem Selbſtmorde. Denn ich hätte nicht weiterleben dürfen, wenn ich keine Möglichkeit gefunden hätte, meine Schulden zu bezahlen. Ich war in ſchlechte Geſellſchaft gerathen, hatte große Summen im Spiel verloren und mich ſchließlich ſogar in einer unglückſeligen Stunde an einem Betrage vergriffen, der mir nicht gehörte. Meine unbarmherzigen Gläubiger bedrängten mich, und die Entdeckung ſtand unmittelbar bevor. Da entſchloß ich mich, meinem Bruder Alles zu offenbaren, denn von Niemandem mehr konnte mir Hilfe kommen, wenn nicht von ihm. Und er ſchickte mir das Geld — die ganze große Summe, die ich von ihm verlangt hatte!"

„Dieſe Geſchichte von der aufopfernden Bruderliebe iſt

zwar sehr rührend, mein Herr; aber es ist mindestens seltsam, daß der Angeschuldigte uns bisher nicht ein Sterbenswörtchen davon erzählt hat."

„Er schwieg vielleicht in dem stolzen Bewußtsein seiner Unschuld, die seiner Ueberzeugung nach ohnehin an den Tag kommen mußte."

„Trotz dieser Erklärung wäre es mir, offen gestanden, sehr erwünscht, einige greifbare Beweise für die Richtigkeit Ihrer Angaben zu erhalten."

„Hier sind sie, Herr Amtsrichter, denn ich konnte ja voraussehen, daß Sie sie verlangen würden. Dies ist der Umschlag, in welchem mir mein Bruder vor mehreren Wochen den Betrag von siebentausend fünfhundert Mark übersandte — dies ist der Brief, mit welchem er die Sendung begleitete, und dies ist seine Antwort auf mein Dankschreiben. Sie werden hoffentlich nicht glauben, daß alle diese Belege gefälscht sein könnten."

Schweigend nahm der Untersuchungsrichter die Schriftstücke in Empfang, um sie einer sehr langen und eingehenden Prüfung zu unterziehen. Dann verwahrte er sie neben Magda's Brief in dem Aktenheft, welches er vorhin bei Wilberg's Eintritt aus dem Repositorium genommen hatte.

„Ich will die Wahrheit Ihrer Mittheilungen nicht länger in Zweifel ziehen," sagte er, „und Sie mögen gewiß guten Grund haben, Ihrem Bruder für seine Opferwilligkeit dankbar zu sein. Einen Beweis für seine Unschuld aber vermag ich in diesen Aufklärungen noch keineswegs zu erblicken. Seine Bedrängniß war jedenfalls nicht geringer, weil er den Wucherer nicht zu seinem eigenen Nutzen, sondern für einen Anderen in Anspruch genommen hatte, und das räthselhafte Verschwinden jener zehntausend Mark, die ihn mit einem Schlage aus allen Verlegenheiten befreien konnten, ist damit gewiß noch nicht zu seinen Gunsten aufgeklärt."

Digitized by Google

Der junge Konsulatssekretär blickte in großer Niedergeschlagenheit vor sich hin. Noch einmal betheuerte er voll Wärme, daß sein Bruder auch nicht der kleinsten Unredlichkeit fähig sei; aber noch ehe Goltermann dazu gekommen war, ihn auf die Werthlosigkeit seiner persönlichen Meinung für die Beurtheilung dieses Falles aufmerksam zu machen, trat der Gerichtsdiener wieder ein, um seinem Vorgesetzten eine Visitenkarte zu überreichen, auf der mit Bleistift einige Zeilen geschrieben waren. Der Untersuchungsrichter überlas dieselben mit ganz augenfälligem Erstaunen und wandte sich dann gegen Wilberg:

„Treten Sie einstweilen in's Vorzimmer zurück. Aber gehen Sie nicht fort! Es könnte sein, daß ich später einige weitere Fragen an Sie zu richten habe."

In der Thür traf der Sekretär mit Heinrich Rohloff zusammen, der bleich und müden Schrittes über die Schwelle des Amtszimmers trat. Eine Minute später war der Kaufmann mit dem Untersuchungsrichter allein, und es war eine lange, tiefernste Unterredung, welche sie miteinander hatten. Am Schlusse derselben drückte Goltermann dem gebeugten Manne voll warmer Theilnahme die Hand.

„Sie sagen, daß Ihre Gattin bereits in der Frühe des heutigen Tages ohne Ihr Vorwissen abgereist sei," meinte er, rücksichtsvoll seine Stimme dämpfend, „und ich schenke Ihnen in Bezug darauf um so bereitwilliger Glauben, als es ja durch dieses zurückgelassene schriftliche Bekenntniß vollauf bestätigt wird. Von einer strafrechtlichen Verfolgung Ihrer Gattin ist, wenn Sie solche nicht ausdrücklich beantragen, nach den bestehenden Gesetzen natürlich nicht die Rede, und wenn etwa die Staatsanwaltschaft der Form wegen eine persönliche Vernehmung der Frau Rohloff doch noch für erforderlich halten sollte, so wird dieselbe auf kommissarischem Wege auch an jedem beliebigen anderen Orte erfolgen können. Sehr erwünscht wäre es mir in-

deſſen, wenn Sie mir ſowohl das noch unverſehrte Packet mit den fünfzig Hundertmarkſcheinen, wie auch das von dem anderen abgeſtreifte Papierbändchen einſtweilen in Verwahrung geben wollten. Ich werde beides im Laufe des Tages von den Angeſtellten der Firma Steffens & Söhne rekognosziren laſſen, und damit wäre dann ja auch der letzte Schatten eines Verdachts gegen Ihren bedauernswerthen Prokuriſten geſchwunden."

„Hoffentlich aber wird man den armen Menſchen nicht noch bis dahin in Haft behalten," ſagte Rohloff, indem er den Wunſch des Unterſuchungsrichters erfüllte. „Nach Allem, was ich Ihnen mitgetheilt habe, kann doch wahrlich kein Zweifel mehr an ſeiner Schuldloſigkeit beſtehen."

„Gewiß nicht! Ich werde Herrn Wilberg ſogleich vorführen laſſen, um ihm ſeine Freilaſſung anzukündigen. Wünſchen Sie hier mit ihm zuſammen zu treffen?"

Rohloff überlegte einen Augenblick, dann aber ſchüttelte er den Kopf. „Nein! Sie werden ihm ja ſagen müſſen, für weſſen Schuld er hat leiden müſſen, und ich wäre vielleicht nicht ſtark genug, dies Alles noch einmal anzuhören. Ich werde alſo unten in der Vorhalle des Gerichtsgebäudes auf ihn warten. Um Eines aber, verehrter Herr Amtsrichter, möchte ich Sie noch von ganzem Herzen bitten."

„Und das wäre?"

„Sagen Sie ihm, daß ich ihn nie für unredlich gehalten habe, daß ich von ſeiner Rechtſchaffenheit immer felſenfeſt überzeugt geweſen bin."

„Gewiß! Eine ſolche Verſicherung kann ich ihm ja mit gutem Gewiſſen geben. Uebrigens wartet draußen im Vorzimmer der Bruder, von deſſen Antheil an Wilberg's Geſchick ich Ihnen vorhin geſprochen habe. Der junge Mann ſchien ſehr niedergeſchlagen, als ich ihn entließ. Vielleicht ſehen Sie ſich veranlaßt, ihm ein tröſtliches Wort zu ſagen."

Digitized by Google

Damit war Rohloff verabschiedet, und ein Klingelzeichen rief den Gerichtsdiener herein, der den eiligen Auftrag erhielt, unverweilt den bisherigen Untersuchungsgefangenen Walter Wilberg in das Amtszimmer zu führen, zugleich mit der Weisung, ihn dabei sehr höflich und rücksichtsvoll zu behandeln.

„Den Brief dieses Fräulein Merklin aber will ich ihm mit auf den Weg geben," sagte der Richter vor sich hin, während er das Aktenheft noch einmal durchblätterte. „Ich meine, eine so warmherzige Theilnahme und ein so felsenfester Glaube an seine Ehrenhaftigkeit müßte ihn doch mit einiger Genugthuung erfüllen. — Wer hätte aber auch für möglich halten sollen, daß diese schöne, liebenswürdige Frau — wahrhaftig, der arme Rohloff ist von Herzen zu bedauern!"

— — — — — — — — — — — —

In der eleganten Wohnung des Kaufmannes herrschte an diesem Vormittag eine noch gedrücktere Stimmung als sonst. Frau Irma hatte schon um fünf Uhr eines der Dienstmädchen geweckt und war nach dem Bahnhofe gefahren. Als Magda um Sieben aus ihrem Zimmer kam, hatte sie zu ihrer Ueberraschung von der plötzlichen Abreise der Hausfrau erfahren; aber die Mädchen hatten ihr weder über die Veranlassung noch über das Ziel derselben eine Auskunft geben können, und Heinrich Rohloff war an diesem Morgen für sie nicht sichtbar geworden. Zu dem schweren Kummer, der die Gesellschafterin bedrückte, gesellte sich nun noch eine neue Unruhe, die immer stärker anwuchs, je deutlicher sie sich Rohloff's seltsame Fragen vom gestrigen Abend und sein verstörtes Benehmen in's Gedächtniß zurückrief. Ein Gedanke, den sie schon seit Wilberg's Verhaftung immer wieder gehegt hatte, wurde ihr in diesen peinlichen Vormittagsstunden zum unumstößlichen Entschluß. Sie wollte den Hausherrn um ihre Ent-

laſſung bitten, ſobald ſich ihr eine Gelegenheit dazu bieten würde, und ſie zweifelte nicht, daß er ihren Wunſch bereitwillig erfüllen werde, denn durch die Abreiſe ſeiner Gattin war ihre Anweſenheit ja ohnedies ganz überflüſſig geworden.

Da er auch um die Mittagszeit noch nicht wieder in die Wohnung hinaufgekommen war, ging ſie in ihr Zimmer, um ihm einen Brief zu ſchreiben, der ſie von ihrem Anliegen in Kenntniß ſetzen ſollte. Aber ſie war noch nicht über die erſten Zeilen hinweg, als das Stubenmädchen mit einem ganz ſonderbaren Geſicht den Kopf zur Thür hereinſteckte und ſie erſuchte, in den Salon zu kommen, wo ein Herr auf ſie warte. Verwundert leiſtete Magda der Aufforderung Folge, und ein Jubelſchrei rang ſich von ihren Lippen, als ſie ſich einige Augenblicke ſpäter Walter Wilberg gegenüber ſah.

„Walter — Du! Iſt es denn Wahrheit? Du biſt frei?"

In der glückſeligen Aufregung des unverhofften Wiederſehens hatte ſie es ganz vergeſſen, daß ſie ſchon längſt aufgehört hatten, einander mit dem vertraulichen Du der Kinderjahre anzureden, und die überſchwengliche Freude leuchtete ſo hell aus ihren Augen, daß der junge Prokuriſt wahrlich ein ſehr ſchlechter Menſchenkenner geweſen wäre, wenn dieſe ſtrahlenden Sterne ihm nicht das ganze Geheimniß ihres reinen Herzens offenbart hätten.

„Ja, Magda, ich bin frei," ſagte er in tiefer Bewegung. „Meine Unſchuld iſt endlich erwieſen. Dich aber, die an mich geglaubt hat, als Alles mich verließ, Dich, die mit mir gelitten und gebangt hat, Dich, mein geliebtes Mädchen, gebe ich nicht mehr frei bis an meinen Tod!"

Sie wollte ſich wohl ſträuben, da er ſeinen Arm um ſie legte und ſie voll heißer Zärtlichkeit an ſich zog; aber als ſie ihm dann in die treuen, warm blickenden Augen

sah, als sie seine Lippen auf den ihrigen fühlte, da brach ihre schwache Widerstandskraft gar bald zusammen, und sie schmiegte sich an seine Brust, wie wenn es für sie nur

da noch Schutz und Zuflucht geben könnte gegen alle Unbill des rauhen Lebens.

„Du lieber, böser Mensch!“ flüsterte sie. „Warum nur hast Du mir damals so grausam alle Freundschaft gekündigt?“

„Weil ich Dich so über alle Maßen lieb hatte, Magda, und weil ich Dir Dein junges Leben nicht verderben wollte.

Ich hätte ja viele Jahre gebraucht, um die Schulden abzuzahlen, die ich für meinen Bruder gemacht hatte. Auf lange, lange Zeit hinaus wäre es mir versagt gewesen, einen eigenen Herd zu gründen. Wäre es da nicht ein Verbrechen gewesen, Dich an mich zu fesseln?"

Mit einem seligen Lächeln zu ihm aufschauend, schüttelte sie den Kopf. „Ich hätte ja auf Dich gewartet, Walter, und wenn es auch jahrelang gewährt hätte. Es gibt ja für mich kein anderes Glück, als in Deiner Liebe."

„Meine Magda! — Aber was das Warten anbetrifft, so ist das nun glücklicherweise unnöthig! Ich bin seit einer Stunde der Geschäftstheilhaber des Herrn Rohloff, der zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine lange Reise nach dem Süden unternimmt, und ich denke, nun soll es mir nicht mehr schwer fallen, mein Weib heimzuführen. Bist Du damit einverstanden?" Ihre Lippen fanden sich abermals, und die dunklen Schatten zerflatterten vor den goldenen Sonnenstrahlen des Glücks.

— — — — — — — — — — — — —

Die Scheidung der Ehe Heinrich Rohloff's erfolgte bald nach der Hochzeit Wilberg's und Magda's wegen „gegenseitiger Abneigung". Der schönen Frau Irma wurde eine „standesgemäße Jahresrente" zugebilligt, die Rohloff auch ohne Weigerung zahlte, und die der geschiedenen Frau ermöglichte, in internationalen Kurorten, wo man sie nicht kannte, und unter den zahlreichen, dort zu findenden zweifelhaften Elementen eine Rolle zu spielen, wie sie ihrem Naturell zusagte. Rohloff strich die Zeit seiner unglücklichen Ehe völlig aus seinem Gedächtniß, und der Name der mehr und mehr zur Abenteurerin herabsinkenden Frau Irma wurde in dem glücklichen Familienkreise der Inhaber der Firma Rohloff & Comp. fortan nie mehr genannt.

Eine Nothlüge.

Aus den Erinnerungen eines Gefängnißgeiſtlichen.

Mitgetheilt von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

Im Stadttheater war ein neues Schauſpiel aufgeführt worden, deſſen Inhalt in allen gebildeten Kreiſen lebhaft beſprochen wurde, und auch in jener Herrengeſellſchaft, die ſich mitunter im Pfarrhofe zu verſammeln pflegte, Anlaß zu einer Diskuſſion gab, welche ſchließlich der Hausherr, Propſt Hellmann, durch ſein Votum entſcheiden ſollte.

In jenem Schauſpiele hatte ſich der Held, ein berühmter Profeſſor der Kunſtgeſchichte, um ſeinen einzigen, leider leichtfertigen Sohn vom materiellen und moraliſchen Ruin zu retten, gegen eine hohe Summe Geldes bereit finden laſſen, ein Bild, das, wie er wußte, die Kopie eines altitalieniſchen Meiſterwerkes war, als das Original hinzuſtellen. Es wurde nun darüber geſtritten, ob der Profeſſor dadurch zu einem verächtlichen Lügner und Betrüger geworden ſei, oder ob ſich ſeine Handlungsweiſe als eine Nothlüge darſtelle, die in dem heiligen Gefühle der Vaterliebe ihre Entſchuldigung finde.

„Meine Herren," antwortete der Propſt mit gewohnter Liebenswürdigkeit, „ich ſelbſt bin nicht im Theater geweſen

und ſtehe daher Ihrem Profeſſor der Kunſtgeſchichte vollkommen fremd gegenüber. Nicht ſo aber dem angeſchlagenen Thema. Dieſes iſt mir ſogar ſehr vertraut, denn ich bin in meinem Leben allen Arten der Lüge begegnet. Auch die ſogenannte Nothlüge, eine Lüge, welche unter dem unwiderſtehlichen Drange äußerer Umſtände oder ſeeliſcher Konflikte zu irgend einem beſtimmten Zwecke erfolgt, iſt mir nicht fremd geblieben, ja, ich habe ſogar eine wohl einzig daſtehende Nothlüge kennen gelernt, deren Heroismus mir Bewunderung abgenöthigt hat. Es iſt ſchon lange her, aber die Ereigniſſe ſtehen alle noch ſo klar vor meiner Seele, als ob ſie ſich erſt geſtern zugetragen hätten. Soll ich davon erzählen? — Ja? Nun denn, ſo hören Sie mich an!

Im Jahre 1848 war ich Seelſorger am Unterſuchungsgefängniß einer mitteldeutſchen Reſidenzſtadt, deren Namen ich indeß aus triftigen Gründen heute noch nicht nennen kann. Ich hatte unter Anderem auch die ſchwere Pflicht zu erfüllen, die zum Tode Verurtheilten auf ihr Ende vorzubereiten. Ich habe da viel Jammer und Elend kennen gelernt und überhaupt Scenen erlebt, die mich auf's Tiefſte erſchütterten. Die bewegteſten haben ſich, ich weiß dies genau, im November 1848 abgeſpielt.

Am 18. November war nämlich der Rechtsanwalt Philipp Roller, ein junger, allbeliebter Mann, als Führer der revolutionären, auf Umſturz der beſtehenden Ordnung der Dinge gerichteten Bewegung vom Ausnahmegerichte zum Tode verurtheilt worden, und ſollte gegen die Gepflogenheit, zum Tode Verurtheilten eine dreitägige Friſt zu gewähren, ſchon am nächſten Morgen erſchoſſen werden.

Der Ernſt der Zeit erforderte eben, nach Anſicht des als Staatsminiſter fungirenden Juſtizpräſidenten v. Winterberg, die größte Raſchheit in der Rechtspflege, und ſo wurde ich denn ſchon zwei Stunden nach der Urtheilspublikation zu Roller beſchieden.

Ich fand den mir sehr sympathischen Mann in gedrücktester Stimmung und gewann sofort die Ueberzeugung, die Gewißheit, für seine mit hinreißender Beredtsamkeit verfochtene Sache sterben zu müssen, habe für ihn nichts Erhebendes an sich. Doch war es, wie er mir sagte, nicht die Furcht vor dem Tode, sondern der Gedanke an sein junges Weib, was ihn so traurig machte. Ach, sie liebte ihn mit der ganzen Kraft ihrer Seele, und das Urtheil des Ausnahmegerichtes schmetterte auch sie nieder. Krampfhaft schluchzend hatte sie vorhin an seiner Brust gelegen. Es war ihr unmöglich, das Entsetzliche zu fassen, und in herzzerreißendem Tone hatte sie ihn angefleht, ihr doch zu sagen, es sei nicht wahr, daß man ihn tödten wolle; sie träume blos einen furchtbar schweren, schrecklichen Traum.

Und als er ihr daraufhin nur sagen konnte, der Fürst habe das Todesurtheil bereits bestätigt, und sie müsse daher in ihm einen Sterbenden erblicken, da war sie mit einem gellenden Aufschrei zusammengebrochen. Eine Ohnmacht hatte sie befallen, und es war nicht gelungen, dieselbe zu bannen. In tiefster Bewußtlosigkeit, bleich wie eine Lilie, die der Sturm gebrochen, war Mathilde — so hieß die junge Frau — fortgeschafft worden, und Roller hatte seither keine Nachricht von ihr. Er bat mich nun, ihm Gewißheit zu verschaffen, ob Mathilde lebe und was aus ihr geworden sei.

Es war der Wunsch eines Sterbenden, ich mußte ihn erfüllen. Ich eilte also in Roller's Wohnung, wohin Mathilde auf Befehl des Präsidenten v. Winterberg gebracht worden war.

Wider alles Erwarten fand ich die junge Frau nicht zu Hause. Sie war, kaum aus der tiefen Ohnmacht erwacht, in der Absicht fortgegangen, beim Fürsten Audienz zu nehmen, sich ihm zu Füßen zu werfen und nicht früher zu erheben, als bis er ihr das Leben ihres Mannes ge-

ſchenkt haben werde. Nein, Philipp durfte nicht erſchoſſen werden! Er hatte ja keines Menſchen Blut vergoſſen, ihrer Anſicht nach überhaupt nichts Böſes gethan. Das Urtheil des Ausnahmegerichtes war alſo ungerecht, ja grauſam, der Fürſt mußte es aufheben. In dieſer und ähnlicher Weiſe hatte ſich die Unglückliche geäußert und dann das Haus verlaſſen.

Ich hatte freilich keine Hoffnung. Allerdings, der Fürſt war herzensgut und, wie Eingeweihte wiſſen wollten, ſofort nach Unterdrückung des übrigens unblutig verlaufenen Aufſtandes zur Erlaſſung einer allgemeinen Amneſtie bereit geweſen, allein dem Präſidenten v. Winterberg ſollte es gelungen ſein, ihn umzuſtimmen und Vollmacht zur Ergreifung der ſchärfſten Maßregeln zu erhalten.

Mathilde gab ſich daher einer leeren Hoffnung hin. Roller's Tod war feſt beſchloſſen. An ihm ſollte eines jener abſchreckenden Exempel ſtatuirt werden, die der allmächtige Präſident „in dieſen ſchweren Zeitläuften zur allgemeinen Beruhigung" für unumgänglich nöthig hielt. Vielleicht theilte der Fürſt dieſe Anſicht nicht, allein jedenfalls hatte er das Handeln Winterberg überlaſſen, und Roller war daher verloren. Nicht weil er eine Verfaſſung gefordert und auf deren Einführung hingewirkt hatte, ſondern weil er den Präſidenten als einen Feind des Vaterlandes hingeſtellt, der um jeden Preis beſeitigt werden müſſe, mußte er ſterben, deshalb ſah er heute die Sonne zum letzten Male untergehen.

Ich beſchloß, die Heimkehr der Unglücklichen zu erwarten.

Dieſe war wirklich vom Fürſten vorgelaſſen worden, hatte ſich ihm zu Füßen geworfen und für ihren Gatten um Gnade gefleht, wie eine liebende Seele nur flehen kann. Aber der Fürſt war unerbittlich geblieben, und voller Verzweiflung hatte ſie den Palaſt verlaſſen.

Sie war in der sicheren Erwartung gekommen, Gnade zu finden, sie hatte diese Erwartung in der Brust des Verurtheilten erweckt, ehe sie ihn verließ, und sollte nun vor ihn hintreten und sagen: „Gib alle Hoffnung auf, Du mußt morgen sterben?" Nein, sie fühlte es, das ging über ihre Kräfte. Sie war außer Stande, den Mann ihres Herzens der Todesangst zu überantworten, jener Angst, die ärger ist als Sterben. Aber war's denn möglich, ihn davor zu bewahren? Ja, ja, schon zeigte ihr die Liebe den Weg zum Ziele und verlieh ihr Muth und Kraft, denselben zu verfolgen.

Sie sah wahrlich nicht wie eine Hoffnungslose aus, als sie nach der Audienz wieder bei ihrem Gatten im Gefängnisse erschien.

Er eilte ihr entgegen und schloß sie weinend in die Arme.

„Still, mein Theurer, still!" flüsterte sie. „Nur keine Scene und nichts von Abschiednehmen. Wir sind uns ja wiedergegeben."

„Wie, Mathilde? Was sagst Du?"

„Ich sage Dir, was jetzt noch Niemand weiß und wissen darf. Der Fürst hat Dich begnadigt. Sieh mich nicht so zweifelnd an, ich lüge nicht. Du wirst nicht erschossen, aber Du sollst es erst morgen erfahren. Du sollst erst auf dem Richtplatze begnadigt werden. So will's der Fürst. Ich mußte ihm Schweigen geloben. Aber wie konnte ich diesen Schwur halten? Nein, ich mußte Dich der Todesangst entreißen. Nun ist's geschehen. Laß Dir nichts merken. Morgen sind wir auf immer vereint! Das schwöre ich Dir bei meiner Liebe."

Mehr konnte sie nicht sagen, und es war auch gar nicht nothwendig. Roller glaubte ja, was er wünschte, er glaubte es Mathildens wegen. Sie hatte den Zweck erreicht, dem Geliebten die Schauer und Qualen der Todesangst zu ersparen. —

Wie gesagt, meine Herren, dies fand statt, während ich harrend in der Wohnung des Verurtheilten saß. Die Frau kam nicht, ich konnte endlich nicht länger warten. Ich ging also schweren Herzens nach dem Gefängnisse zurück. . . .

Schon neigte sich die Sonne stark dem Westen zu, als ich wieder bei dem Verurtheilten erschien, um ihm Bericht über meine Mission zu erstatten. Ich fand ihn nicht so aufgeregt, wie ich gefürchtet hatte, aber auch nicht ruhig und gesammelt genug, um sich mit Gott und der Welt auseinander zu setzen. Er entschuldigte dies damit, daß Mathilde inzwischen wieder dagewesen sei und ihm Mittheilungen gemacht habe, die neuerlich einen Sturm in ihm erregt hätten, einen Sturm, der sich aber bald legen werde. Schließlich bat er mich, ihn doch spät Abends wieder besuchen zu wollen, da könnten wir ungestört miteinander plaudern.

Plaudern! Dies Wort aus dem Munde eines zum Tode Verurtheilten berührte mich seltsam, allein ich entschuldigte es mit dem Sturme, von dem er gesprochen, mit einem Sturme, dessen Ursache keine andere als Mathildens Mittheilung von der Vergeblichkeit ihrer Bemühung, seine Begnadigung zu erlangen, sein konnte. Arme Frau! Ich beklagte ihr Loos von ganzem Herzen. Würde sie den Muth haben, es zu tragen? Ich durfte es hoffen, da sie den Muth gehabt hatte, dem Gatten selbst zu melden, daß sie vom Fürsten entweder gar nicht vorgelassen, oder abweisend beschieden worden sei. Ein Drittes gab es nicht, denn der Fürst war eine offene und ehrliche Natur, es lag ihm ferne, Hoffnungen zu erregen, die er nicht erfüllen konnte.

In dieser Ueberzeugung mußte ich natürlich bestärkt werden, als ich vernahm, der Fürst habe Bürgermeister und Rath, die im Residenzschlosse erschienen waren, um

Roller's Begnadigung zu erbitten, gar nicht empfangen. In der Stadt herrschte darob die größte Betrübniß, denn, wie schon gesagt, Roller erfreute sich der allgemeinen Sympathien, und die Bevölkerung hatte nichts sehnlicher gewünscht, als daß er am Leben erhalten bleiben möchte.

Nun war aber der letzte Hoffnungsschimmer erloschen. Der Fürst hatte durch Abweisung der Deputation zu erkennen gegeben, daß auch ihm in diesem Falle Recht vor Gnade gehe. Niemand bewunderte ihn ob dieser Stärke, im Gegentheil, man hatte Mitleid mit dem „Sklaven Winterberg's" und beklagte auf's Tiefste, daß das Vaterland auch fernerhin der Willkür dieses Menschen ausgesetzt bleiben müsse. — —

Indessen ging — wie ich später aus zuverlässigster Quelle erfuhr — der Fürst, sonst die Ruhe und Gelassenheit selbst, erregt in seinem Arbeitszimmer auf und nieder.

Plötzlich schellte er heftig und befahl dem eintretenden Kammerjunker, zum Präsidenten v. Winterberg zu eilen. Er müsse ihn sofort sprechen in einer Angelegenheit, die keinen Aufschub dulde. Deshalb könne er auch keine Entschuldigung gelten lassen. Der Präsident müsse aus dem Bette, falls er sich bereits zur Ruhe begeben haben sollte.

Der Kammerjunker entfernte sich, der Fürst aber setzte seinen Spaziergang im Zimmer fort. Endlich stand er still. Er hörte Schritte. War's der Präsident? Der junge Fürst konnte seine Ungeduld nicht mehr bemeistern, gegen alle Etikette riß er selbst die Thüre auf.

Ein hagerer, tiefernster Mann stand vor ihm. Es war der Erwartete. Der Fürst streckte ihm beide Hände entgegen.

„Gottlob, da sind Sie, mein lieber Präsident," sagte er. „Haben Sie Dank und treten Sie ein. Sie finden mich in einer Erregung, die Ihnen nicht gefallen wird. Aber ich habe heute ein Todesurtheil unterschrieben und frage mich, ob ich denn auch recht gethan habe?"

„Vollkommen, Hoheit," erwiederte Winterberg. „Es lag im Intereſſe des Staates. Sie haben ſich durchaus keinen Vorwurf zu machen."

„Aber meine Mitmenſchen, die Nachkommen, was werden die dazu ſagen?"

„Nur Eines, Hoheit: daß Sie nicht anders konnten."

„O, Herr Präſident, ich konnte wohl. In meiner Hand ruht die Entſcheidung über Leben und Tod. Ich konnte dem Urtheile des Gerichtshofes meine Zuſtimmung verſagen, den Verurtheilten begnadigen . . ."

Ueber Winterberg's ſtarre, pergamentene Züge floh ein leiſes Lächeln. „Hoheit konnten, aber es war Ihr Wille nicht, zu können," ſagte er. „Suprema lex regis voluntas, des Fürſten Wille iſt das oberſte Geſetz. Wer will dagegen ſtreiten?"

„Mein Herz, mein Herz!" rief der Fürſt in großer Bewegung aus. „Mein Herz ſagt mir, daß ich ein Geſchöpf Gottes nicht vernichten darf."

„Wohl wahr, aber nur ſo lange, als Eurer Hoheit nicht ſelbſt Vernichtung droht von ſolch' einem Geſchöpfe. Aug' um Auge, Zahn um Zahn, ſo ſteht's geſchrieben."

„Ich weiß, ich weiß, mein lieber Präſident! Aber wollte denn jener Unglückliche mich vernichten? Nein! Er leugnet's ganz entſchieden. Er hatte nichts gegen mich . . ."

„Deſto mehr jedoch gegen Eurer Hoheit Regierung. Dieſe war ihm ein Greuel. Er wollte ſie umſtoßen und waffnete zu dieſem Zwecke tauſend Hände. Und unter dieſen mögen ſich wohl auch einige befunden haben, die ſich frevelnd an Eurer Hoheit vergriffen hätten, wenn das ſchlimme Werk der Empörung nicht im Keime erſtickt worden wäre."

„Sie könnten Recht haben, Herr Präſident, indeſſen — dennoch — ich beſchwöre Sie meiner Ruhe wegen, nennen Sie Gründe, geben Sie mir nur einen einzigen Grund an, aus dem ich den Unglücklichen begnadigen könnte."

Präſident v. Winterberg verneigte ſich tief vor ſeinem jungen Herrn. „Wozu dies, Eure Hoheit?“ meinte er kühl. „Ihr Wille genügt.“

„Wohl, wohl, aber ich weiß, Sie ſind dagegen, Gnade für Recht ergehen zu laſſen. Und ich möchte eins mit Ihnen ſein auch in dieſer Sache, ich möchte Sie nicht verleugnen.“

„Was iſt an mir gelegen, wo es die Ruhe Eurer Hoheit gilt?“ verſetzte der Präſident mit ſchlecht verhehlter Bitterkeit. „Geruhen Sie ganz nach eigenem Ermeſſen zu handeln.“

Der Fürſt fühlte den Stachel dieſer Worte und verwahrte ſich entſchieden dagegen, zu Jenen zu gehören, die altbewährte und treue Diener des Staates plötzlich bei Seite ſchieben, um perſönlichen Vortheils, einer Neigung oder Laune wegen.

„Ich weiß nur zu gut,“ verſetzte er, „daß Sie, Herr Präſident, jederzeit das Beſte wollten, und habe dies auch dadurch bewieſen, daß ich, obwohl ein entſchiedener Gegner der Todesſtrafe, das mir heute vorgelegte Todesurtheil unterſchrieb, weil Sie es für nothwendig erklärten. Zudem hegte ich an der mir gegebenen Charakteriſtik des Empörers auch nicht den leiſeſten Zweifel. Nachträglich aber kamen mir Dinge zu Ohren, welche Roller's Schuld in einem milderen Lichte und ihn der Begnadigung würdig erſcheinen laſſen.“

„Nun ja,“ bemerkte Winterberg ſarkaſtiſch, „der Mann iſt jung, er hat eine hübſche Frau, und die Sympathien des Volkes ſind auf ſeiner Seite. Warum ſollte er alſo nicht leben? Er kann ja eines Tages noch Miniſter werden.“

„Der meine niemals, Herr Präſident!“

„Hoheit, man darf nichts verſchwören. Sie glauben überhaupt gar nicht, wie gefährlich Ihnen dieſer Roller iſt.

Morgen ſchon wird er Eure Hoheit verdunkeln, denn nicht derjenige, der Gnade gewährte, ſondern der Begnadigte wird der Held des Tages ſein."

Dem Fürſten mißfiel dieſe Redeweiſe. Er nahm eine ſtrenge Miene an und ſprach nicht mehr zu dem Freunde ſeines Vaters, ſondern zu ſeinem Untergebenen.

„Sie ſind alſo unbedingt dafür, daß ein Exempel ſtatuirt werde?" fragte er.

„Jawohl, Hoheit! Die Begnadigung würde doch nichts Anderes, als ein Beweis der Schwäche Ihrer Regierung ſein. Und die Folgen werden alsbald zu Tage treten. Die revolutionären Elemente erhalten wieder Muth zu neuen Wühlereien, und ich bürge ferner nicht mehr für die Ruhe und Sicherheit des Staates."

Der Fürſt faßte ſeinen Rathgeber feſt in's Auge. „Sie treten zurück im Falle der Begnadigung des Verurtheilten?"

„Ich muß, Hoheit! Wer mit ſeinem Fürſten nicht eines Sinnes iſt, der darf nicht länger im Amte bleiben. Geruhen Sie, mich des Dienſtes in Gnaden zu entheben."

„Wohlan, ich werde mir die Sache überlegen," erwiederte der Fürſt und gab dem Präſidenten ein Zeichen, daß er entlaſſen ſei.

Winterberg zog ſich denn auch nach einer tiefen Verbeugung raſch zurück. Unmuth erfüllte ihn und prägte ſich deutlich in ſeinen Zügen aus. Wie, der Fürſt wollte ſich ſeinem Einfluſſe entziehen, ein Urtheil umſtoßen, das in ſorgſamer Erwägung aller Staatsintereſſen gefällt worden war? Ja, ja, ſo ſchien es. Aber durfte es denn ſein? Nein, nimmermehr!

Der Präſident hatte in ſeinem langen Leben viel Schwieriges vollbracht, er hatte Manches möglich gemacht, was unmöglich geſchienen, kurz, für Alles Rath gewußt und wollte auch in dieſer Sache Sieger bleiben. Aber

Digitized by Google

gab's denn ein Mittel, des Fürsten Willen zu durchkreuzen, falls er sich vollends zu Gunsten des Verbrechers neigen sollte? Jawohl, es gab eines! Freilich war's ein gewagtes Mittel, aber wo es das Interesse des Staates galt, scheute Winterberg vor nichts zurück.

Etwas wie Triumph blitzte aus seinen Augen, als er, in seinen im Schloßhofe harrenden Wagen steigend, dem Kutscher den Befehl ertheilte, ihn in das Gerichtsgebäude zu bringen.

Der Fürst hörte den Wagen davonrollen und sah ihm gedankenvoll nach. Sollte er sich von dem Präsidenten, dem bewährten Rathgeber seines verewigten Vaters, trennen? Die Frage war groß und brennend. Sie mußte innerhalb der nächsten Stunden entschieden werden. Und an ihr hing ein Menschenleben!

Er begann zu denken, zu prüfen, zu erwägen. Aber ach! zwei Herzen schlugen heute in seiner Brust, die Herzen des Fürsten und des Menschen. Er fühlte das, denn immer, wenn er so weit gekommen war, das schöne Wort „Gnade" auszusprechen, tauchte die finstere Gestalt des Präsidenten vor ihm auf und warnte ihn eindringlich davor, seinem Menschenherzen zu folgen. Nein, dies dürfe ein Fürst nie und nimmermehr, lehrte er und drängte sich zwischen ihn und jenes bleiche Weib, das heute zu seinen Füßen gelegen und mit thränenerstickter Stimme gefleht hatte: „Hoheit, seien Sie barmherzig! Ueben Sie Gnade! Schenken Sie mir das Leben meines armen Mannes!"

Rührend in ihrem Schmerze stand sie vor des Fürsten geistigem Auge, aber trotzdem konnte er zu keinem Entschlusse gelangen.

— — — — — — — — — — — —

Mitternacht war vorüber, düster und schwarz, unheimlich mit einem Worte ragte das „graue Haus" — so wurde das Gerichtsgebäude im Volksmunde genannt —

zum ſternenbeſäeten Himmel empor. Von all' ſeinen zahlreichen Fenſtern war nur eines erleuchtet und ſtrahlte einem feurigen Auge gleich in die Nacht hinein.

Es war das Fenſter des Zimmers, in dem Philipp Roller ſeine letzten Stunden verbrachte. Jedermann wußte das, und darum blieb ſo Mancher von denen, die ihr Weg vorüberführte, ſtehen und blickte zu den leuchtenden Scheiben empor. Der arme Roller! Was mußte er jetzt leiden! Der Abſchied vom Irdiſchen wird Niemand leicht. Selbſt das entſagungsfähigſte Herz klammert ſich an das Leben, und auch die muthigſte Seele bangt vor dem unbekannten Lande, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt." ...

Der Erzähler machte eine Pauſe und ſah ſich im Kreiſe der geſpannt lauſchenden Zuhörer um. Dann fuhr er fort:

„Auch ich glaubte den Armen an Leib und Seele gebrochen zu finden, als ich in ſpäter Stunde wieder zu ihm berufen wurde. Allein ſchon der erſte Anblick Roller's ließ mich an dieſem Glauben zweifeln und jetzt, um Mitternacht, als ich ihn verließ, wußte ich wahrlich nicht, was ich von dem Manne denken ſollte. Wie heiter war er und wie wenig mehr ſchien er am Irdiſchen zu hängen. Nicht einmal nach ſeinem Weibe hatte er verlangt. Aber auch ſie war nicht gekommen. Was hatte dies zu bedeuten? Sie liebten ja einander heiß und innig. In der ganzen Stadt ſprach man von ihrer Neigung und ſtellte ſie als Muſter ehelicher Liebe hin. Und jetzt, in den letzten Stunden des Einen waren ſie nicht beiſammen. Welch' eine Wandlung war mit dem Ehepaare vorgegangen?!

Ich ſtand vor einem Räthſel. Kopfſchüttelnd ſetzte ich den Fuß aus dem Gerichtsgebäude auf die Straße hinaus, um mich in meine nahe gelegene Wohnung zu begeben. In dieſem Momente trat aus dem Thorbogen eines der gegenüberliegenden Häuſer eine dunkle Geſtalt und eilte raſch auf mich zu.

Digitized by Google

Es war ein Weib, ein geisterbleiches Weib. Eine flehentliche Bitte sprach aus ihren Augen. Betroffen wich ich zurück.

„Frau Roller!“ rief ich aus.

„Ich bin es!“ erwiederte sie. „Ich wußte, daß Sie bei meinem Manne seien und habe Ihre Rückkehr erwartet. Gewähren Sie mir eine Bitte.“

„Gerne. Sprechen Sie. Was kann ich thun?“

„Nicht viel,“ flüsterte die junge Frau, schwer leidend, wie es schien. „Wie geht es ihm? Ist er ruhig?“

„Mehr als das! Ich habe den Eindruck empfangen, als sehe er dem morgigen Tage mit geheimer Freude entgegen!“

„Ha, also wirklich? So bin ich zufrieden. Es ist also gelungen!“ hauchte sie.

Ich stutzte. Was hatte dies zu bedeuten? Mich erfaßte ein Gedanke.

„Sie waren beim Fürsten, Frau Roller?“ fragte ich.

„Ja, ich bin dort gewesen.“

„Und Seine Hoheit hat Ihnen Hoffnung auf Begnadigung gemacht?“

Mathilde nickte. „So ist es!“ sprach sie tonlos. „Der Fürst ließ mich hoffen.“

„Und Sie haben dies Ihrem Manne mitgetheilt.“

„Ja, das habe ich!“

„Ah, nun begreife ich seine Ruhe und geringe Sehnsucht nach Ihnen. Er erwartet also bestimmt, Ihnen morgen wiedergegeben zu werden?“

„Ich muß es glauben. Er ist ja ruhig.“

„Aber Sie, Frau Roller, Sie erfreuen sich nicht jener Ruhe, welche ein fester, unerschütterlicher Glaube gewährt. Sie setzen wohl kein rechtes Vertrauen in das Wort des Fürsten?“

„Mein Gott, wer sagt das?“

„Ich ſage es! Die Hoffnung belebt und erhebt. Sie aber ſind ſchwer bedrückt, der Verzweiflung nahe. Der Fürſt gab Ihnen keine beſtimmte Verſicherung; er ließ Sie mit einem: ‚Vielleicht!‘ oder: ‚Wir wollen ſehen, was ſich machen läßt!‘ ziehen. Und Sie, in der erſten Freude, eilten zu Ihrem Manne und erfüllten mit Gewißheit ſeine Seele?“

Mathilde ergriff meine Hände und preßte ſie heftig. „Und wenn ich's gethan hätte, Herr Pfarrer?“ fragte ſie. „Wenn ich, um dem Unglücklichen die Todesangſt zu erſparen, zur Lügnerin geworden wäre, würden Sie mich verdammen? Sprechen Sie, Herr Pfarrer, würden Sie mich deshalb verdammen?“

Ich blickte verwundert auf Mathilde nieder.

„Da ſei Gott vor!“ verſetzte ich ergriffen. „Was Sie gethan haben, kann nur der Heroismus der reinſten Liebe vollbringen. Aber Sie haben die Folgen nicht bedacht.“

„O, doch,“ ſagte Mathilde. „Ich weiß, daß ich meinen Mann nicht mehr ſehen darf. Mein Anblick würde ihm ja Alles verrathen. Aber was liegt daran? Bald iſt der Erdenſchmerz überwunden, bald —“

„Stürzt der Unglückliche in den Abgrund, den die Liebe mit Blumen verdeckte,“ fiel ich ein. „Das iſt's, was Sie nicht bedacht haben. Erwägen Sie doch, Roller glaubt nicht daran, morgen ſterben zu müſſen. Aber wie die Dinge ſtehen, wird er ſterben, vom Tode überraſcht werden, von einem jähen Tode, Frau Roller, um deſſen Abwendung wir den Herrn der Welten immer bitten. Er wird vielleicht mit Gott und den Menſchen unverſöhnt ſterben, und das werden Sie zu verantworten haben.“

Mathilde rang die Hände. „Sie verdammen mich, Sie verdammen mich!“ jammerte ſie.

„Nein, ich verurtheile Sie nicht,“ erwiederte ich. „Ich begreife die Größe des Opfers, das Sie gebracht haben.

Aber dessenungeachtet mußte ich Ihnen die Folgen Ihrer frommen Lüge zeigen. Und jetzt werde ich Ihnen auch das Mittel nennen, diese Folgen zu beschwören."

„Ich bitte, sprechen Sie."

„Sie müssen, um Gott zu versöhnen und den inneren Frieden wieder zu erlangen, den auch die frömmste Lüge von uns scheucht, Ihren Gemahl morgen eine halbe Stunde vor der Hinrichtung noch einmal sehen."

Mathilde verneinte heftig. Alles, nur das nicht, es ging über ihre Kräfte!

Ich erfaßte die Hand der Unglücklichen und sah ihr fest in's Auge. „Sie werden ihn wiedersehen," sprach ich dabei. „Und Sie werden ihm sagen, wozu die Liebe Sie bewog; das wird, das muß ihn erheben. Und nicht in falscher Hoffnung, nein, stolz auf solch' ein Weib und als ein todesmuthiger Held wird er zum Richtplatze schreiten."

Mathilde hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und schluchzte laut. Ich glaubte, sie kämpfe mit sich und suchte sie durch trostreichen Zuspruch zum Siege über sich selbst zu führen. Allein vergebens.

„Ich kann nicht!" erklärte sie in einem Tone, der ihre Verzweiflung deutlich verrieth. „Thun Sie es, wenn Sie den Muth dazu haben. Sagen Sie ihm Alles, bringen Sie ihm meine letzten Grüße und — wollen Sie ihn trösten, dann versichern Sie ihn, es war keine Lüge, was ich ihm heute sagte: morgen, das schwöre ich bei Allem, was mir heilig ist, morgen bin ich mit meinem Manne auf immer vereint. Leben Sie wohl!"

Damit floh sie in die Nacht hinein.

„Frau Roller!" rief ich ihr nach, aber sie hörte mich nicht. Schon bog sie um die Ecke und war meinen Blicken entschwunden.

Mein Herz pochte schneller. Mathildens letzte Worte ließen ja keinen Zweifel zu: die Unglückliche war entschlossen,

ſich das Leben zu nehmen. Konnte ich ſie daran hindern? Schwerlich! Aber vielleicht gelang es mir, ſie einzuholen. Eben wollte ich ihr nach, da rollte ein Wagen heran und hielt vor dem Gerichtsgebäude.

Präſident v. Winterberg entſtieg demſelben und pochte an das Thor des „grauen Hauſes“. Was konnte dieſer Beſuch zu bedeuten haben? Ich wollte es erfahren und trat faſt gleichzeitig mit dem Präſidenten in das Gerichtsgebäude, deſſen Thor ſich knarrend geöffnet hatte.

Mehrere Gerichtsdiener ſtanden in ehrerbietiger Haltung vor dem allgewaltigen Präſidenten. Er wollte den Direktor ſprechen und befahl, ihn herbeizuholen. Wenige Minuten ſpäter erſchien der Beamte.

„Iſt Alles bereit zur morgigen Exekution?“ fragte ihn der Präſident.

„Alles, Excellenz,“ war die Antwort. „Der traurige Akt könnte ſofort vollzogen werden. Selbſt der Herr Pfarrer iſt ja zur Stelle.“

Der Präſident wurde erſt jetzt meiner gewahr. Er grüßte mich mit einem leichten Neigen des Kopfes.

„Alſo Alles in Ordnung,“ meinte er dann, wieder zum Direktor gewendet. „Aber, nicht wahr, ich unterließ, die Stunde der Vornahme genau zu beſtimmen?“

„Allerdings, Excellenz. Allein das verſteht ſich ja von ſelbſt. Todesurtheile werden ſeit jeher um ſieben Uhr Morgens vollzogen.“

„So war es bisher, jetzt aber ſoll es anders werden,“ erwiederte der Präſident. „Wir ſind in ein neues, humaneres Zeitalter eingetreten, das die Oeffentlichkeit ſolcher blutiger Schauſpiele gerne meidet. Es ſoll bei der Hinrichtung keinen Zuſammenlauf mehr geben, und darum werde ſie um fünf Uhr Morgens vorgenommen.“

„Sehr wohl, Excellenz!“ ſagte der Direktor, ſichtlich betroffen. „Aber ich bitte um einen ſchriftlichen Befehl.“

Digitized by Google

„Den ſollen Sie haben!“ entgegnete der Präſident und wollte ſich in die Kanzlei begeben, um das verlangte Schriftſtück auszufertigen. Doch ich vertrat ihm den Weg.

„Excellenz!“ rief ich, „bevor Sie gehen, geſtatten Sie mir einige Worte. Sie haben ſoeben einem Menſchen, der nur noch ſieben Stunden zu leben hat, zwei davon abgeſprochen. Das iſt ein großer Theil . . .“

„Beinahe ein Drittel,“ verſetzte der Präſident. „Doch was ſoll's? Sie proteſtiren doch nicht dagegen?“

„Allerdings, das thue ich. Im Namen der Menſchlichkeit und des Geſetzes.“

„Welch' eines Geſetzes?“

„Des Geſetzes, das auch die Todesſtunde der Verurtheilten beſtimmt.“

„Solch' ein Geſetz gibt es nicht. Man vollzieht die Hinrichtung gewohntermaßen um dieſe oder jene Stunde.“

„Nun, ſo iſt es ein Gewohnheitsrecht, und ich beſtehe darauf, daß es auch Philipp Roller zu Gute komme. Zwei Stunden ſind viel im Leben eines Todeskandidaten. Innerhalb dieſer Zeit kann ſich ſein Geſchick wenden.“

Der Präſident lächelte geringſchätzig. „Sie hoffen doch nicht, daß er begnadigt werde?“

„Doch, das hoffe ich. Und darum beſchwöre ich Sie: es bleibe bei ſieben Uhr, der üblichen Stunde.“

Der Präſident bedachte ſich eine Weile. „Nein!“ ſprach er dann. „Der Verurtheilte wird um fünf Uhr erſchoſſen!“

Dieſe Worte erweckten einen ſchweren Verdacht in meiner Seele. Der Präſident ſchien Roller's Begnadigung im letzten Momente zu fürchten, und um dieſelbe wirkungslos zu machen, ſtrich er zwei Stunden aus dem Leben des Verurtheilten. Aber das durfte nicht ſein. Ich erklärte, ich würde ſofort zum Fürſten gehen, um ihm zu ſagen, was geſchehen ſei.

Der Präſident ſah mich finſter an. „Das werden Sie

nicht!" rief er. „Der Fürst darf in dieser Angelegenheit, in der er bereits das letzte Wort gesprochen, nicht mehr behelligt werden."

„Wo es ein Menschenleben gilt, kann von Behelligung nicht die Rede sein," erwiederte ich. „Ich gehe!"

„Sie bleiben!" donnerte der Präsident. „Man schließe die Thore! Niemand darf aus und ein ohne meine Erlaubniß. Die Verantwortung trage ich," fuhr er, meinen Protest gegen diese Verfügung nicht beachtend, fort. „Fügen Sie sich darein und erfüllen Sie Ihre Pflicht. Bereiten Sie den Verurtheilten zum Tode vor."

„Das ist meines Amtes nicht mehr," erklärte ich, hoffend, den Präsidenten zur Rücknahme seiner ebenso grausamen als willkürlichen Verfügung zu bestimmen. „Ich bin ein Gefangener und selbst des Trostes bedürftig. Herr Präsident, Roller's Weib steht im Begriffe, ihm voranzugehen. Die Unglückliche will sich tödten. Sie hat es mir vertraut. Geben Sie mir die Freiheit wieder, auf daß ich dies Leben retten kann, sonst, beim allmächtigen Gott, zeihe ich Sie morgen einer schweren Schuld!"

Der Präsident lachte spöttisch. „Die Ausflucht ist vortrefflich, aber bei mir verfängt sie nicht," sagte er. „Sie bleiben."

„Um keinen Preis!" rief ich mit starker Stimme und schritt dem Thore zu. „Im Namen des Herrn, dem ich diene, öffnet!" gebot ich den Gerichtsdienern.

Diese blickten nach dem Präsidenten. Er war ihr Herr und Meister. In seinen Händen ruhte ihr Geschick, ihm mußten sie, wenn auch schweren Herzens, gehorchen. Regungslos standen sie da. Tiefste Stille herrschte. Ich unterbrach sie.

„Im Namen Gottes öffnet!" rief ich zum zweiten Male und als auch diese Aufforderung ohne Erfolg blieb, entriß ich dem Pförtner den Schlüsselbund, um mir selbst den

Weg zur Freiheit zu erſchließen. Der Pförtner wagte es nicht, mich zu hindern, und auch der Präſident gab nicht den Befehl hierzu, aber ſchon ſtand er ſelbſt zwiſchen mir und dem Thore.

„Sie werden ſich meinem Befehle fügen!“ knirſchte er, und Feuer und Flammen ſprühten dabei aus ſeinen Augen. „Der geringſte Widerſtand noch, und Sie ſind in meinen Augen ein Hochverräther!“

Der Augenblick war kritiſch, aber furchtlos beſtand ich auf meinem Verlangen, das Gerichtsgebäude zu verlaſſen, und der Konflikt zwiſchen mir und dem Präſidenten drohte unheilvoll zu enden, da hörte man Pferdegetrappel und gleich darauf wurde an das Thor gepocht.

„Wer da?“ rief der Präſident.

„Baron Thalheim, Adjutant des Fürſten!“ war die Antwort. „Im Namen Seiner Hoheit, aufgemacht!“

„Oeffnet!“ gebot der Präſident, und ſchon drehte ſich das Thor in ſeinen Angeln.

Ich athmete erleichtert auf. Aber nicht deshalb, weil der Weg nun frei war, ſondern weil ich in dem Adjutanten des Fürſten einen Gnadenboten zu erblicken glaubte. Erwartungsvoll hingen denn auch meine Augen an den Lippen des jungen Offiziers, der nun dem Präſidenten ein verſiegeltes Schreiben überreichte.

„Vom Fürſten zu Händen des Gerichtes!“ ſagte er dabei und blieb dann unbeweglich ſtehen. Winterberg aber machte ſich daran, das Schreiben zu öffnen.“ . . .

Der Erzähler machte eine kleine Pauſe.

„Und die unglückliche Frau Roller?“ fragte einer der Zuhörer. „Was wurde aus ihr?“

„Ja, Mathilde!“ fuhr der Propſt fort. „Wo war ſie indeſſen? Dem finſteren Gedanken gefolgt, dem ſie mir gegenüber Ausdruck gegeben, an das Ufer des nahen Stromes geeilt, um ihr Leid in deſſen Wellen zu begraben? Nein.

Ihr Weg führte sie zwar vorüber an der dunklen rauschenden Fluth, aber sie wollte dem Geliebten nicht vorangehen. Nein, morgen um sieben Uhr, in dem Momente, wenn ihn die mörderischen Kugeln niederstrecken, wollte auch sie ihrem Leben ein Ziel setzen.

Schon war die zweite Stunde nahe, als sie ihr Heim betrat; fünf Stunden noch, dann war Alles aus!

Halb betäubt vor Seelenschmerz und Erschöpfung sank sie in einen Sessel, und wirre Träume zogen vor ihrem umdämmerten Bewußtsein vorüber. Sie sah ihren Philipp zum ersten Male. Ihr Herz flog ihm zu, ihr das seine. Sie liebten sich. Welche Freude! Und jetzt zog sie als Braut ein in sein Haus, und jeder neue Tag brachte neues Glück, neue Wonne. Sie wandelten im Sonnenschein, im goldenen Sonnenschein. Doch nun erlosch er. Es wurde düster rings umher und finstere Gewalten rissen Philipp von ihrer Seite, sie schleppten ihn in den Kerker und jetzt —?

Mathilde sprang auf. Entsetzen sprach aus ihren geisterbleichen Zügen, ein schreckliches Bild stand vor ihrer Seele. Gewehrläufe waren auf Philipp's Brust gerichtet und nun — ein Blitz, ein Knall! er sank blutüberströmt zu Boden.

Stöhnend fiel Mathilde wieder in den Stuhl zurück und lange verrieth nichts an ihr, daß sie lebe. Da endlich — im Osten war bereits das Morgenroth entflammt — fuhr sie jäh empor. Was war das? Wer hatte sie gerufen?

„Mathilde!" Sie hatte es deutlich gehört und hörte es wieder. „Mathilde!" klang es leise und innig aus der Tiefe des Gemaches und faßte sie am Herzen mit unwiderstehlicher Gewalt.

Langsam wandte sie das Haupt dem Schalle nach. Ein gellender Schrei entschlüpfte ihr.

„Philipp!“ Nein, nein, er war es nicht! Es war ſein Geſpenſt. Es ſtieg empor vor ihr, um ſie zu mahnen, daß es an der Zeit ſei, ſich mit ihm auf immer zu vereinen. Die Schauer des Jenſeits wehten ſie an, ſie wollte fliehen, aber ſchon ſchlangen ſich zwei ſtarke Arme um ihren zitternden Leib, und heiße Küſſe brannten auf ihren Lippen.

„Mathilde, mein Weib, mein theueres Weib! Hier bin ich, hier haſt Du mich wieder!“ flüſterte ihr eine wohlbekannte Stimme zu.

— — — — — — — — — — — —

Der Fürſt hatte Roller begnadigt, die Todesſtrafe in Landesverweiſung umgewandelt. Mathildens Nothlüge war alſo zur Wahrheit geworden. Er wußte bereits von mir darum und konnte ihr nicht genug danken für den Heroismus ihrer Liebe.

„Der Gedanke an den Schmerz und das Leid, das ich Dir verurſacht, an Deine Schutzloſigkeit, hätte mich in den letzten Stunden zur Verzweiflung getrieben,“ ſagte er. „So aber, da ich an die Wahrheit Deiner Botſchaft unerſchütterlich glaubte, iſt Alles an mir ſpurlos vorübergegangen. Und wenn ſie mir die Gewehrläufe an die Bruſt geſetzt hätten, ich hätte nicht an den Tod geglaubt. Dank Dir, Dank Deinem Opfermuthe.“ —

Die ganze Stadt nahm innigen Antheil an dem Geſchick des dem Leben Zurückgegebenen, und der Fürſt war, wo er ſich zeigte, Gegenſtand begeiſterter Ovationen. Insbeſondere die Illumination, die zur Feier des Ereigniſſes — man nannte es die völlige Verſöhnung zwiſchen Fürſt und Volk — veranſtaltet wurde, fiel glänzend aus. Alles war entzückt, nur Präſident v. Winterberg ſchüttelte bedenklich den Kopf und prophezeite anläßlich ſeines Rücktrittes allerlei ſchlimme Dinge, die glücklicherweiſe nicht in Erfüllung gingen. Ueberhaupt wurde, ſeitdem er gegangen, die Harmonie zwiſchen Fürſt und Volk nie wieder geſtört,

und als Jener die längſt erſehnte Verfaſſung gewährte, da durfte auch Roller, der ſie gefordert, in die Heimath zurückkehren und vermehrte die Zahl der Glücklichen des kleinen Staates."

Mit dieſen Worten ſchloß Propſt Hellmann ſeine Geſchichte und knüpfte daran die Bemerkung, daß Nothlügen denn doch nur ſelten zur Wahrheit werden, und daß es daher immer und unter allen Umſtänden höchſt bedenklich erſcheine, ſich ihrer — und wär's auch zum edelſten Zwecke — zu bedienen.

Ein Ausflug in's Riesengebirge.

Wanderbilder von **Fr. Berg.**

Mit 17 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der Rübezahl's Revier, das an Sagen und landschaftlichen Reizen so reiche schlesische Riesengebirge durchwandern will, der beginnt am zweckmäßigsten damit im Westen, wo es sich an das Isergebirge anschließt. Hier ist der Aufstieg am wenigsten steil und beschwerlich, und außerdem nimmt die Großartigkeit der Scenerie stetig zu, um schließlich in der Schneekoppe ihren Höhepunkt zu erreichen, während man bei einer Wanderung in umgekehrter Richtung von Osten nach Westen diesen imposantesten Theil des Gebirges zuerst vor die Augen bekommt, die späteren Eindrücke sich somit abschwächen.

Mit Recht sind die Schlesier stolz auf ihr Riesengebirge, das den höchsten Theil des Sudetengebirges darstellt, und alljährlich wächst auch die Zahl der Touristen, die es aufsuchen. Es erstreckt sich auf der Grenze zwischen Schlesien und Böhmen gegen 38 Kilometer lang in einer ungefähren Breite von 22 Kilometer in der Richtung von Nordwesten nach Südosten. Im Westen beginnt es — wie schon erwähnt — dort, wo das den nordwestlichen Theil der Sudeten bildende und diese mit dem Erzgebirge verbindende Isergebirge aufhört, an der Millnitz und am Zacken, während der Bober es im Osten begrenzt.

Das Riesengebirge erreicht zwar an keinem Punkte die

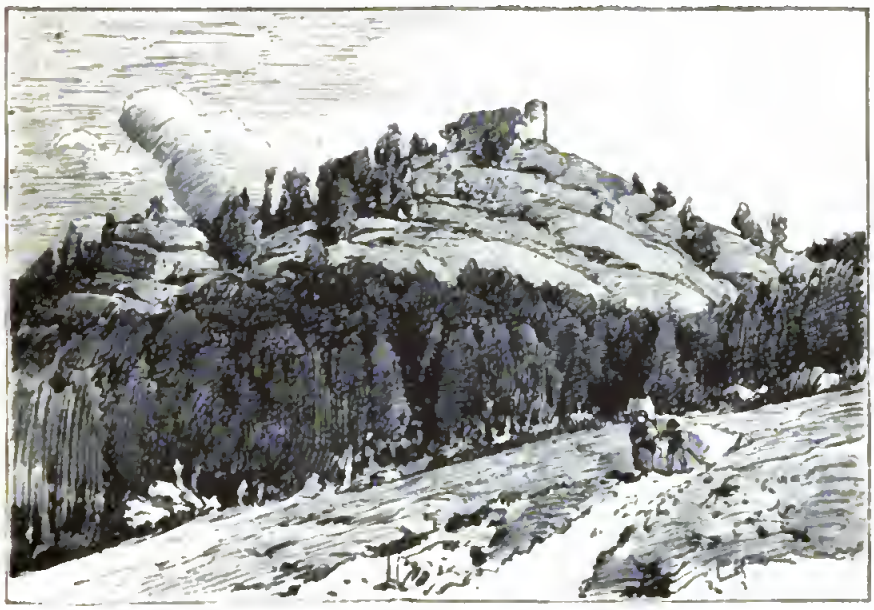
Grenze des ewigen Schnee's, aber es ähnelt doch an Großartigkeit den Voralpen. Im Süden, nach Böhmen hin, verliert es sich allmälig in die Ebene, fällt dagegen im Norden steil ab. Inmitten dieses Gebietes zieht sich als Hauptrücken der 1300 Meter hohe Riesenkamm hin, über den die Grenze zwischen Oesterreich und Preußen läuft. Auf diesem Kamme, der das ganze Gebirge in eine kürzere Nord- und eine längere Südhälfte scheidet, sind die zumeist in die Augen fallenden Punkte: der Reifträger, das Hohe Rad und die sich bis zu 1603 Meter Höhe erhebende Schneekoppe.

Straße in Hirschberg.

Wir beginnen unsere Wanderung in der alterthümlichen Stadt Hirschberg, die sich, zum Theil noch mit mittelalterlichen Ringmauern umgeben, dort, wo der Zackenfluß in den Bober fließt, im schönsten und größten Thale des Riesengebirges an einer Anhöhe hinzieht. Sie ist Station der Schlesischen Gebirgsbahn und einer der Haupteintrittspunkte für das Riesengebirge vom Norden her. Ein anderthalbstündiger Spaziergang bringt uns nach dem an beiden Ufern des Zacken gelegenen berühmten Badeorte Warmbrunn, dessen Schwefel-

quellen schon vielen Tausenden die Gesundheit zurückgegeben haben. Im Uebrigen bildet die Hauptsehenswürdigkeit das Schloß der Reichsgrafen v. Schaffgotsch, denen als Besitzern der Herrschaften Kynast und Greifenstein nicht blos Warmbrunn selbst, sondern auch der größte Theil des gesammten schlesischen Riesen- und Isergebirges, sowie ihres Vorlandes gehört.

Eine kleine Stunde von Warmbrunn entfernt liegt das



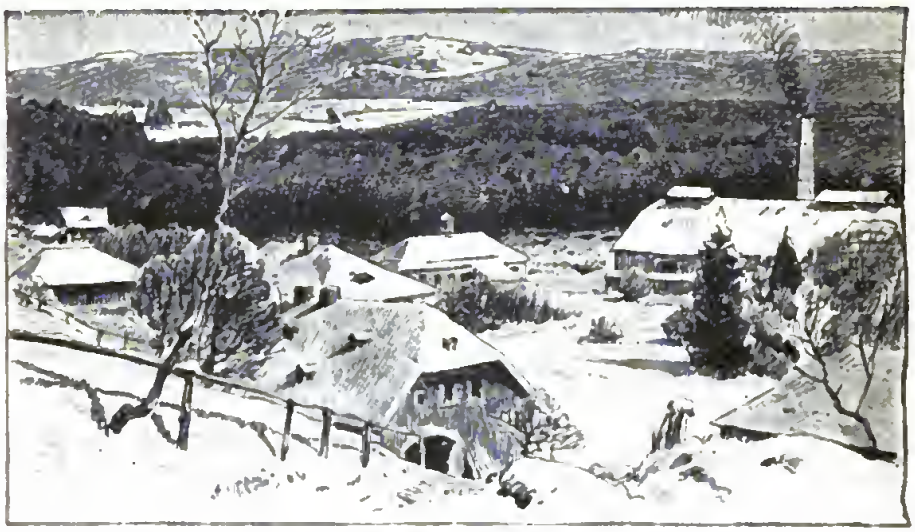
Der Kynast.

Dorf Hermsdorf am Fuße eines isolirten Granitkegels, dessen Kuppe die vielbesungene Burgruine Kynast krönt. Die schönste der mit ihr verbundenen Sagen ist die von der stolzen und grausam koketten Kunigunde, die durch Theodor Körner's Gedicht allgemein bekannt geworden ist.

Wir übernachten in Hermsdorf, um am nächsten Morgen die zwölf Kilometer betragende Entfernung nach dem am Zacken gelegenen und durch seine Leinwand-, Spielwaaren- und Spiegelfabrikation bekannten Dorfe Petersdorff und von dort nach Schreiberhau mit der Post zurückzulegen. Zu Schreiberhau gehört die Josephinenhütte, die

größte und beste Glashütte der Provinz Schlesien, welche — 1841 vom Grafen Leopold Schaffgotsch gegründet — durch ihre Kunstarbeiten weithin berühmt ist und viel nach England und Amerika ausführt. Das Etablissement hat vier Schmelzöfen, von denen drei immer in Betrieb sind, und beschäftigt gegen 700 Arbeiter.

Von hier beginnt man meist die Koppenwanderung, die zweckmäßig auf zwei Tage zu vertheilen ist, indem man am ersten bis zur Grubenbaude, am zweiten bis zur

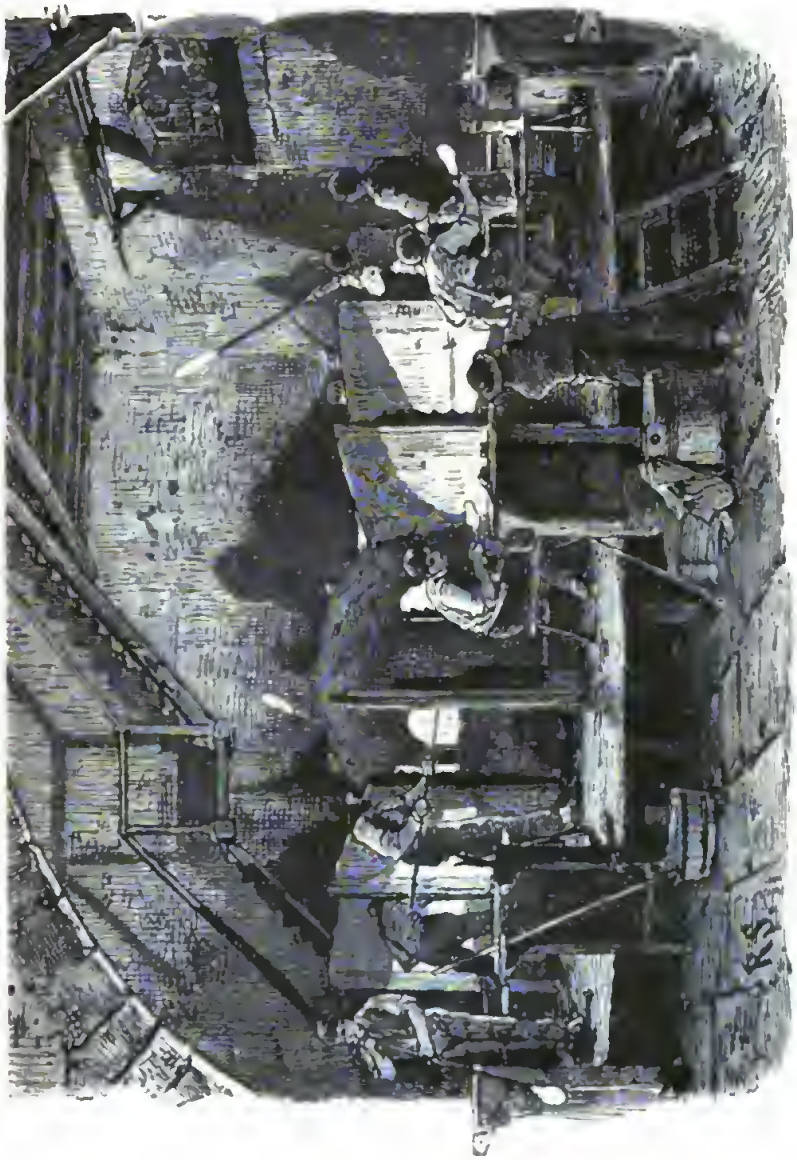


Josephinenhütte.

Schneekoppe geht. Zunächst besucht man von der Josephinenhütte auf schönem Waldwege den Zackenfall, außer dem aber auch noch ein entfernterer Wasserfall, der romantische Hainfall (Rübezahl), die Aufmerksamkeit der Fremden verdient.

Dann beginnt der Aufstieg, dessen erste Station gewissermaßen die zur gastlichen Einkehr winkende Neue schlesische Baude bildet. Diese Bauden gleichen den Sennhütten in den Alpen, nur daß ein Theil von ihnen, die sogenannten Winterbauden, auch im Winter bewohnt werden. Es gibt im Ganzen gegen 3000 Bauden, deren Bewohner

Rindvieh- und Ziegenzucht treiben, gegen 20,000 Kühe und 12,000 Ziegen halten und außerdem auch auf die Bewirthung und Unterbringung von Touriſten eingerichtet ſind.

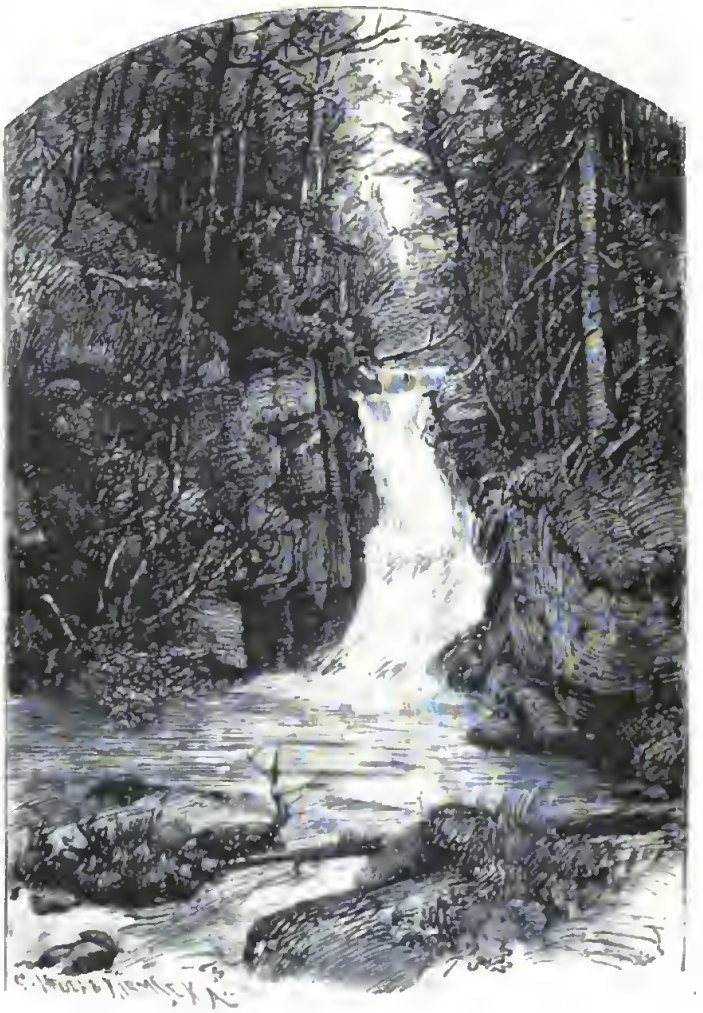


Joſephinenhütte: Vor den Schmelzöfen.

Die Neue ſchleſiſche Baude iſt eine Winterbaude, zum Theil aus Stein, zum Theil aus Holzſtämmen, und liegt auf dem Kamme des Gebirges, am weſtlichen Rande des Reifträgers. Von hier beginnt das Gebiet des ſogenannten Knieholzes, der bald als Strauchwerk am Boden hin-

kriechenden und bald einzelne Büsche oder ganze Waldungen bildenden Zwergkiefer.

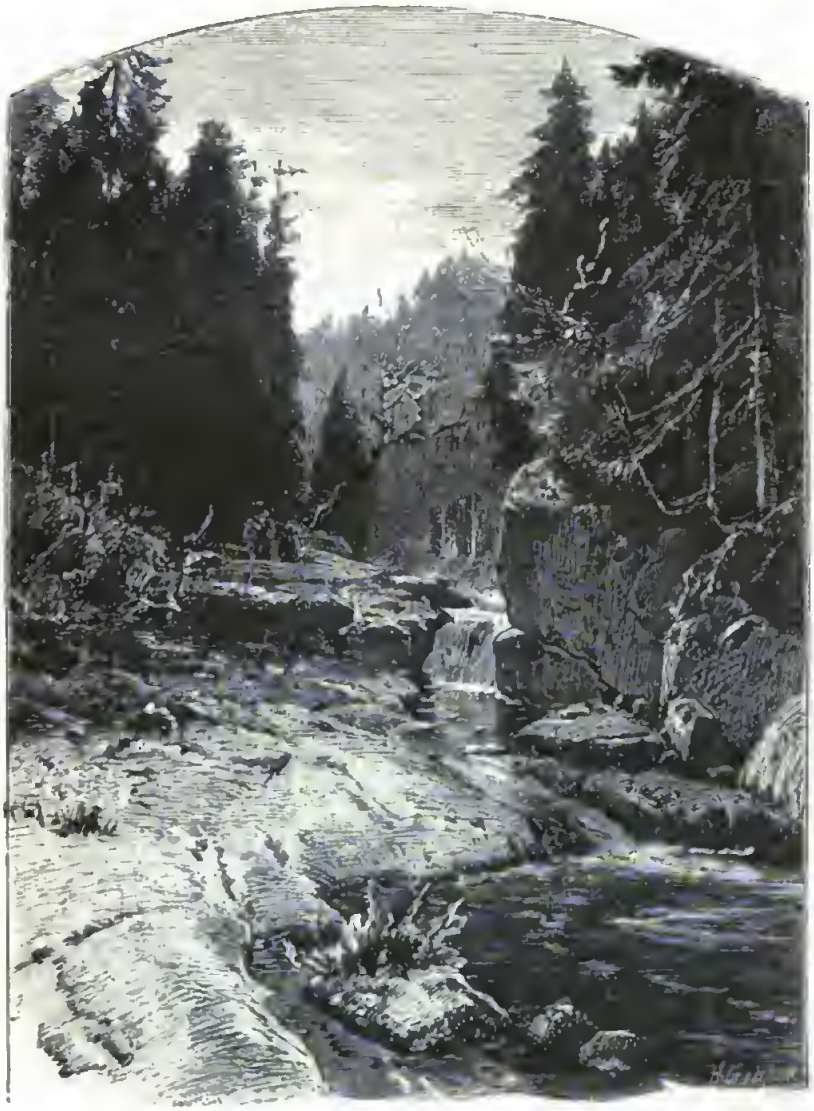
Wir gehen eine kurze Strecke den Kamm entlang und wenden uns dann rechts in böhmisches Gebiet, um zur



Der Hainfall (Rübezahl).

Elbwiese mit der brunnenartig gefaßten Quelle der Elbe zu gelangen, die noch nicht ahnen läßt, was für ein großer, majestätischer Strom später aus ihr wird. Von hier geht es zur Elbfallbaude mit dem dahinter emporragenden Krkonos und zum Elbfalle, wo sich der junge Fluß in eine 55 Meter tiefe Schlucht hinabstürzt. Im heißen Sommer reicht für

eine ſolche Tiefe jedoch die Waſſermenge noch nicht aus; deshalb ſammelt man ſie alsdann durch eine Schleuſeneinrichtung, nach deren Oeffnung erſt der Fall in Aktivität



Aus dem Elbgrunde.

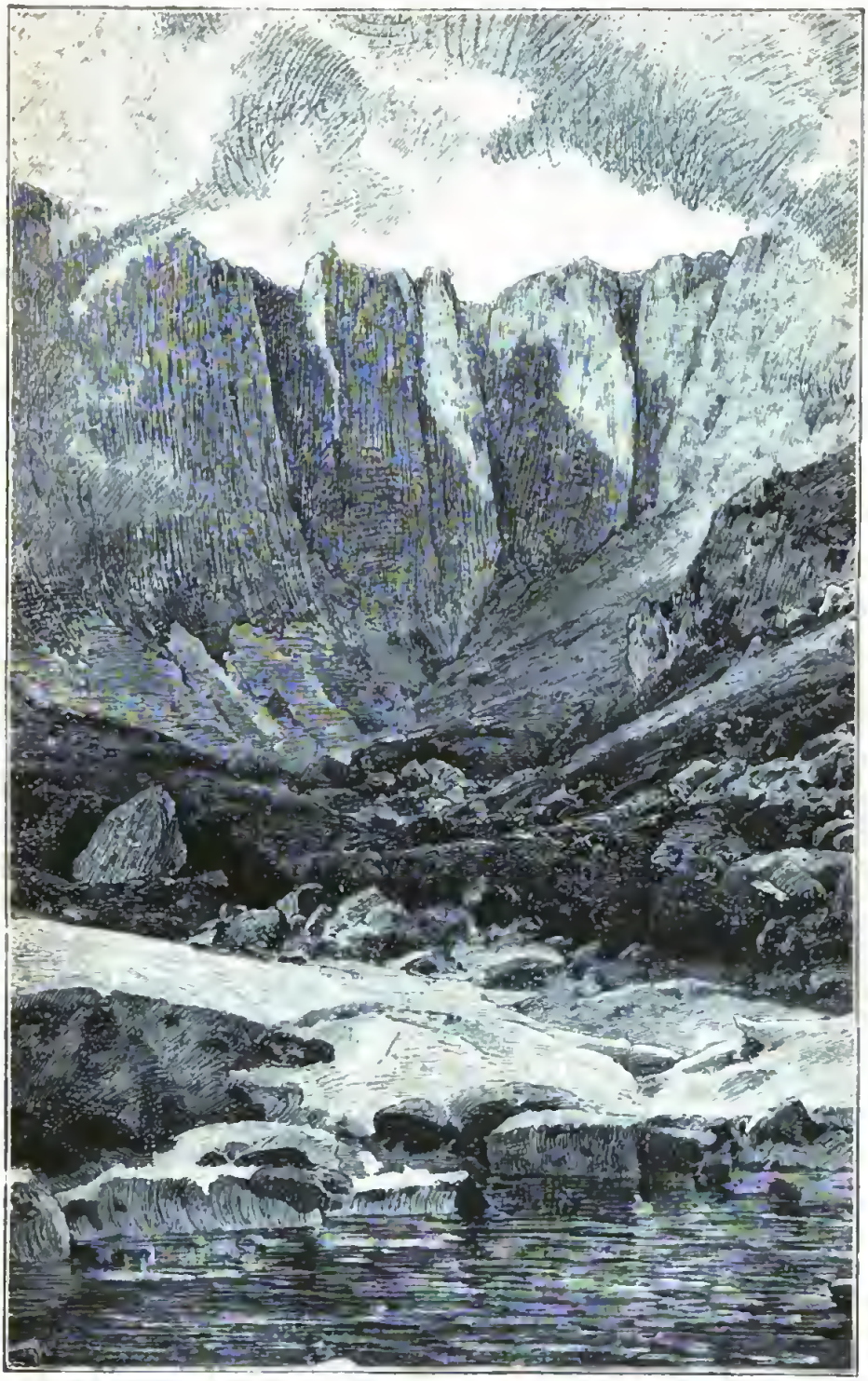
tritt. Eine ziemliche Strecke tiefer liegt der Elbgrund mit ſeiner düſter romantiſchen Scenerie, die gleichfalls wohl eines Beſuches würdig iſt.

Von der Elbfallbaude nördlich ſchreitend, haben wir bald den Kamm wieder erreicht und gelangen alsdann zu

Schneegrubenbaude mit Rübezahl's Kanzel.

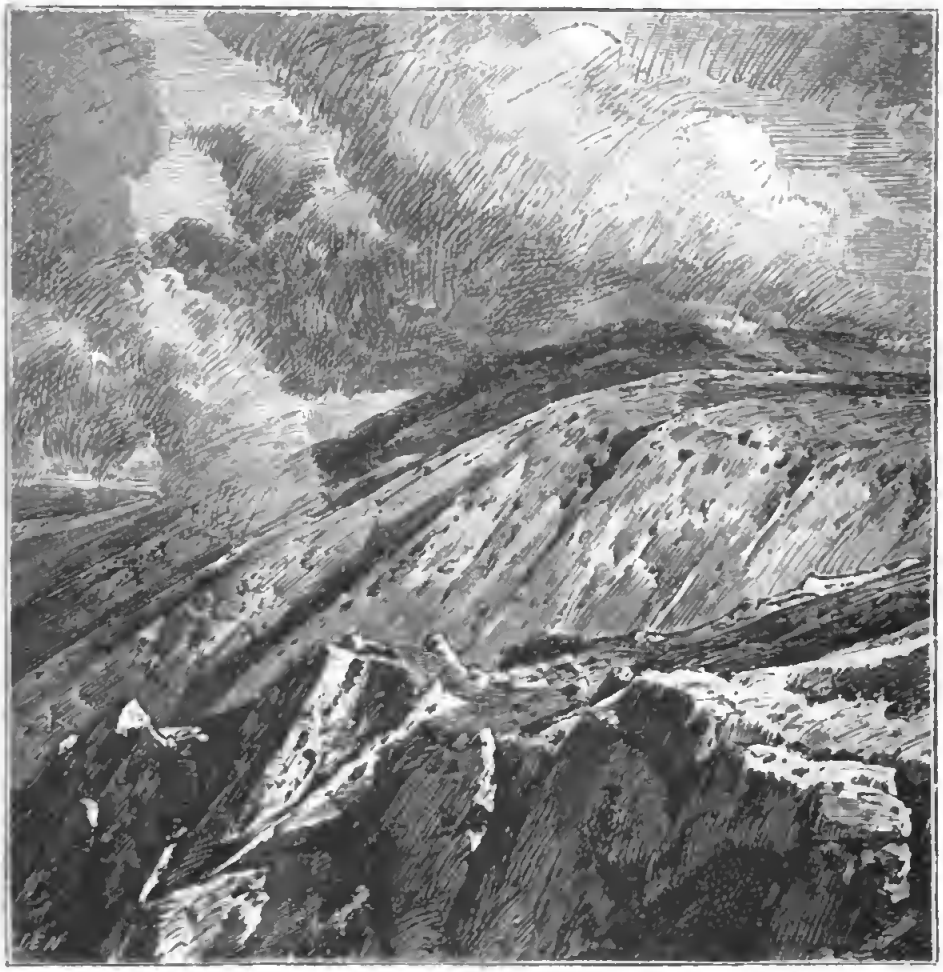
der 1837 vom Grafen Leopold v. Schaffgotsch, der sich überhaupt um das Riesengebirge bedeutende Verdienste erworben hat, errichteten Schneegrubenbaude. Dies behaglich eingerichtete Einkehrhaus scheint sich an eine flache Granitmasse, Rübezahl's Kanzel geheißen, anzulehnen, von der man eine wunderbar schöne Aussicht über die davorliegenden wildschauerlichen Schneegruben bis zu den freundlichen Fluren um Warmbrunn und Hirschberg genießt.

Diese Schneegruben, nach denen die Baude ihren Namen erhalten hat, sind zwei wilde Felsenkessel, deren Wände



Die Große Schneegrube.

gegen 300 Meter tief senkrecht von der Kammhöhe abstürzen — eine gewaltige Schöpfung der Natur! Den ganzen Sommer hindurch bleibt Schnee in den Gruben liegen, von denen die große bedeutend wilder und schauer-



Das Hohe Rad.

licher ist als die kleine, von der sie durch einen ziemlich schmalen Felsengrat, die Gräte oder der Sattel genannt, getrennt wird. Auf einem Punkte dieser Gräte ist ein Böller aufgestellt, dessen Schuß in der Großen Schneegrube ein donnerartiges, betäubendes Getöse hervorruft; bis zu diesem Punkte sollte übrigens jeder Besucher

Die Petersbaude.

gehen, um zu gleicher Zeit in beide Gruben schauen zu können.

Wenn man nachher auf dem Kamme weiter geht, so führt uns der Weg um die Große Schneegrube in ganz

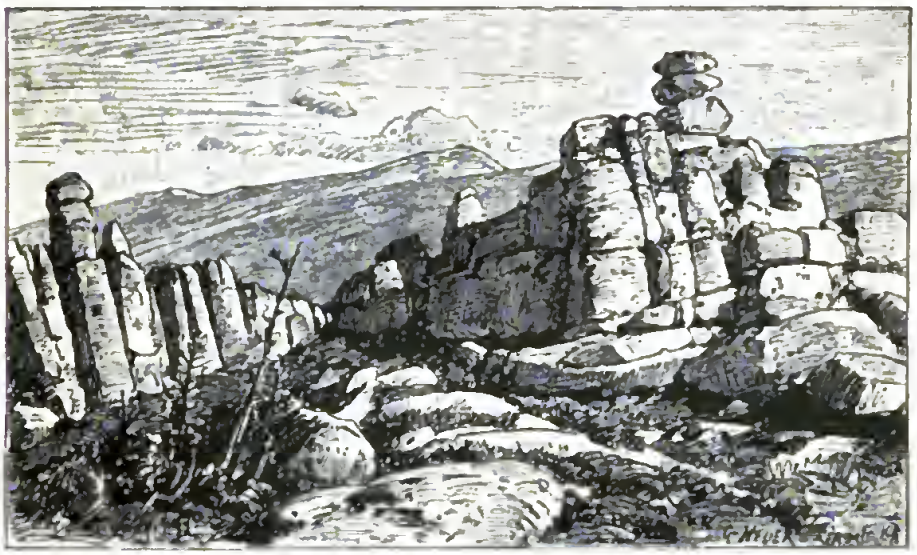
Der Mittagstein.

unmerklicher Steigung auf das Hohe Rad (1452 Meter), einem riesigen, nach der Spitze zu gewölbten Steinhaufen, von dem aus man beim Rasten an der herrlichen Aussicht nach Schlesien und nach Böhmen, die hier vor dem Wanderer liegt, sich erfreuen kann.

Beim Hinabgehen vom Hohen Rade blicken wir auf

der rechten, böhmischen Seite in die von zahlreichen Wasserfällen durchtosten „Sieben Gründe", unter denen der vorhin schon erwähnte Elbgrund der bedeutendste ist; auf der linken Seite schaut man bei günstigem Wetter in das anmuthige Warmbrunner Thal.

Bald ist die große Sturmhaube erreicht, ein 1406 Meter über dem Meere gelegener spitzer Kegel aus Granittrümmern mit einer Aussicht, die jener vom Hohen Rade ähnelt.



Die Dreisteine.

Weiterhin folgt der Mannstein, und nachdem auch noch die leicht zu ersteigenden Mädelsteine, die Kleinsteine und der Saustein — sämmtlich Granittrümmer — passirt sind, gelangt man zu der Petersbaude, einer auf böhmischer Seite gelegenen vielbesuchten Winterbaude, in der zur Labung der durstigen Gäste ein ausgezeichneter Ungarwein geschänkt wird.

Von der Petersbaude geht es einen sumpfigen Abhang, die Mädelwiese, hinab zu der gleichfalls auf böhmischer Seite liegenden Spindlerbaude, die nach ihrem Erbauer Spindler benannt ist, und abermals Gelegenheit zum Ausruhen und zur Stärkung bietet, bevor man sich an die

Ersteigung der Kleinen Sturmhaube macht, die in Wirklichkeit höher als die Große Sturmhaube ist. Nahe der Baude führt ein neu angelegter Weg herum nach dem Mittagstein, der aus mehreren hintereinander aufgethürmten Felsgruppen besteht, deren nördliche Front, wenn man sie von der Seite betrachtet, einem sich anlehnenden Menschen gleicht.

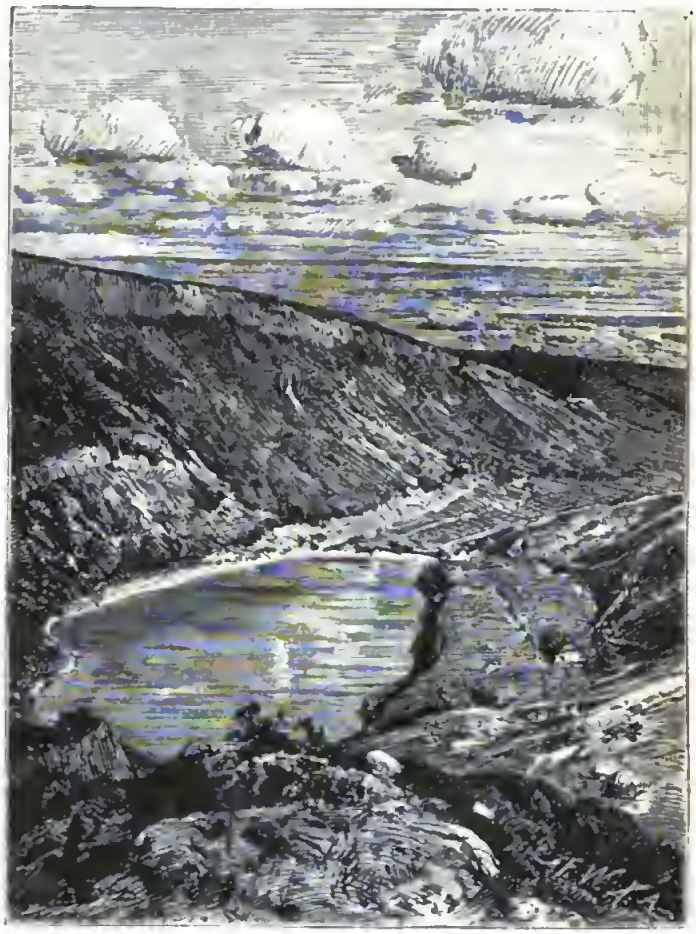
Der Große Teich.

Tiefer hinab nach Norden trifft der Blick auf drei Säulen, die Dreisteine (vielleicht eine Verballhornung von: Druidensteine), deren Zerklüftung nach der Sage von einem herniedergefahrenen Blitzstrahle herrühren soll.

Vom Mittagsteine führt uns ein Weg in ziemlich kurzer Zeit an den Rand des Großen Teiches, wo sich uns ein Anblick von ähnlicher Erhabenheit wie an den Schneegruben eröffnet. Wir stehen nämlich an dem jähen Abhange einer tiefen Schlucht, von deren um 170 Meter tiefer liegendem Grunde der dunkle Spiegel des Großen

Teiches heraufglänzt. Sein Gewässer ist fischlos und eisig kalt; gespeist wird er meist durch Schneewasser, und seinen Abfluß bildet die große Lomnitz.

Fast noch gewaltiger wirkt der Anblick des Kleinen Teiches, dessen Felswände schroffer und dessen Abgründe tiefer sind. Er selbst ist nicht über sechs Meter tief, enthält viele Forellen, macht aber einen ungemein ernsten Eindruck mit seinen düsteren Wänden, an denen auch im Hochsommer oft noch Schnee liegt, so daß man sich unwillkürlich an norwegische Scenerien erinnert fühlt.



Der Kleine Teich.

Auf dem Kamme geht es weiter zum Koppenplan, einer sumpfigen Hochebene mit den Quellen der Aupa (1350 Meter) und des Weißwassers (1370 Meter), und zu der 1849 angelegten Riesenbaude, auf böhmischer Seite, die am Fuße des nur etwa noch 190 Meter höheren Schneekoppengipfels liegt und willkommene Rast bietet.

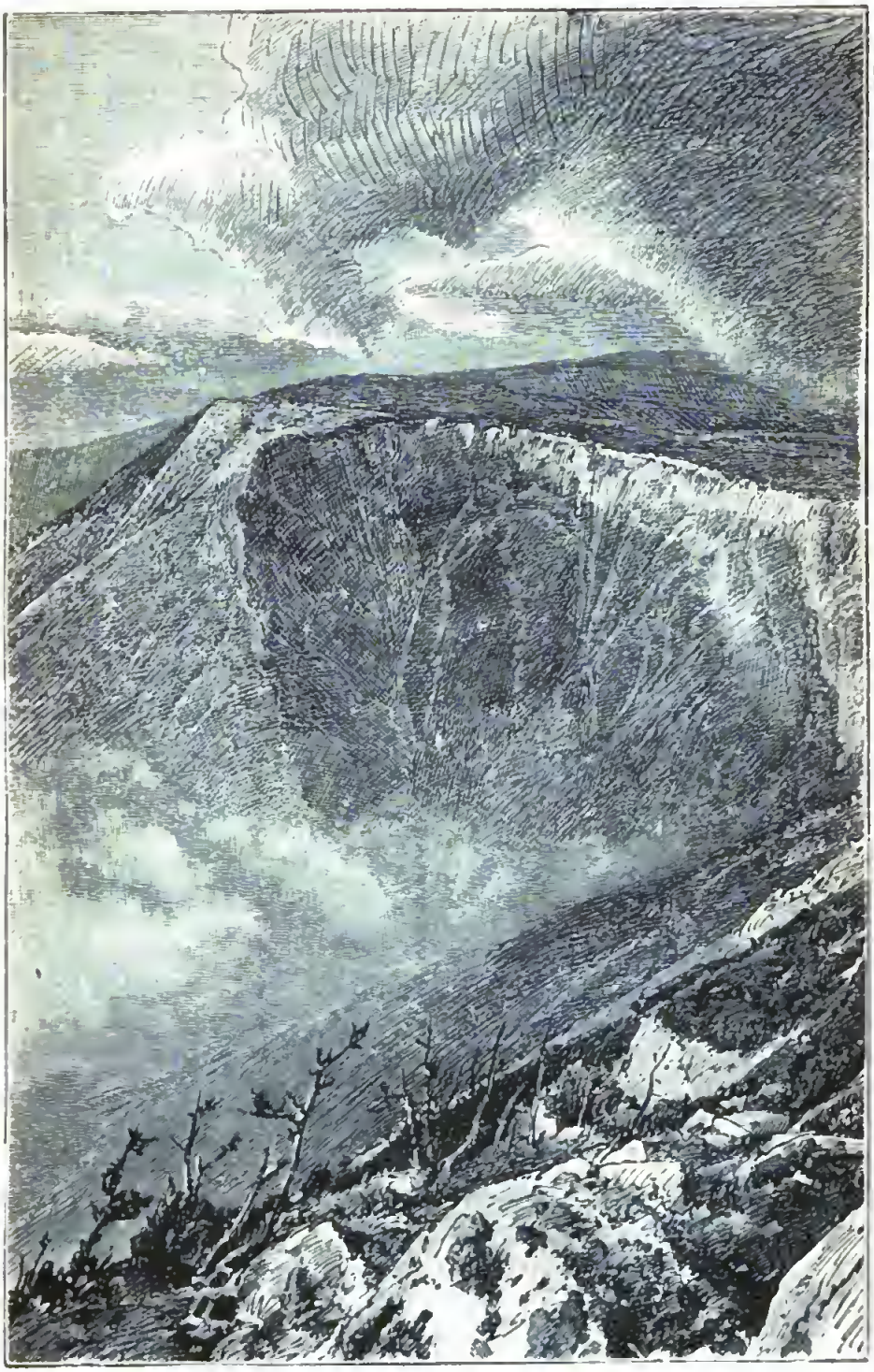
Unfern der Riesenbaude hat man einen schönen Blick in den Riesengrund, das Flußthal der Aupa; bemerkenswerth ist ferner der weiter entlegene „Lustgarten Rübezahl's", der eine Menge von Alpenpflanzen aufweist und deshalb besonders viel von Botanikern besucht wird. Auch Arzneipflanzen kommen sehr zahlreich vor, wie z. B. das isländische Moos, die Engelwurz, der schwalbenwurzartige Enzian u. s. w., welche die Kräutersammler der Umgegend eifrig suchen, um sie an die Apotheken zu verkaufen.

Ein weiterer interessanter Punkt ist der Ziegenrücken, ein Felsenkamm, von dem aus man einen großartigen Einblick in den Weißwassergrund, den Klausengrund und den Langegrund gewinnt.

Nun aber hinauf zur Schnee- oder Riesenkoppe, die den Schluß- und Glanzpunkt unserer Wanderung bilden soll. Es führt ein recht guter Weg nach oben, den der frühere Koppenwirth 1852 als Reitweg hat anlegen lassen, während früher nur unregelmäßige Stufen emporleiteten.

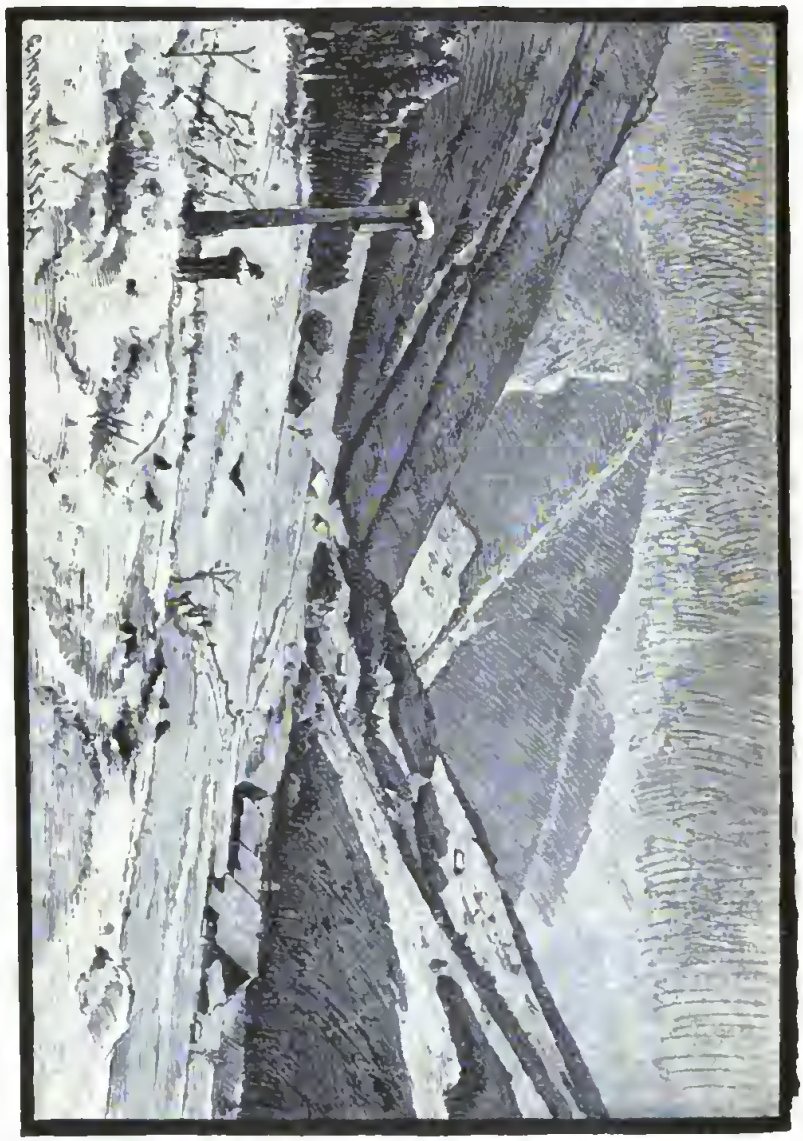
Der Gipfel der Schneekoppe, über den die preußisch-österreichische Grenze hinführt, stellt sich als ein riesenhafter Kegel aus lauter Glimmerschiefertrümmern dar. Vielfach findet man auf diesem Gestein einen röthlichen Fadenpilz, der von seinem feinen Dufte „Veilchenmoos" heißt. In der Hütte am Fuße der Koppe und anderwärts bietet man den Fremden Steinsplitter mit diesem Gewächs in kleinen Holzschachteln an; gießt man nach vielen Jahren nur einen Tropfen Wasser darauf, so entwickelt sich sofort jener angenehme Geruch wieder.

In früherer Zeit bot der Koppengipfel, der wenig über 80 Schritte lang und 60 Schritte breit ist, keinerlei Schutz gegen die Unbilden der Witterung, bis Graf Christian Leopold Schaffgotsch in den Jahren 1668 bis 1681 dort eine dem heiligen Laurentius geweihte Kapelle errichtete, in



Rübezahl's Lustgarten.

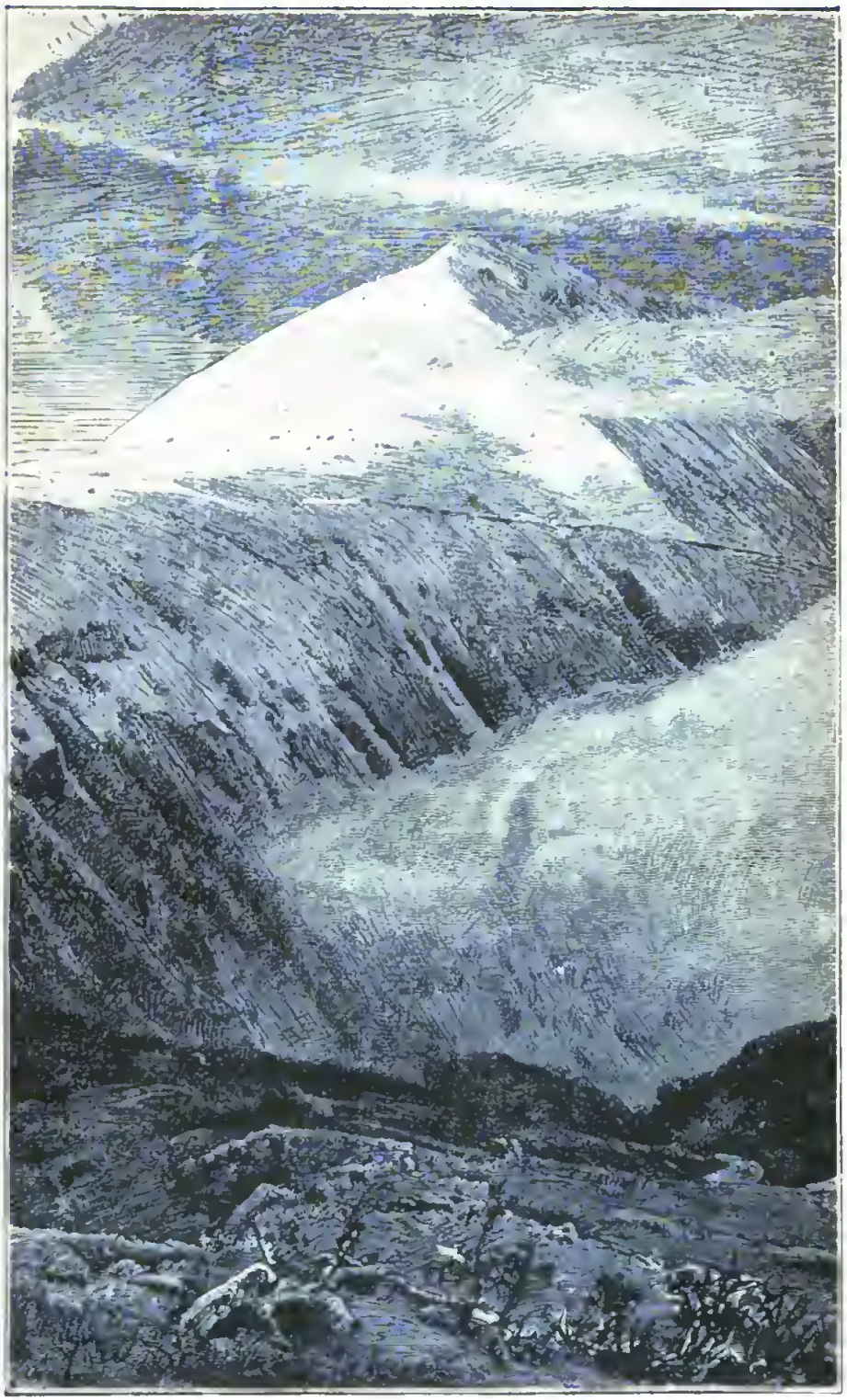
welcher jährlich einigemal von den Mönchen des Klosters zu Warmbrunn Gottesdienst abgehalten wurde, was jedoch mit der Aufhebung der schlesischen Klöster 1810 endete. Von 1824 bis 1850 diente dann die Kapelle als Herberge



Der Zackenfall.

für die Koppenwanderer, bis sie der Grundherr, Graf Leopold Schaffgotsch, der früheren Bestimmung zurückgab; es wird jetzt alljährlich am Laurentiustage, dem 10. August, darin Gottesdienst abgehalten.

Etwas nordöstlich davon ließ Gastwirth Sommer im



Die Schneekoppe.

Jahre 1850 ein Holzgebäude aufführen, das 1857 durch Brandstiftung in Asche gelegt wurde, während den Neubau im April 1862 der Blitz — oder abermals menschliche Leidenschaft zerstörte. Jetzt steht ein ansehnliches Gasthaus dort, in dem 300 Fremde beherbergt werden können. Ein zweites Gasthaus ist jenem zur Seite, aber auf böhmischem Grund und Boden errichtet, das 1869 ebenfalls in Sommer's Hände überging, so daß er alleiniger Herr auf der Schneekoppe blieb. In dem ersteren Hause befindet sich während des Sommers eine Postanstalt, in dem anderen eine Telegraphenstation.

Die Schneekoppe ist nicht nur der höchste Gipfel im Riesengebirge, sondern auch im mitteldeutschen Bergland und im preußischen Staat. Wer sie besteigen will, suche es so einzurichten, daß er einige Stunden vor Sonnenuntergang oben ist und die Nacht dort zubringen kann, um den herrlichen Sonnenaufgang zu genießen — falls ihm Sturm und Nebel nicht einen bösen Strich durch die Rechnung machen.

Wer aber vom Glücke begünstigt wird, so daß er einen schönen Abend auf der Koppe genießen und in der Morgenfrühe nach allen Seiten in die Ferne sehen kann, der wird sich für alle Anstrengungen reichlich belohnt finden. Die Aussicht ist nämlich ebenso groß wie mannigfaltig, da der dem Beschauer sich öffnende Gesichtskreis über 300 Kilometer im Durchmesser beträgt und man einen großen Theil von Niederschlesien, den östlichen Theil der Oberlausitz, sowie bedeutende Theile von Böhmen nebst den Gebirgen der Grafschaft Glatz übersieht. Wahrhaft überwältigend wirkt diese imposante Rundschau, und hingerissen rufen wir mit Theodor Körner aus:

„Hoch auf dem Gipfel
Deiner Gebirge
Steh' ich und staun' ich,

Glühend begeiſtert,
Heilige Koppe,
Himmelanſtürmerin!

Blühende Fluren,
Schimmernde Städte,
Dreier Könige
Glückliche Länder
Schau' ich begeiſtert,
Schau' ich mit hoher,
Inniger Luſt!"

Der Roman eines Kindes.

Ein Stück venetianiſcher Diplomatie.

Erzählt von

J. v. Eſtmüller.

(Nachdruck verboten.)

Im 15. Jahrhundert ſtritten ſich Venedig, Genua und die Türkei um die Hegemonie im Mittelländiſchen Meere. Die Lagunenſtadt an der Adria ſiegte und faßte endlich ſelbſt auf der reichen, vielumworbenen Inſel Cypern feſten Fuß.

Allerdings mehr auf düſteren Schleichwegen, als mit offener Gewalt.

Im Jahre 1458 verſchied Johann II., König von Cypern, „an plötzlichem Magenleiden", und die Wiſſenden behaupteten, daß dieſes Magenleiden durch Vergiftung hervorgerufen worden ſei. Sein Nachfolger, Jakob II., nahm eine edle Venetianerin, Caterina Cornaro, zur Frau, welche Venedig fürſtlich ausſtattete. Aber auch er ſollte ſich des Thrones nicht lange erfreuen; auch er erlag einer „heftigen Darmentzündung", den Thron ſeiner Wittwe hinterlaſſend, unter deren Namen die Republik Venedig jetzt thatſächlich die Herrſchaft ausübte. Ein Kind Jakob's II., das Caterina nach dem Tode ihres Gemahls geboren hatte, ſtarb bald darauf „an Krämpfen", und die Wittwe ſelbſt ward gezwungen, ihre Anrechte auf

Cypern feierlich an die Republik Venedig abzutreten. Als Entschädigung dafür erhielt sie die Herrschaft Asolo am Fuß der Alpen, wo sie hinfort, unbekümmert um alle Politik, mit Künstlern und Dichtern ein Stillleben führte.

So war also Venedig nun Herrin von Cypern. Nur eine Gefahr bestand noch. Es lebten drei Kinder Jakob's II. aus einer früheren, von ihm für ungiltig erklärten Ehe. Damit diese nicht etwa als Kronprätendenten auftreten könnten, wurden sie aufgehoben, nach Venedig gebracht und dort mit ihrer Großmutter, der alten Marietta von Patras, in sicherem Gewahrsam gehalten.

Diese Vorsichtsmaßregel war nicht überflüssig. Was Venedig durch Intriguen gewonnen hatte, konnte es durch Machinationen anderer rivalisirender Mächte auch wieder verlieren, und diese Kinder waren als Thronerben, wenn unterstützt von Genua, Neapel oder dem Sultan von Egypten, eine große Gefahr. Da hieß es also wachsam sein. —

Der Hafen Venedigs bot damals ein Bild der rastlosesten Thätigkeit. Da gingen Galeeren aus und ein, einige von einem Streifzuge zurückkehrend, andere in Ausrüstung begriffen, noch andere kampfbereit, die letzten Befehle der Signoria erwartend. Kauffahrer aller Nationen lagen Bord an Bord, Schätze bringend oder verladend. Flüchtigen Möven gleich durchstrichen Barken und unzählige Gondeln die weite Lagune.

So hatte eine Feluke, welche im Juli 1480 unter neapolitanischer Flagge soeben einlief, große Mühe, durch den dichten Mastenwald an den Quai zu kommen, um sich festzulegen. Schon lange war vom Lande aus ein Mann in bürgerlicher Kleidung ihren Bewegungen gefolgt; nun eilte er am Quai entlang an die Stelle, wo das kleine Fahrzeug ankerte.

Bei demselben angekommen, und während die Ma-

troſen durch eine fliegende Brücke die Verbindung mit dem feſten Lande herſtellten, wobei ihnen ein herumlungernder Schiffer half, richtete der Bürger ſeine Blicke unverwandt auf den Kapitän, einen Mann von kriegeriſcher Haltung, welcher die hin und her wogende Menge ſorgfältig muſterte; endlich blieb ſein Auge auf dem Bürger haften.

Dieſer rückte dreimal an ſeiner Mütze und hob ſie ſchließlich in die Höhe, als wolle er ſich etwas Luft geben; der Seemann legte in unauffälliger Weiſe die Hand an ſein Barett und ſodann an den Knauf des kurzen Schwertes, welches ihm zur Seite hing. Dann wandte er ſich zu ſeinen Matroſen, gab einige Befehle und ſtieg an's Land.

Er that einige Schritte, der Bürger ſchlug die gleiche Richtung ein. Nachdem Beide in der Menge ſich gewiſſermaßen verloren, faßte der Bürger den Kapitän am Arme und flüſterte ein Loſungswort, das erwiedert wurde, worauf Beide einander die Hand reichten.

„Es geht Alles gut? Es bleibt bei dem Abgemachten?“ fragte der Bürger.

„Wir ſind bereit. Wenn von Eurer Seite keine weitere Einſprache geſchieht, und das Geheimniß gut bewahrt worden iſt,“ erfolgte die Antwort.

Sie waren inzwiſchen an einem der Seitenkanäle angekommen, wo Gondeln zur Verfügung bereit lagen. Die Gondolieri pflegen ſich um die Klienten zu ſtreiten, indem ein Jeder ſeine Geſchicklichkeit und ſein Fahrzeug vor Allen anpreist; überraſchender Weiſe ließen ſie diesmal einen unter ihnen ſeine Dienſte allein anbieten, ſich vor ihm ſcheu zurückziehend. Es war dies der gleiche Mann, der bei der Landung behilflich geweſen und den Beiden unbemerkt gefolgt war.

„Nach San Giorgio!“ befahl der Bürger, mit dem Kapitän Platz nehmend.

„Zu Befehl, Eccellenza!" entgegnete der Schiffer unterwürfig. Er ergriff ſein Ruder, und dahin glitt das leichte Boot, einer der Lagunеninſeln zu.

Bald landeten ſie an der Inſel. Der Gondoliere ſah ihnen nach, bis ſie unter dem Portale eines ernſten, feſtungsähnlichen Gebäudes verſchwanden. Dann nickte er vor ſich hin, murmelte: „Der hohe Rath wird meine Wachſamkeit loben. Dieſer fremde Kapitän iſt verdächtig," und ruderte raſch nach der Stadt zurück.

Das Gebäude auf der Inſel, in das die beiden Fahrgäſte eingetreten, war ein Kloſter, doch diente zu dieſer Zeit ein großer Theil deſſelben einem weltlichen Zwecke. Hier hatte der Rath der Zehn den Kindern des verſtorbenen Königs Jakob ihre Wohnung angewieſen.

Der kleine Hofſtaat beſtand aus der Großmutter der cypriſchen Prinzen, welcher man aus Höflichkeit den Titel „Königin" gab; ſodann ihrer Enkelin, der Prinzeſſin Zerla, welche ſoeben ihr zwölftes Jahr angetreten hatte, und deren jüngeren Brüdern, den Prinzen Eugen und Janus.

Ein halbes Dutzend cypriſcher Edelleute leiſtete ihnen mit Erlaubniß der Republik Geſellſchaft; neun Venetianer, unter dem Befehle eines Kapitäns, bedienten und — bewachten ſie.

Der dunkeln Mauern, der kärglichen Einrichtung ungeachtet — denn die „königliche Behandlung" war mit weiſer Sparſamkeit verbunden — widerhallte das Gefängniß Tag und Nacht von Gelächter, Geſang und beinahe wildem Treiben. Das leichte Blut der Cyprioten gewann über das Traurige der Lage ſtets die Oberhand; die Knaben beſonders mit ihren Geſpielen verurſachten gar oft ſo großen Lärm, daß die anwohnenden frommen Väter in ihrer Andacht geſtört wurden und ſich bei dem Rathe beklagten. . . .

In einem vorſpringenden Erker ſaßen zwei Damen.

Zur Seite ſtand ein Tiſchchen, mit Früchten und erfriſchenden Getränken beſetzt, wie im Süden üblich. Die Aeltere der Beiden, die „Königin" Marietta, hatte eine Laute in der Hand, auf welcher ſie von Zeit zu Zeit einige Akkorde griff, während ihre Blicke ſehnſüchtig in die Ferne ſchweiften, dem offenen Meere zu.

Die Schönheit, welche dereinſt den König Johann in ihre Feſſeln gezogen, war längſt dahin; doch ihre weißen Haare waren noch dicht, und die Augen blitzten in jugendlichem Feuer. Auch ihre Bewegungen waren kräftig und ſicher.

Um ſo reizender erſchien die Enkelin, die Prinzeſſin Zerla oder Zerletta. Trotz ihrer Jugend war der Körper doch ſchon völlig ausgebildet; im Geſichte aber ſpiegelten ſich die Sorgloſigkeit, der Uebermuth, oder auch die weinerliche Unzufriedenheit des verwöhnten Kindes.

Marietta ſang:

„Quando il miser dispera,
La speranza parla e dice:
Sta su, tienti, vivi e spera
Che sarai ancor felice!"*)

„Sage mir, Mutter," unterbrach ſie Zerla, das Geſichtchen in ernſte Falten legend, womit die ſchelmiſchen, tiefblauen Augen recht im Widerſpruch ſtanden, „ſage mir ſo recht aufrichtig, wie findeſt Du das Porträt des Prinzen von Neapel?"

„Reizend, meine Zerletta! Aber Deinem Vater, dem iſt er doch nicht zu vergleichen!"

„Und tapfer muß er auch ſein!" fuhr Zerletta fort,

*) „Wenn dich das Elend niederdrückt,
Spricht die Hoffnung und ſagt:
‚Erhebe dich, lebe und hoffe:
Du wirſt noch glücklich werden!'"

ein Medaillon hervorziehend und es lange betrachtend. „Sieh doch, welch' kühner Zug um die Lippen! Und der feine Schnurrbart, deſſen Spitzen recht herausfordernd ſich kräuſeln! Auch will er ſein Leben an mich wagen, hat er berichten laſſen!"

„An Dich, mein ſüßes Herz, ja, und an die Krone Cyperns. Und die iſt es wohl werth! — O, mein ſchönes Cypern, wann werde ich dich wiederſehen!"

„Mach' mich nicht traurig, Mutter! Ich bin ohnehin ſchon betrübt genug! Hier iſt es gar ſo kalt und feucht. Und dieſe böſen Leute, dieſe Venetianer! Niemals ein Lächeln, es ſei denn erzwungen!"

„O Venetia! Verderben über dich! — Zerletta mia, wenn Du erſt Alles wüßteſt! Doch nur Geduld; es iſt nichts verloren."

Und heftige Akkorde anſchlagend, ſang ſie von Neuem:

„Sta su, tienti, vivi e spera
Che sarai ancor felice!"

In demſelben Momente öffnete ſich die Thüre, und der Haushofmeiſter trat ein.

„Jakob Podocatoro, der Tuchhändler, iſt mit einem Kollegen im Vorſaale. Belieben Excellenza ihn zu empfangen? — Und beſonders, erlauben Sie mir, Prinzeſſin, Sie daran zu erinnern, daß Ihre Einkäufe die Summe von zwanzig Zechinen nicht überſteigen dürfen. Nicht ich ſpreche alſo, ſondern der hohe Rath durch meinen Mund."

Die alte Dame hatte Mühe, eine freudige Aufwallung zu unterdrücken. „Laßt ſie kommen, und habt keine Angſt. Wenn auch des Sparens ungewohnt, ſo werde ich mir doch in meinen alten Tagen dieſe eure Nationaltugend noch aneignen!"

Der Venetianer verneigte ſich, und machte unſeren Bekannten, dem Bürger und dem Schiffskapitän, Platz.

Das Geſpräch begann in cypriſchem Dialekte, einem Gemiſch von Griechiſch und Arabiſch.

„Mein lieber, alter, guter Jacobo!“ Alſo begrüßte Marietta den Kaufmann, ihm gleichzeitig die Hand zum Kuſſe reichend. „Das iſt doch wenigſtens ein Lichtſtrahl in unſerem trüben Daſein! Schon zu König Janus' glücklichen Tagen mein treueſter Diener! Hätte etwas Ruhe für ſein Alter wohl verdient! Könnte ſie auch haben; beſitzt ja ein Heimweſen in Nikoſia, Verwandte, Freunde. Verläßt aber Alles, auf die Nachricht von unſerem Unglück; niſtet ſich inmitten unſerer Feinde ein und wagt Gut und Leben, uns Freunde zu gewinnen; beſorgt unſere Botſchaften, fädelt Pläne ein, gut gedacht, fein geſponnen! — Goldenes Herz! Wie können wir das je vergelten!“

Podocatoro ſtammelte dankend einige Worte. Dann ſtellte er ſeinen Gefährten vor:

„Graf Limnati, Neapels Abgeſandter.“

„Hoheit,“ begann dieſer leiſe, während der Kaufmann zu größerer Vorſicht Stoffmuſter auskramte, und mit der jungen Zerletta lebhaft über Farbe und Zuſammenſtellung ſtritt, „bevor ich Ihrem Ermeſſen die Einzelheiten unſeres Wagniſſes unterbreite, erlaube ich mir, im Auftrage meines königlichen Herrn, die Vorbedingungen noch einmal klar und einfach feſtzuſtellen. Um die venetianiſche Herrſchaft zu ſtürzen, die Kinder König Jakob's in ihr Erbe wieder einzuſetzen, rechnen wir auf vier Bundesgenoſſen. Zuerſt die gutgeſinnten Cyprioten ſelbſt, deren Anzahl noch bedeutend iſt, und, Dank dem Uebermuth der Venetianer, mit jedem Tage wächst. Genua und Egypten helfen mit. Dafür beanſprucht Genua die gleichen Vorrechte für ſeinen Handel, welche Cyperns Könige in unbedachter Weiſe und zu eigenem Verderben der verrätheriſchen Republik Venedig zugeſtanden hatten. Der Sultan von Egypten ſeinerſeits bezieht auf's Neue den Tribut, den Cypern ihm

ſeit Langem ſchuldet, und deſſen Auszahlung ſeit der Beſitzergreifung durch die Venetianer aufgehört hat. Neapel aber tritt mit allen Kräften in den Kampf ein, in der Vorausſetzung, daß Ihre Enkelin Zerla dem Prinzen Alphons die Hand reicht und Cyperns Thron mit ihm theilt."

Marietta ließ ihn kaum ausreden, und erwiederte haſtig: „Wären wir ſchon im Beſitze der Macht, ſo würden wir dieſes Alles aus freien Stücken zugeſtehen, denn ſämmtliche Begehren ſind ja ganz gerechtfertigt. So, als arme Gefangene, haben wir nicht einmal das Verdienſt unſerer Einwilligung. — Und nun, wie macht Ihr's, uns von hier wegzubringen?"

„Die frommen Väter armeniſchen Bekenntniſſes auf San Lazzaro, die geiſtigen Berather Eurer Hoheit, ſind gewonnen. In drei Tagen beſuchen Sie dieſelben mit den Kindern, wie gewöhnlich, um dort Ihre Andacht zu verrichten. Während das venetianiſche Geleite auf Ihre Rückkehr harrt, führt Sie ein unterirdiſcher Gang nach einer kleinen, unbewachten Bucht, wo meine Barke Sie in Empfang nimmt und an Bord meines Schiffes bringt, mit welchem ich in der Nähe kreuze. Da ich nach gelöſchter Ladung meinen Freipaß haben werde, ſo fürchte ich die wachthaltenden Kriegsſchiffe vorerſt nicht. Wir gewinnen einen Vorſprung von zwei bis drei Stunden, und ob nachſetzende Kreuzer uns einholen, darauf müſſen wir es ankommen laſſen. Unſer Leben ſetzen wir ein, das wiſſen wir; Sie aber wagen ſchlimmſten Falls nur eine ſtrengere Gefangenſchaft. Ueberlegen Sie, wägen Sie ab; Freiheit und Krone ſind der Gewinn des kühnen Spieles!"

„Das iſt ſchon lange abgewogen! Zerletta und ich ſind bereit! Die beiden Knaben, die haben natürlich von Allem gar keine Ahnung und laſſen mit ſich machen, was wir wollen!"

„So ſei denn die Madonna mit uns! Und nun," fuhr der Neapolitaner fort, ſich vor Zerla auf ein Knie niederlaſſend, „empfangen Sie, Prinzeſſin, die erſte Huldigung eines Ihrer getreueſten Unterthanen."

Zerletta machte ein komiſch-ernſtes Geſicht und reichte ihm die kleine Hand, welche er ehrerbietig küßte. Sodann erhob er ſich und miſchte ſich nun auch in das Geſpräch über die Stoffe, an welchem alle Vier bald auf's Lebhafteſte ſich betheiligten, die Damen beſonders, als handelte es ſich wirklich um nichts Ernſteres, als um den Putz der nächſten Tage.

„Eugen und Janus ſollen auch Stimme im Rathe haben!" rief Zerletta plötzlich, und ſprang davon. Bald kehrte ſie zurück, gefolgt von zwei lärmenden Jungen, hinter denen mehrere ihrer Geſpielen nachdrängten.

„Sehen Sie," bemerkte Marietta bitter zu dem Grafen, auf die ſehr mitgenommenen Kleider der Knaben deutend, „das iſt Venedigs Gaſtfreundſchaft für Fürſtenkinder!"

Nach und nach brach die Dämmerung herein. Die Beſucher entfernten ſich. Eine andere Gondel, deren an der Inſel immer mehrere zu Gebote ſtanden, brachte ſie nach Venedig zurück, wo ſie ſich trennten. Podocatoro begab ſich in ſeine Wohnung; der Neapolitaner ging langſam den Quai entlang, neugierig das Treiben muſternd.

Die Straßen waren belebter als am Tage. Zahlreiche Kaſinos, hell erleuchtet, ſtrotzten von Gäſten. Er betrat eines derſelben, ließ ſich ein Getränk bringen, und ſah zerſtreut — denn ſeine Gedanken waren bei dem verwegenen Unternehmen — zwei Spielern zu, die ſich ſoeben in ſeiner Nähe niedergelaſſen hatten.

„Wieder verloren!" rief der Eine, und warf unwillig dem Gewinnenden eine Anzahl Zechinen zu. „Das iſt doch recht eigenthümlich!"

„Eigenthümlich? Wie meinen Sie das?" entgegnete ſein Kumpan drohend.

„Man hat Beiſpiele, daß Zeichen und Winke, welche anſcheinend ganz harmloſe Zuſchauer dem Spieler geben —" damit drehte ſich der Spieler um und muſterte frech den Neapolitaner.

Dieſer war im Begriff aufzubrauſen; doch bezähmte er ſich und wandte dem Händelſuchenden den Rücken.

„Ja, dieſe Wendung hätten Sie früher machen ſollen, mein beſter Herr!" fuhr der Venetianer fort, aufſpringend und keck vor den Fremden hintretend. „Jetzt ſind meine Goldſtücke fort; ſonſt hätte ich ſie wohl noch in meinem Beutel!"

„Laſſen Sie mich in Ruhe! Ich habe nichts mit Ihnen zu ſchaffen; ich habe mich an Ihrem Spiele in keiner Weiſe betheiligt!" verſetzte Linnati, dem daran lag, um jeden Preis einen Skandal zu vermeiden.

„In keiner Weiſe betheiligt! Seht mir doch den Schlauen!" ſchrie der Venetianer überlaut. „Da treiben ſich nun Abenteurer aus weiß Gott welcher Gegend bei uns herum —"

Schon hatte ſich ein dichter Knäuel um die Beiden gebildet. Einige der Anweſenden geſellten ſich zu dem Neapolitaner: „Haben Sie keine Furcht! Wir helfen Ihnen. Sie ſind im Rechte."

Andere nahmen die Partei des Venetianers. Es wurde hin und her geſtritten; der Venetianer zückte ſein Dolchmeſſer; auch Andere zogen blank.

Da traten Sbirren herein, vom Wirthe herbeigerufen.

Wie auf einen Zauberſchlag wich Alles zurück. Der Partner des Venetianers war verſchwunden; dieſer blieb allein dem Neapolitaner gegenüber, den er nun direkt der Mithilfe am Betruge anſchuldigte.

„Ich bin Nicolas Marcollo," ſagte er zu dem An-

führer der Polizeiwache; „mein Name ist Euch bekannt, Jedermann weiß, wo ich zu finden bin.

Der Sbirre nickte. Dann wandte er sich an den Grafen.

„Sie sind hier fremd?"

„Ich bin ein Kauffahrer aus Neapel, soeben mit einer Ladung von Tüchern eingelaufen."

„Kennen Sie einen Bürger dieser Stadt, der für Sie gut steht?"

„Meinen Geschäftsfreund, den Händler Podocatoro."

„Ein Cypriote? Ein Niedergelassener? Das genügt nicht. So muß ich Sie verhaften. Sie werden sich vor dem Richter über die Ruhestörung und die Anklage des Signor Marcollo verantworten. Folgen Sie mir!"

Widerstand wäre thöricht gewesen, er hätte die Sache nur verschlimmert. So ergab sich denn der Neapolitaner in sein Schicksal. Durch eine Botschaft, welche ihm der Sbirre abzusenden gestattete, beruhigte Limnati seinen Steuermann über sein Ausbleiben; einige der Zuschauer gaben ihm ihre Namen, zur Zeugenschaft bereit; und so ließ er sich denn abführen.

Zu derselben Stunde waren in einem kleinen Saale des Regierungspalastes drei Männer zu ernster Berathung versammelt; Einer in langem rothen, zwei in schwarzem Talare: die gefürchteten, allmächtigen Inquisitoren Venedigs.*)

Der Rothe sprach: „Unsere Truppen in Croia sind von den Türken hart bedrängt. General Trono verlangt Verstärkung. Sultan Mohammed will von einem Abkommen auf dem Wege friedlicher Verständigung nichts wissen. Da wäre vielleicht ein Antrag der Gebrüder Salamoncini in

---

*) Die folgenden Beschlüsse finden sich in neulich entdeckten Geheimprotokollen aufgezeichnet, veröffentlicht in der „Bibliothèque des Chartes", Band 43.

Betracht zu ziehen. Sie haben Meister Walcha, Mohammed's Leibarzt, gewonnen, und machen sich anheischig, den Sultan aus dem Wege zu räumen. Dafür verlangen sie die Befugniß, in Venedig sowie in anderen Städten der Signoria fünf Banken zu eröffnen, frei von jeder Steuer, jetzt sowohl wie in aller Zukunft."

„Bewilligt!" murmelten die zwei Anderen.

„Isidor v. Clos, welchen zu verbannen wir gezwungen waren, ändert seine Gedanken nicht, und dient durch seine Intriguen unseren bösesten Feinden, zu großem Schaden der Republik. Ein Signor Amico will ihn umbringen, insoferne man ihm einen Freibrief für frühere Verbrechen, sei es für ihn selbst, sei es für einen seiner Verwandten oder Freunde ausstellt, sowie ein bescheidenes Benefizium, damit er in Ruhe seine Tage beschließe."

Die Schwarzen verneigten sich zustimmend.

„Doch besonders dringend sind die Nachrichten, welche uns Agostino del Sol zusendet. Der König von Neapel hält den geschlossenen Frieden in sonderbarer Weise. Er hat im Plane, uns Cypern zu entreißen! Die Sache ist sehr weit gediehen. Genua, wie selbstverständlich, und Egypten sind im Bunde. Die cyprischen Prinzen sollen entführt werden, und ihr Name die Gewaltthat decken. Der alte Podocatoro, der mir von jeher verdächtig war, und den ich daher beständig durch geheime Späher überwachen ließ, dient hier als Agent. Graf Limnati, der Intimus des Prinzen Alphons, ist heute verkleidet angelangt. Unser Agent Pietro hat seiner Ankunft beigewohnt und ihn selber nach San Giorgio übergeführt.

Nun, für's Erste ist gesorgt!" fuhr er nach einer Pause fort. „Schriftliches liegt nichts vor; stoßen wir daher Neapel nicht vor den Kopf. Der Graf kam in der Maske eines Kaufmannes; wir behandeln ihn also als solchen. Zu dieser Stunde ist er durch einen unserer Geheimagenten

in einen Streit hineingezogen und unter leichtem Vorwande verhaftet. Gebüßt oder freigesprochen, führen schließlich zwei Kriegsschiffe den Neapolitaner höflichst über die Grenze venetianischer Gewässer; an eine Umkehr ist nicht zu denken. Podocatoro wird beseitigt. Vorderhand ist gesorgt, wiederhole ich. Doch überlegen wir die Sache reiflich. Was diesmal mißlang, kann auf's Neue, von dieser oder anderer Seite versucht werden. Unnütze Strenge ist stets zu vermeiden, darüber sind wir einig; auch ist es mehr als je gerathen, keine offene Feindseligkeit zu provoziren. Doch wäre zu überlegen, welche tiefer schneidende, gründlichere Operation das wohlverstandene Interesse des Staates erheischt."

Bis tief in die Nacht blieben die Inquisitoren vereinigt.

— — — — — — — — — — — —

Glänzend erhob sich die Sonne über Meer und Stadt. Wie ein Widerschein glänzte es auch in den Herzen der Gefangenen auf San Giorgio. Mit dem leichten Sinne, welcher den Grundzug der weichlichen, lebensfrohen Cyprioten im Allgemeinen bildet, sahen sie schon Alles im rosigsten Lichte, gedachten kaum der nahen Gefahr und lebten ganz in der erhofften schönen Zukunft.

Zerletta war besonders ausgelassen. Sie hatte so süß geträumt. In prächtigem Gewande sah sie sich, die Krone auf dem Haupte, zu ihren Füßen den reizenden Prinzen von Neapel. Ganz Feuer und ganz Liebe; ein Gemisch kindischer Wünsche und keimenden Mädchensinnes.

So zeigte sie denn sogar, gegen alle Gewohnheit, dem venetianischen Rathsherrn ein freundliches Gesicht, welcher, wie jede Woche, seinen amtlichen Besuch machte und sich nach dem Befinden der Hoheiten erkundigte.

„Ich habe auch," sagte er nach den herkömmlichen Komplimenten, „unseren lieben Kindern etwas mitgebracht; Früchte, schöne Früchte, so gut wie sie eben unser armes

Klima hervorbringt. Mit Cyperns feurigen Produkten laſſen ſie ſich freilich nicht vergleichen; aber in Venedig wenigſtens finden Sie keine beſſern, als wie ſie in den Gärten der Vendramin gezogen werden."

Auf einen Wink trat ein Diener heran und ſtellte eine große Schale voll prächtiger Pfirſiche auf den Tiſch.

„Will Prinzeſſin Zerla mir und meinem Hauſe die Ehre erweiſen, eine davon mit mir zu theilen?" fuhr der Nobile in immer freundlicherem Tone fort. Zugleich zog er ein Meſſer mit ſilberner Klinge aus der Taſche, betrachtete vorſichtig beide Seiten derſelben und ſchnitt ſodann langſam einen Pfirſich entzwei, denſelben der Prinzeſſin ſo darbietend, daß ſie die obere Hälfte nehmen mußte.

Lachend griff ſie zu, verſchlang einige Biſſen, und warf den Reſt weg.

„Für Venedig," ſagte ſie neckiſch, „ſind ſie wohl ganz zuckerſüß; bei uns würde man damit Eſſig anmachen!"

„Pfui, Zerletta!" tadelte die Großmutter. „Wie biſt Du boshaft! — Sie müſſen mit dieſem verzogenen Weſen eben Nachſicht haben, Signor Vendramin."

„Ei, ich verſtehe wohl Spaß, Prinzeſſin! Bei ſolch' ſchäkernder Jugend geht mir altem Manne das Herz auf. Und er thut mir doppelt weh, der Gedanke, daß ich allein in meinem großen Hauſe bin, daß keine ſolche lieben Kobolde meine letzten Tage erfreuen!"

Er ſeufzte, fuhr über die Stirne, wie um den Kummer wegzuwiſchen, dann begann er wieder: „Ruft mir doch die Prinzen herbei, die lieben Knaben! Auch ihrer hat die gute Mutter Venetia gedacht."

Ein Diener holte die Prinzen Eugen und Janus. Von der düſteren Erſcheinung des weißbärtigen, ſchwarzgekleideten Mannes eingeſchüchtert, traten ſie nur zögernd näher.

„Nun, meine Lieben!" alſo ſprach er zu ihnen, einen Jeden bei der Hand faſſend, „euer Gouverneur hat eure

Bitte um seidene Bettdecken dem hohen Rathe übermacht, und dieser das Gesuch bewilligt. Kann er denn seinen Mündeln etwas abschlagen? Aber einen kleinen Verweis muß ich euch doch geben. Es ist ja schon recht, daß das junge Blut austobt, wenn auch manchmal mit gar vielem Geräusch, wie die frommen Klosterbrüder klagend berichten. Aber auch der Geist muß sich tummeln und stärken, meine Theueren! Daß ihr mir doch ja recht aufmerksam den weisen Lektionen zuhört, welche euch der gute Pater Christoph zu standesgemäßer Ausbildung gibt! Rasch vergehen die Jahre, ja, sehr rasch, meine lieben Kinder! Und, wie das Volk so spaßig sagt: Was Hänschen versäumt hat, holt Hans nimmer ein!"

Ein Wink verabschiedete die Prinzen, welche rasch verschwanden. Dann wandte sich der Nobile an die Großmutter: „Will Eure Hoheit mir die Ehre anthun, mit den Kleinen, allen Dreien, am Donnerstag der kommenden Woche mein Landgut mit einem Besuche zu beehren? Ich werde gleichzeitig einige junge Leute meiner Verwandtschaft bitten. Ein kleines Essen, muntere Spiele, etwas Musik — ich weiß wohl, der Jugend muß man etwas Zerstreuung bieten. Uns Beiden bleibt leider nur noch die Freude des Zusehens, nicht wahr, Königin?"

Sodann ging er zu Geschäftlichem über, überreichte in einer seidenen Börse den Pensionsbetrag für die nächste Woche, lobte die Einrichtung der Gemächer, und verabschiedete sich endlich unter tiefen Verbeugungen.

Kaum hatte er den Rücken gedreht, als sich Großmutter und Enkelin über die Stoffe hermachten, welche Podocatoro, den gewählten Mustern entsprechend, hergesandt. Sie legten dieselben in Falten, gruppirten die Farben, warfen sie sich um die Schultern, freuten sich so recht kindisch, lachten, als wären Ehe und Krönung auf den nächsten Tag schon festgesetzt.

Plötzlich stieß Zerletta einen Schrei aus und klammerte sich mit beiden Händen an den nächsten Tisch.

„Es ist nichts!" sagte sie nach zwei Sekunden, mühsam Athem holend. „Glaubte ich doch, es wollte mir die Brust zerspringen!"

Alles Blut war ihr in den Kopf gestiegen. Etwas gezwungen lächelnd, griff sie wieder zu den Stoffen. Nach Kurzem übermannte sie ein zweiter Anfall. Diesmal sank sie zusammen, die Seidenstücke mit sich reißend.

Zeternd rief Marietta um Hilfe. Alles stürzte herein, die Brüder, die Gespielen, die venetianischen Wächter, der Arzt, welcher zu dem kleinen Hofe gehörte.

Dieser kniete nieder, faßte den Puls des Mädchens, dessen Augen bewußtlos in's Leere starrten, während ein röthlicher Schaum vor die Lippen trat, und alle Glieder zuckten.

„Essig und Wasser! Bereitet Umschläge! Wärmt Eisen! Tragt sie auf ihr Bett!"

Alles war mit der Leidenden beschäftigt. Ein Venetianer eilte mit einer Gondel nach der Stadt, den Rath in Kenntniß zu setzen und einige der berühmtesten Aerzte herbeizurufen.

Inzwischen ließ sich der Hofarzt die Ereignisse des Morgens in ihren kleinsten Einzelheiten genau erzählen. Nirgends war ein besonderer Anhalt für die plötzliche Erkrankung zu finden. Nachdenklich kehrte er in das Wohngemach zurück. Sein forschender Blick fiel auf die Früchte, und besonders auf das Pfirsichstück, welches Zerletta angebissen und dann weggeworfen hatte, um den Nobile zu ärgern.

Das Fleisch des Stückes war tiefblau angelaufen.

Der Arzt betrachtete es lange mißtrauisch, zog dann einen Handschuh an und brachte es seinem Gesichte näher, beroch es. Schließlich faßte er es mit der Feuerzange und hielt es über die Flamme, welche im Kamine flackerte.

Es entwickelte ſich ſogleich ein eigenthümlicher, durchdringender Geruch. Langſam ließ er es verbrennen, öffnete nachher die Fenſter ganz weit, um die Luft zu erneuern, und murmelte: „Nun weiß ich gerade genug, um mich um den Kopf zu bringen, wenn man meine Entdeckung auch nur ahnt. Die eine Seite des Fruchtmeſſers war vergiftet! — Armes Kind! —"

„Armes Kind!" ſagte auch ſeufzend Signor Vendramin, der eine Stunde ſpäter mit zwei Aerzten vor dem Lager ſtand, auf welchem Zerletta ſoeben ihren letzten Athem aushauchte. Ihr plötzlicher Tod galt als ein Anfall der Peſt. Sie wurde mit königlichen Ehren im Kloſter ſelbſt beigeſetzt. Marietta gründete über ihrem Grabe einen Altar, dem Erlöſer gewidmet. Ein Hochrelief ſtellte die Verſtorbene dar, geſchmückt mit dem Diadem, zu Füßen des Gekreuzigten betend. Das Diadem mußte aber auf Befehl des Rathes wieder weggemeißelt und durch einen Kranz von Roſen erſetzt werden.

Marietta von Patras und die Prinzen wurden nach der Feſtung Padua gebracht, wo ſie in engem Gewahrſam ihr trauriges Daſein friſteten. Marietta ſtarb im Jahre 1503.

Erſt im Jahre 1513 gelang es den inzwiſchen zu Männern herangewachſenen Söhnen Jakob's endlich, zu entfliehen. Sie trieben ſich, klagend und bettelnd, an Europa's Höfen herum. So tauchten ſie einmal in Wien auf; dann findet man ſie wieder in Neapel und in Rom, wo ſie vom Papſte Clemens VII. eine kleine Penſion bezogen. Ihre Ausſichten waren ſo geſunken, und ſo unbedeutend erſchien ſchließlich ihre Perſönlichkeit, daß im Jahre 1526 der Rath der Zehn auf ein Anerbieten, ſie zu vergiften, nicht einging. Ueber ihre letzten Jahre fehlen alle Anhaltspunkte.

Leben und Pflege der Honigbiene.

Naturwissenschaftliche Skizze von **Professor Dr. W. Heß.**

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Schon im grauen Alterthume hat die kleine Biene das Auge des Menschen vor allen anderen Thieren auf sich gezogen. Ueberall, wo sich die ersten Spuren der Kultur zeigten, finden wir bereits die Biene als Hausthier. Die Bienenzucht ist so alt wie die Kulturgeschichte der Menschheit selbst. Unter den ältesten egyptischen Hieroglyphen, die etwa 4000 Jahre vor Christi Geburt in den Stein gemeißelt wurden, befinden sich Abbildungen der Biene. Bei den Griechen erwähnt schon Hesiod um das Jahr 800 v. Chr. gewölbte Bienenkörbe. Eine Münze von Ephesus, welche ungefähr 600 v. Chr. geprägt ist, zeigt ebenfalls eine Abbildung der Biene, und zu Perikles' Zeit, um 400 v. Chr., besaß allein das kleine Attika 20,000 Bienenstöcke. Auch bei den Römern ist die Bienenzucht sehr alt.

Varro berichtet, daß zu seiner Zeit um 100 v. Chr. kaum eine römische Villa zu finden gewesen sei, welche nicht ihr Bienenhaus und ihren Bienenwärter gehabt habe. Pythas aus Massilia berichtet, daß schon um 400 v. Chr. die alten Germanen aus Honig Meth bereiteten.

Wenn wir das Leben der Bienen eingehend betrachten, dann kann es uns nicht Wunder nehmen, daß die Thiere

von jeher in hohen Ehren ſtanden, denn ihr Nutzen für den Menſchen iſt außerordentlich groß. Wenn im Frühlinge ſich die ſaftiggrünen Wieſen mit bunten Blümchen zu ſchmücken beginnen, die ſchwellenden Knospen ſich öffnen und mit einem zarten, duftigen Blüthenſchnee Bäume und Sträucher überſchütten, dann erwacht auch die kleine Biene aus der Winterruhe. Mit emſiger Geſchäftigkeit eilt ſie Pollen ſammelnd von Blüthe zu Blüthe. Bienen und Blüthen gehören zuſammen, wie ſchon Goethe ſagt:

„Ein Blumenglöckchen vom Boden empor
War früh geſproſſet im lieblichen Flor.
Da kam ein Bienchen und naſchte fein —
Die müſſen wohl beide für einander ſein.“

Reich mit Schätzen beladen kehrt die Biene zurück. Süßen Honig und kryſtallenes Wachs hat ſie den Blüthen entnommen. War früher der Honig als einziger Süßſtoff und das Wachs als einziges Material zur Bereitung von Wachstafeln und Wachskerzen von unberechenbarem Nutzen, ſo ſind doch dieſe beiden Stoffen auch jetzt noch für den Menſchen eine willkommene Gabe. Bei richtigem Betriebe der Bienenzucht liefert ein Bienenſtock durch Honig und Wachs jährlich etwa 30 Mark Reingewinn. Man hat berechnet, daß die Bienenſtöcke der Provinz Hannover in mittelmäßigen Jahren etwa 1,500,000 Mark und im ganzen Königreich Preußen gegen 10,000,000 Mark eintragen.

Noch viel größeren Nutzen aber gewährt die Biene durch die Befruchtung der Pflanzen. Indem ſie von Blüthe zu Blüthe fliegt, trägt ſie den Pollenſtaub von einer zur anderen und bewirkt dadurch die Befruchtung. Da zahlreiche Pflanzen ſich entweder gar nicht oder doch nur mangelhaft ſelbſt befruchten können, ſo iſt der Nutzen, welcher der Landwirthſchaft, dem Obſt- und Gartenbau durch die Bienen erwieſen wird, nicht hoch genug anzuſchlagen.

Schon Virgil kannte denſelben, ohne daß ihm der Zu-

sammenhang klar war. Auf der Insel Sizilien, berichtet er, besaß ein Greis einige Felder, welche lange Zeit weder als Weideland noch als Ackerland oder Weinberge irgend welchen Ertrag lieferten. Dieser Greis widmete sich nun der Bienenzucht. Nach kurzer Zeit zeigte sich das Feld wieder so fruchtbar und lieferte ihm so reiche Erträge, wie früher.

Arbeitsbienen, Pollen sammelnd.

Neuere Beobachtungen haben gelehrt, daß diese legendenhafte Erzählung im Grunde auf Wahrheit beruht. Als z. B. die Engländer Obstbäume auf den Chathaminseln pflanzten, blühten dieselben sehr reichlich, brachten aber keine Früchte. Nachdem jedoch auch die Bienen eingeführt worden waren, erzielte man reichliche Obsternten. Als Darwin zwanzig Kleestöcke mit Gaze umgab und dadurch die Befruchtung durch Insekten verhinderte, erhielt er von denselben keinen

Samen, während hundert andere Stöcke, welche von Bienen beflogen wurden, 2290 keimfähige Samen lieferten. Wenn man annimmt, daß 4000 Befruchtungen durch Bienen nur einen einzigen Pfennig werth sind, so beläuft sich der allgemeine Nutzen der Bienenzucht für die Landwirthschaft auf 50 Mark für jeden Bienenstock.

Ein nicht geringer Nutzen der Bienenzucht liegt ferner darin, daß sie zur Volksbildung und Volksaufklärung beiträgt. Der Mensch kann von der kleinen Biene recht viel lernen; sie gibt ihm in vieler Hinsicht ein nachahmenswerthes Beispiel. Ehe noch die Menschheit sich zu einem staatlichen Leben aufgeschwungen hatte, lebte das Bienenvolk bereits in einem geordneten Staat.

„Einig zur Arbeit, einig zur Wehr,
Ein Haus, ein Volk, ein Heer!"

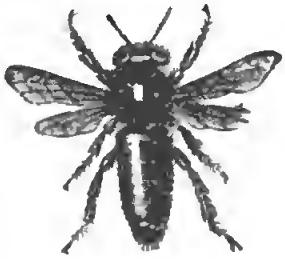
Nach Carbilliers ist der Bienenstock die Schule, wohin man viele Menschen schicken sollte. Die Umsicht, die Industrie, die Anhänglichkeit zu einander, der Trieb zum Gemeinwohl, die Arbeitsamkeit, die Sparsamkeit, die Reinlichkeit, die Mäßigkeit, alle die schönen Eigenschaften finden wir bei der Biene vereinigt. Nicht mit Unrecht hat man die Bienenzucht die Poesie der Landwirthschaft, eine unerschöpfliche Quelle der reinsten und edelsten Freuden genannt.

Der Bienenstaat besteht aus einem weiblichen Thiere, dem Weisel oder der Königin, den Männchen (Drohnen) und den Arbeitsbienen. Letztere sind unentwickelte Weibchen. Sie sind kleiner als die Königin und die Männchen. Ihr Kopf ist rundlich herzförmig und trägt an jeder Seite ein großes nierenförmiges Netzauge, welches aus mehr als 3000 Einzelaugen besteht. Oben auf der Stirn stehen in einem gleichseitigen Dreieck drei einfache oder Punktaugen. Dieselben dienen wahrscheinlich zum Sehen in die Ferne,

während die Netzaugen mehr die Gegenstände in der Nähe zur Anschauung bringen. Im unteren Theile des Kopfes befinden sich die Mundwerkzeuge, welche nicht nur zum Zerkauen fester Stoffe, sondern auch zum Aufsaugen flüssiger Nahrung dienen. Charakteristisch ist die Bildung des letzten Fußpaares. An den erweiterten Schienen befindet sich eine Vertiefung zum Einsammeln des Blüthenstaubes, das Körbchen, welches, wenn es mit Blüthenstaub gefüllt ist, Höschen genannt wird. Die Kehrseite des Körbchens ist außerdem noch mit Reihen von wimperartigen Borsten-

Arbeitsbiene.

Kopf der Arbeitsbiene. Vorderansicht.



Königin.

haaren versehen, welche die Thiere wie eine Bürste gebrauchen, um den Blüthenstaub damit abzustreifen und in das Körbchen zu bringen.

Die Füße besitzen eine außerordentliche Muskelkraft. Nicht selten sehen wir, daß beim Bauen sich eine Biene mit den Vorderbeinen an die Hinterbeine einer anderen hängt; an diese hängt sich eine dritte und so fort, so daß die erste Biene eine ganze Kette von Bienen trägt. Am Hinterleibe befindet sich ein Stachel, welcher mit einer Giftdrüse in Verbindung steht. Derselbe kann willkürlich hervorgestreckt und wieder eingezogen werden und ist mit Widerhaken versehen, weshalb er meist in der Wunde stecken bleibt, wodurch eine tödtliche Verletzung der Biene bewirkt wird.

Die Königin ist das einzig ausgebildete Weibchen im

Stock. Sie ist größer als die Arbeitsbienen und hat einen längeren, schlankeren Hinterleib und längere Beine. Hinterleibsringe und Beine sind heller gefärbt. Der Kopf sieht dem der Arbeitsbiene ähnlich, doch sind die Netzaugen größer und der Rüssel ist weniger entwickelt. Körbchen sind nicht vorhanden, doch findet sich ein Stachel, der aber nur ausnahmsweise in ganz besonderen Fällen gebraucht wird.

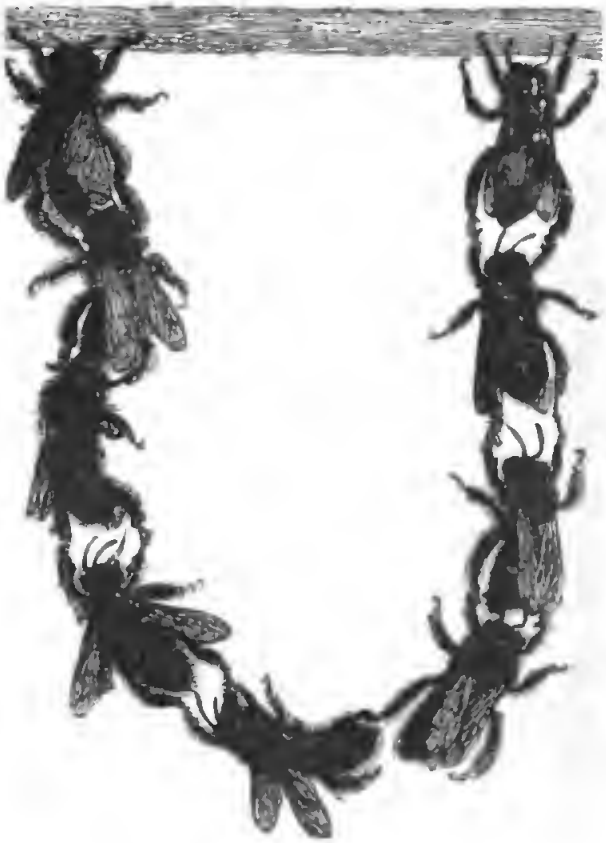
Die Männchen, welche Drohnen genannt werden, sind kleiner als die Arbeitsbienen und haben einen kurzen und gedrungenen Körper. Ihr Kopf hat eine mehr kreisrunde Gestalt. Die Augen sind größer und stoßen oben fast zusammen. Die Fühler tragen ein Glied mehr. Die Freßwerkzeuge sind weniger entwickelt, und Körbchen und Stachel fehlen.

In einem Korb leben 20,00 bis 30,000 Arbeitsbienen, und 600 bis 2000 Drohnen, aber stets nur eine Königin.

Gleich im Anfange des Frühjahrs beginnt die Arbeit im Bienenstock. Ein Theil der Arbeitsbienen eilt hinaus und sucht eine entfaltete Blüthe, deren innere Gefäße ganz mit Blüthenstaub bedeckt sind. Diesen Staub kratzen sie mit der Bürste in die Körbchen oder sie füllen dieselben mit harzigen Bestandtheilen. Sind sie gefüllt, so eilen sie nach Hause, und ihr wunderbar entwickelter Ortssinn führt sie immer auf dem kürzesten Wege dahin. Hier kommt ihnen eine andere Abtheilung Arbeitsbienen entgegen, welchen es obliegt, die Bauten auszuführen. Diese nehmen ihnen die Beute ab und verschlucken sie und sind kurze Zeit nachher im Stande, Wachs zu erzeugen. Die so von ihrer Last befreiten Bienen eilen wieder hinaus, um mehr Material zu holen, während die Zurückbleibenden nun zum Baue schreiten. Mit den Vorderfüßen ergreifen sie die kleinen Wachsblättchen, welche durch eigene Organe zwischen den Leibesringen ausgeschieden werden, dehnen sie, indem sie dieselben durch den Mund ziehen, zu Bändern aus und

beginnen hiermit ihre regelmäßig sechseckigen Zellen zu bauen, indem sie so lange Zelle an Zelle fügen, bis eine große senkrecht herabhängende Platte (Wabe) entstanden ist, worauf neue Platten dieser parallel gezogen werden.

Anfangs bauen die Bienen nur kleine Zellen, welche zur Entwickelung der Arbeitsbienen und zur Aufnahme von Honig dienen, später werden große Zellen für die Drohnen und noch größere, eichelförmige für die Königin gebaut.



Bienenkette.

Unterdessen hat auch die Königin ihre Arbeit begonnen. Schon in den ersten Tagen, nachdem sie die Puppenhülle verlassen, hat sie ihren Hochzeitsflug unternommen. Zur Mittagszeit bei schönem Wetter war sie, gefolgt von dem Schwarm der Drohnen, hinausgeflogen und hatte sich hoch in den Lüften einen Gatten erwählt. Dann kehrt sie zurück, für die ganze Dauer ihres Lebens, welche 4 bis 5 Jahre beträgt, befruchtet. Sobald die ersten Zellen gebaut sind, beginnt die Königin, Eier in dieselben zu legen. In einer Minute kann sie 6 Eier absetzen, an einem Tage gegen 3000, in den Sommermonaten 100,000, und wäh-

rend ihres ganzen Lebens eine halbe Million. Sie wird dabei von einer Schaar Arbeitsbienen begleitet, welche sie von Zeit zu Zeit mit Honig füttern. Zunächst legt die Königin ihre Eier nur in die Arbeiterinnenzellen.

Aus den kleinen weißlichen Eiern kommt schon nach drei Tagen die winzige Made. Ohne Füße, kaum fähig, sich zu bewegen, ist sie nicht im Stande, ihre Wiege zu verlassen und Nahrung zu suchen. Doch die Arbeitsbienen haben die Entwickelung der Eier wohl bemerkt; von Zelle zu Zelle gehend, lassen sie in jede einen Tropfen Futterbrei fallen. Die Larven wachsen bei dieser Nahrung ungemein rasch, so daß sich schon nach 24 Stunden ihr Gewicht vervierfacht. Gegen Ende der Larvenperiode erhalten sie statt Futterbrei Blüthenstaub und Honig. Nach acht Tagen sind sie erwachsen; jetzt spinnen sie sich ein weiches, seidenartiges Gewand, um darin die Puppenzeit hinzubringen. Sobald ihre Pflegerinnen dies bemerken, verschließen sie die Zelle mit einem Wachsdeckel. Nachdem sie acht bis zwölf Tage als Puppen geruht haben, kommen sie als vollkommene Arbeitsbienen zum Vorschein.

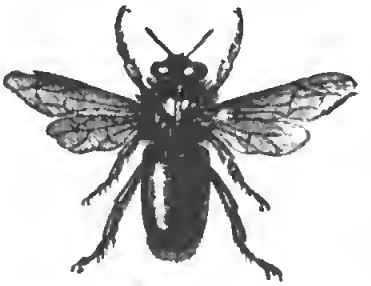
Später legt die Königin auch Eier in die Drohnen- und Königinnenzellen. Bei den Drohnen dauert die Entwickelung einige Tage länger, bei den Königinnen einige Tage weniger als bei den Arbeitsbienen.

Aber wie kann die Königin wissen, ob sich aus einem Ei eine Arbeitsbiene, eine Königin oder eine Drohne entwickeln wird? Die Königin hat die Fähigkeit, die Eier willkürlich zu befruchten oder sie unbefruchtet abzulegen. Die Eier, welche sie in eine Drohnenzelle legt, befruchtet sie nicht; aus ihnen entwickeln sich dann Drohnen. Die Eier, welche sie in die Arbeiterinnen- und Königinnenzellen legt, befruchtet sie, und aus ihnen kommen Weibchen. Hat die junge Larve einen großen Wohnraum, wie in der Königinzelle, und wird sie mit ausgesuchter Nahrung ge-

füttert, so bildet sie sich zum vollkommenen Weibchen, zur Königin aus. Ist die Larve dagegen im Raume beschränkt und erhält geringere Nahrung, so entwickelt sie sich zum unvollkommenen Weibchen, zur Arbeitsbiene.

Wenn eine junge Bienenkönigin im Begriff ist, ihre Zelle zu verlassen, so läßt sie einen leisen Ton, das sogenannte Quaken, vernehmen. Sofort antwortet die alte Königin mit einem schärferen, helleren Ton, dem Tüten. Jetzt entsteht eine gewaltige Aufregung im Bienenstock. Grenzenlose Eifersucht erfaßt die alte Königin. Sie ist bis jetzt die einzige Königin dieses Volkes gewesen und

Kopf der Königin. Vorderansicht.



Drohne.

Kopf der Drohne. Vorderansicht.

will es bleiben. Sie sucht sich einen Weg zu der Zelle ihrer Nebenbuhlerin zu bahnen, um sie zu erstechen. Doch nur selten gelingt ihr dies. Die Arbeitsbienen, namentlich die der jüngeren Generation, werfen sich in Schaaren dazwischen und suchen sie auf alle Weise zurückzuhalten. Voll Unmuth wendet sich die Königin ab. Mit allen Zeichen des höchsten Zornes über ihre gekränkte Würde und ihre verletzten Rechte, sammelt sie die Getreuen der älteren Generation und, die alte Heimath den jungen Revolutionären überlassend, fliegt sie mit der alten Generation davon.

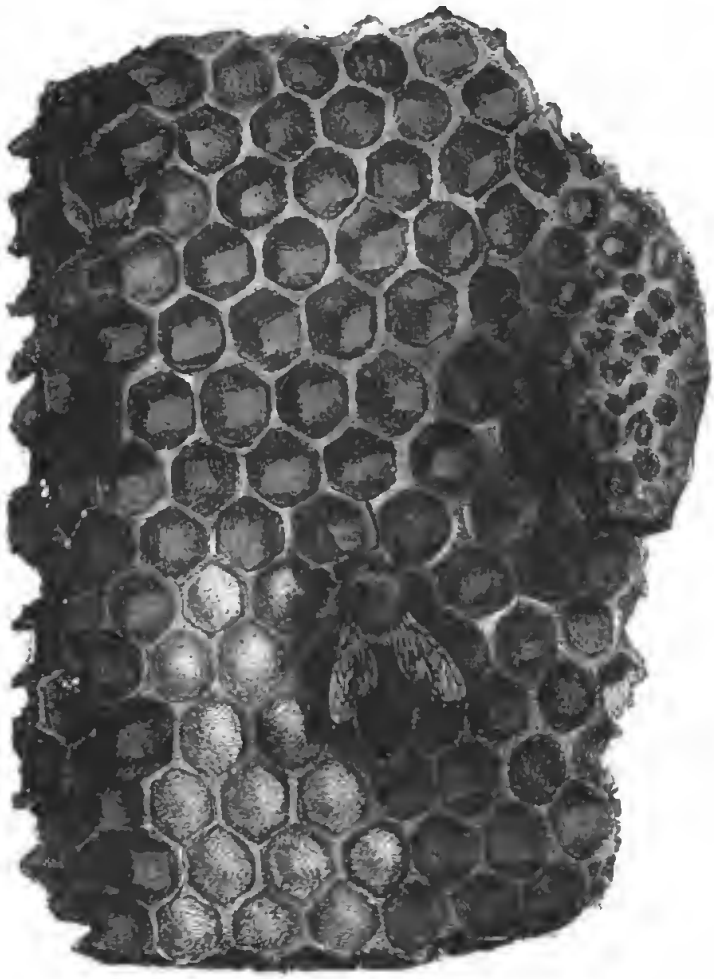
Dieser erste Schwarm wird der Vorschwarm genannt. Nach einigem Umherfliegen setzt sich die Königin an einem Zweige oder einem anderen Gegenstande fest, und sämmt-

liche Bienen bedecken sie in dichten Massen, so daß sie in Traubenform herunterhängen. Gewöhnlich hat der aufmerksame Bienenzüchter den Schwarm bemerkt und fängt ihn im Schwarmfangbeutel ein, um ihm auf seinem Bienenstande eine neue Heimath zu geben. Ist dies nicht der Fall, so suchen sich die Bienen einen hohlen Baum oder eine Felsspalte auf und versuchen sich in derselben häuslich einzurichten.

In dem alten Stocke ist unterdessen die junge Königin ihrer Zelle entschlüpft, und das Volk huldigt ihr. Aber wenn es ihr nicht gelingt, alle übrigen Insassen der Königinnenzellen mit ihrem Stachel zu tödten, so kommt bald eine neue Königin aus und veranlaßt sie ebenfalls zur Auswanderung. So entstehen noch mehrere Nachschwärme, indem jedesmal die ältere Königin mit ihren Getreuen den Stock verläßt.

Stirbt eine Königin, so gehen die Arbeiten im Stocke ruhig ihren Gang weiter, und die Bienen warten, bis sich aus einer Königinnenzelle eine junge Königin entwickelt. Sind bei dem Tode der Königin keine Königinnenzellen vorhanden, so erziehen sich die Bienen eine Königin aus einer Arbeitsbienenlarve. Sie reißen mehrere Zellen ein und bilden daraus eine große Zelle, in welcher nur eine Larve bleibt und füttern dieselbe mit reinem Honig. So entsteht aus der Larve, die zu einer Arbeiterin bestimmt war, eine Königin. Ist aber bei dem Tode der Königin auch keine Brut vorhanden, so löst sich der Staat auf. Die Bienen verlassen nach einander die alte Heimath und schließen sich einem anderen Stock an. Ist die Königin flugunfähig und kann sie den Hochzeitsflug nicht unternehmen, oder ist sie aus einem anderen Grunde nicht befruchtet, so wird der Stock drohnenbrütig, d. h. die Königin legt nur Eier, aus denen sich Drohnen entwickeln. Auch ein solcher Stock geht rasch seiner Auflösung entgegen.

Die männlichen Bienen, die Drohnen, sehen diesen Revolutionen, sowie überhaupt den Arbeiten im Bienenstocke theilnahmlos zu. In Trägheit und Nichtsthun verbringen sie ihr Leben. Nur auf dem Hochzeitsfluge begleiten



Wabenstück mit einer Königinzelle (oben rechts).

sie die Königin, und wenn die Mittagssonne recht warm und schön scheint, fliegen sie auch wohl einmal hinaus und wärmen sich an ihren Strahlen, aber ohne etwas einzusammeln. Sonst leben sie in träger Ruhe dahin und nähren sich von dem Honig, den die fleißigen Arbeiterinnen gesammelt haben. Aber bei den Bienen gilt auch der Satz: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wenn keine junge

Königin mehr zu erwarten ist, die der Befruchtung bedarf, und es draußen nicht mehr so reichlich zu sammeln gibt, dann beschließen die Arbeitsbienen, sich der unnützen Fresser zu entledigen. Unbarmherzig werden alle Drohnen von den Honigzellen vertrieben. Sie sammeln sich unten im Stock und sitzen dort ohne Nahrung. Wenn sie durch den Hunger ermattet sind, fallen die Arbeitsbienen über sie her, zerren sie an das Fluglock und werfen sie hinaus. Die sich zur Wehr setzenden werden mit dem Stachel getödtet. Das ist die Drohnenschlacht, welcher nur selten eine Drohne entgeht.

Aus den Bestimmungen der drei Bienenwesen im Bienenstock kann der Bienenzüchter die Lehre entnehmen, daß er den größten Nutzen aus seinem Stocke ziehen kann, wenn die Königin jung und kräftig ist, und möglichst viele Arbeitsbienen, aber nur wenig Drohnen sich in demselben befinden.

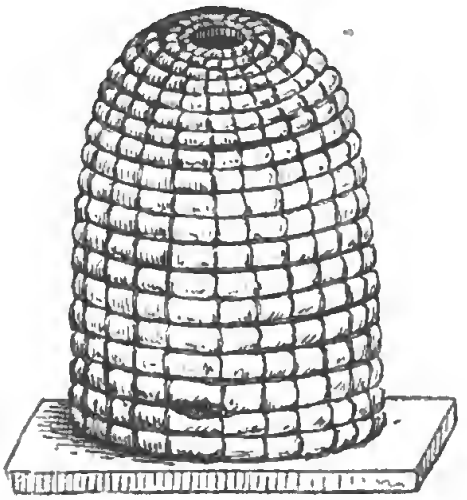
Wichtig ist für den Züchter die Wahl und Einrichtung der Bienenwohnung. Dieselbe muß den Verhältnissen entsprechen; jedenfalls aber muß sie den Bienen Schutz gegen die Ungunst des Wetters, sowie gegen die zahlreichen Feinde gewähren und dicht und warm sein. Sie muß ferner die vollkommenste Ausnutzung des Bienenvolkes ermöglichen und so eingerichtet sein, daß der Bienenzüchter stets das Innere bis in die äußersten Ecken übersehen kann. Wir unterscheiden hauptsächlich zwei Arten von Bienenwohnungen. Bei der schon in den ältesten Zeiten bekannten Form werden die Waben an den Innenwänden des Stockes befestigt, so daß sie mit diesem ein festes Ganzes bilden. Dies ist der unbewegliche oder Stabilbau. Bei der anderen Form der Bienenwohnungen werden Rähmchen, die je nach der äußeren Gestalt des Stockes eckig oder rund sind, in einer Nute in den Stock eingeschoben oder von oben eingehängt. In dieselben bauen die Bienen ihre

Waben, so daß diese mit dem Rähmchen jeder Zeit heraus-genommen werden können. Der Brutraum nimmt zwei

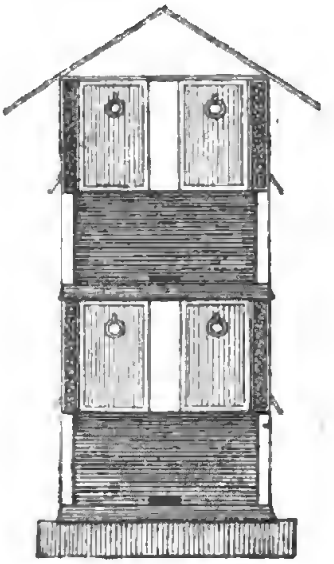
Bienenschwarm.

Drittel des Stockes ein. Zwischen Honigraum und Brut-raum befindet sich ein Absperrgitter, welches den Arbeits-bienen, aber nicht der Königin den Zutritt gestattet. Diese

Einrichtung wird Mobilbau genannt. Bei der Anlage eines Bienenſtandes iſt zunächſt ein zugfreier und möglichſt ruhiger Ort zu wählen. Die Stöcke werden am beſten ſo geſtellt, daß die Fluglöcher nach Südoſten gerichtet ſind. Die günſtigſte Zeit zur Anlage iſt der Frühling. Wenn Alles ſeinen regelrechten Gang geht, hat der Züchter während des Sommers nur auf die Schwärme zu achten und dieſelben einzufangen, ſowie bei den zur



Strohkorb als Beiſpiel eines Stabilbaues.



Bienenſtock in vier Stockwerken, acht Zwillingsſtöcke enthaltend, als Beiſpiel eines Mobilbaues.

Honiggewinnung beſtimmten Mobilbauten die mit Honig gefüllten Waben herauszunehmen und durch leere Rähmchen zu erſetzen. Die ſchwierigſte Aufgabe des Bienenzüchters iſt jedoch, Ende September oder Anfang Oktober für die Ueberwinterung zu ſorgen, denn darauf beruht das Gedeihen der Zucht im folgenden Jahre. Dabei iſt zu beachten, daß nur ſolche Stöcke gut überwintern, welche eine junge, kräftige Königin und ein ſtarkes Volk haben, weder mit zu altem noch mit zu jungem Bau verſehen ſind und keine Drohnenzellen beſitzen. Jedem Stocke iſt ausreichend Nahrung zu geben. Man rechnet auf einen Stock 15 bis

20 Pfund Honig. Wasser wird den Bienen am besten in der Ziebolz'schen Tränkflasche gegeben. Alsdann wird die Bienenwohnung recht dicht verschlossen; die Ritzen mit Moos ausgestopft und den im Freien überwinternden Stöcken eine doppelte Strohhülle gegeben. Das Flugloch wird verengt, aber nicht völlig geschlossen, weil die Bienen frischer Luft bedürfen. Man stellt den Stock so, daß die Wintersonne nur das Flugloch bescheint und vermeidet sorgfältig jede Erschütterung. Die Ueberwinterung geschieht im Freien, im Bienenhause oder in Erdgruben.

Schon Ende Januar oder Anfang Februar beginnt die Königin Eier zu legen. An dem ersten warmen Frühlingstage eilen die Bienen hinaus, um den ihnen so nöthigen Reinigungsausflug zu halten. Man darf jedoch das Schutzmaterial noch nicht aus den Stöcken entfernen, da die Brutentwickelung viel Wärme erfordert, und noch kalte Tage kommen können. Dagegen müssen jetzt die Stöcke nachgesehen und gründlich von todten Bienen und Müll gereinigt werden. Auch ist nachzusehen, ob etwa Waben und Wände voll Schmutzflecken sind, ein Beweis, daß das Volk an der Ruhr leidet. Wenn wieder kalte Tage eintreten, ist darauf zu achten, daß die Bienen keinen Hunger und und Durst leiden. Da die Bienen jetzt auch Pollenstaub gebrauchen, so ist in Ermangelung desselben mit Mehl zu füttern.

Das sind die wichtigsten Arbeiten des Bienenzüchters im Kreislauf des Bienenjahres. Aber trotz aller Sorgfalt wird nicht immer Alles nach Wunsch gehen. Drum möge der Anfänger stets den Spruch beherzigen:

„Fang Alles an und mit Bedacht,
Führ' Alles mit Bestand,
Was drüber Dir begegnen mag,
Da nimm Geduld zur Hand."

Die Geschichte des Fernsprechers.

Technologischer Rückblick von **Max Elmfeld.**

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

In dem Bilde einer Großstadt spielen gegenwärtig jene zu vielen Hunderten die Luft durchkreuzenden, sich über die Dächer hinziehenden Drähte, die es uns ermöglichen, auf die größten Entfernungen hin wie von Ohr zu Ohr zu sprechen, eine wesentliche und charakteristische Rolle. Keine andere Betriebs- und öffentliche Verkehrseinrichtung hat eine so rasche Verbreitung gefunden, wie das Fernsprechwesen, und es erscheint heute kaum möglich, daß es nur etwas länger als sechzehn Jahre her sein könne, als die ersten Nachrichten von jener neuen, angeblich amerikanischen Erfindung eintrafen, die man im Anfang vielfach nur für echten „Yankeehumbug" ansah.

Ohne Frage ist das Telephon einer der einfachsten, aber auch nützlichsten Apparate, welche die Elektrotechnik kennt, und um so stolzer dürfen wir darauf sein, daß es ein Deutscher ist, dem wir seine Erfindung verdanken.

Wenn wir einen Rückblick auf die Geschichte der Telephonie werfen, so begegnen uns mancherlei Versuche, die sich auf die Fortpflanzung der Töne in die Ferne überhaupt beziehen und unter denen namentlich das Bindfadentelephon bemerkenswerth ist, das der Physiker Robert Hooke

im Jahre 1667 erfunden hat. Er sagt darüber: „Mit Hilfe eines gespannten Fadens habe ich augenblicklich den Laut auf eine weite Entfernung, mit einer Geschwindigkeit vergleichbar der des Lichtes, übermitteln können."

In den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts tauchte dies einfache Instrument, das man als eine Art Vor-

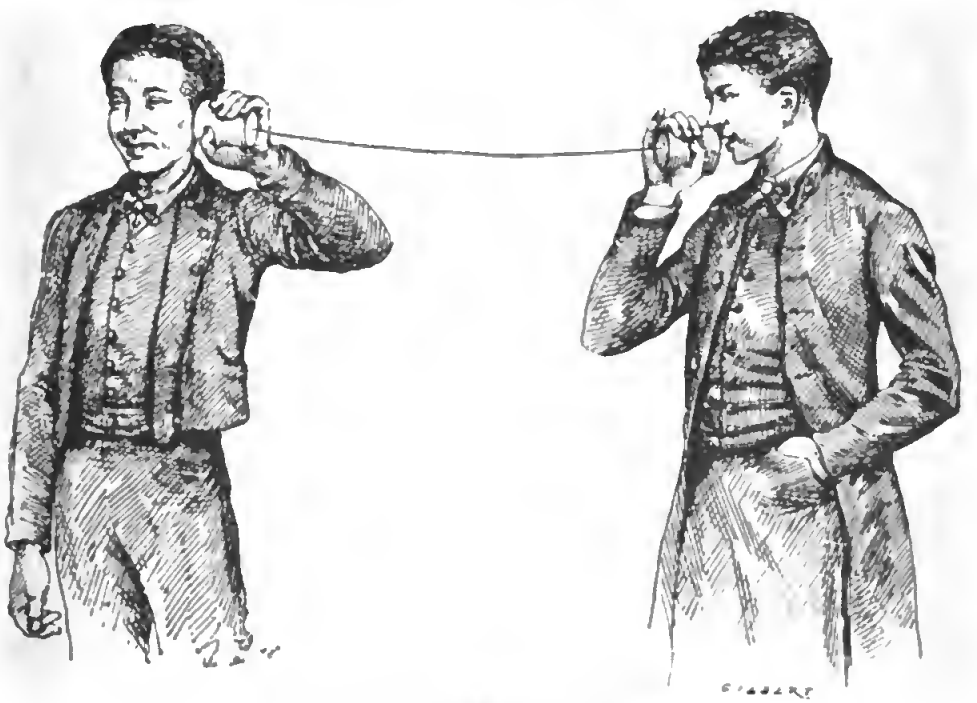


Fig. 1. Das Bindfadentelephon.

stufe zum elektrischen Fernsprecher betrachten kann, im Handel auf und wurde massenhaft als Kinderspielzeug verkauft. Es besteht (Fig. 1) aus zwei Schallbechern, deren Boden je mit einer Membran geschlossen wird; von der Mitte der einen Membran geht ein langer Faden oder Draht bis zur Mitte der anderen. Sobald der Faden straff gespannt ist, werden die Worte, die man in den einen Schallbecher hineinspricht, der Person, die den anderen an das Ohr hält, bis auf Entfernungen von 300 Meter ganz deutlich übermittelt.

Ein ähnliches Instrument hatte der Engländer Wheat-

stone im Jahre 1819 erfunden, dem er den Namen „magische Lyra" beilegte. Er nahm statt des Fadens einen langen, dünnen Stab aus Tannenholz, an dessen beiden Enden Resonanzkästchen angebracht waren. Sprach man in das eine Kästchen auch nur ganz leise hinein, so konnte man die Worte im anderen deutlich hören.

Diese und ähnliche Versuche, auf die weiter einzugehen sich nicht lohnt, hatten zur Genüge dargethan, daß es möglich sei, Töne in größere Entfernungen zu übermitteln, aber erst als man die Elekrizität dabei zu Hilfe nahm, wurden sie in die richtige Bahn geleitet. Den Anstoß dazu gab die Entdeckung des elektrischen Tönens oder der galvanischen Musik.

Professor Page, ein Amerikaner, wies 1837 nach, daß mittelst einer vom elektrischen Strom durchflossenen Drahtspirale, die frei zwischen den Polen eines Hufeisenmagneten aufgehängt ist, der Magnet beim Auftreten und Verschwinden des Stromes in tönende Schwingungen gesetzt werden kann. Dasselbe Phänomen wurde auch von dem Physiker Henry beobachtet und fand durch Professor de la Rive in Genf seine Erklärung, der zeigte, daß, wenn man die Zuleitung des elektrischen Stromes in raschem Wechsel — nämlich häufiger als sechzehnmal in der Sekunde — unterbricht und wieder herstellt, auch ein dem entsprechender schneller Wechsel in dem Magnetismus des Eisenstabes eintritt, wodurch dieser Stab in Schwingungen geräth, die sich in einem Tönen desselben kundgeben.

1851 machte Farrar aus New-Hampshire neue Versuche, mittelst Elektrizität den Laut in die Ferne zu tragen, und im nächsten Jahre konstruirte Petrima in Prag einen Apparat, mittelst dessen Musik auf eine bedeutende Entfernung hörbar gemacht wurde. Es waren zwei Apparate durch einen Draht verbunden, und der Ton, welcher den einen Apparat traf, wurde von dem anderen wiedergegeben, indem ein elektrischer

Magnet eine dünne Eisenscheibe in Schwingungen versetzte. Weitere wichtige Vorarbeiten lieferten die Franzosen Charles Bourseul (1854) und Laborie (1860), aber erst der Lehrer Philipp Reis in Friedrichsdorf bei Frankfurt a. M. (gestorben am 14. Januar 1874) war es, der alle die vorbereitenden Ex-

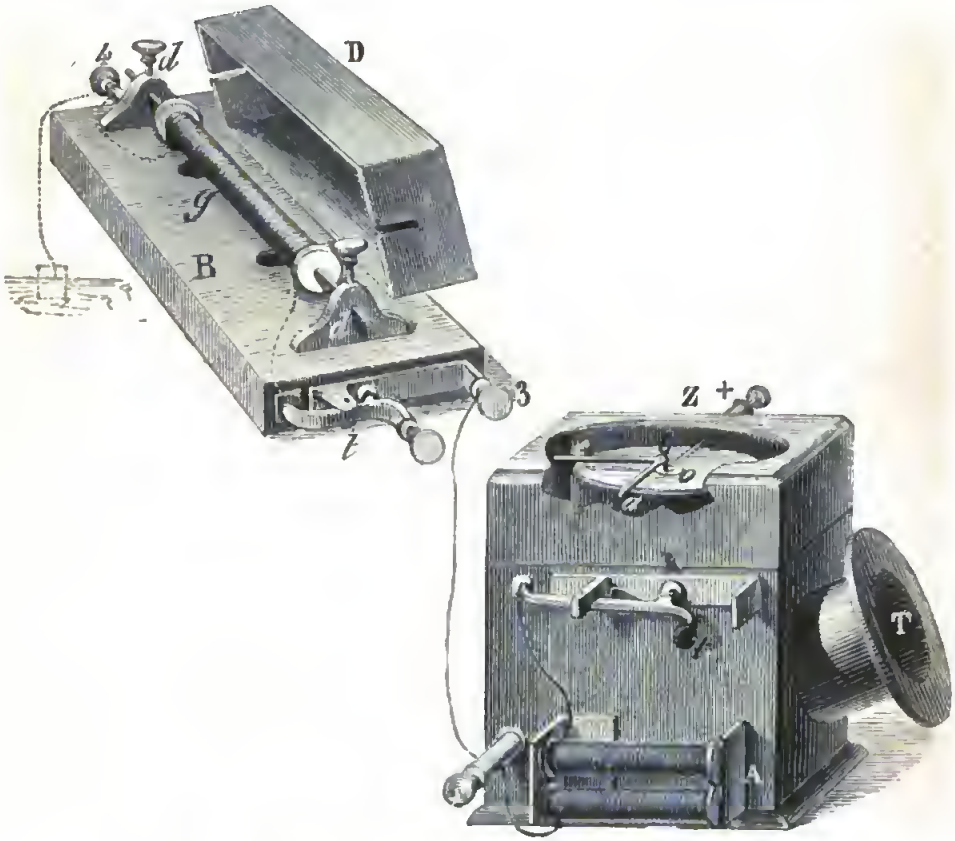


Fig. 2. Reis' verbesserter elektrischer Tonübertrager.

perimente in höchst genialer Weise zur Herstellung des ersten elektrischen Telephons auszunutzen verstand, und deswegen dürfen wir den heutigen Fernsprecher als eine deutsche Erfindung bezeichnen.

In einem am 26. Oktober 1861 im physikalischen Vereine zu Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrage wies Reis, der Sohn eines Bäckers zu Gelnhausen, unter Vorzeigung seiner aus langjährigen Versuchen hervorgegangenen Appa-

rate die Möglichkeit einer elektrischen Tonübermittelung nach. Er sagte in seinem Vortrage:

„Durch meinen physikalischen Unterricht dazu veranlaßt, nahm ich im Jahre 1860 eine schon früher begonnene Arbeit über die Gehörwerkzeuge wieder auf und hatte bald die Freude, meine Mühe durch Erfolg belohnt zu sehen. Ich kam nämlich durch einen Einfall auf die Frage: wie nimmt unser Ohr die Gesammtschwingungen aller zugleich thätigen Sprachorgane wahr; das heißt, wie nehmen wir die Schwingungen mehrerer, zugleich tönender Körper wahr?

Die Beantwortung dieser Frage führte mich dahin, daß, sobald es möglich wäre, irgendwo und auf irgend eine Weise Schwingungen zu erzeugen, deren Kurven denjenigen eines bestimmten Tones oder einer bestimmten Tonverbindung gleich wären, wir denselben Eindruck haben würden, den der Ton oder die Tonverbindung auf uns gemacht hätte.

Fußend auf obigen Prinzipien ist mir nun die Konstruktion eines Apparates gelungen, mit welchem ich im Stande bin, Töne verschiedener Instrumente, ja bis zu einem gewissen Grade die menschliche Stimme selbst, zu reproduziren. Der von mir konstruirte Apparat, ‚Telephon' genannt, bietet die Möglichkeit, die Tonschwingungen in jeder gewünschten Weise zu erzeugen; der Elektromagnetismus bietet die Möglichkeit, den erzeugten Schwingungen gleiche Schwingungen in jeder beliebigen Entfernung in's Leben zu rufen und in dieser Weise die an einem Ort erzeugten Töne an einem anderen Orte wiederzugeben."

Reis arbeitete unablässig an der Vervollkommnung seines Apparates, und so stellte er bereits 1863 einen verbesserten elektrischen Tonübertrager (Fig. 2) her, der aus zwei Theilen, einem Gebe- und einem Empfangsapparat bestand. Der Tongeber (K) war ein dünnwandiger hölzerner Kasten, der in seiner oberen Fläche eine runde Oeffnung

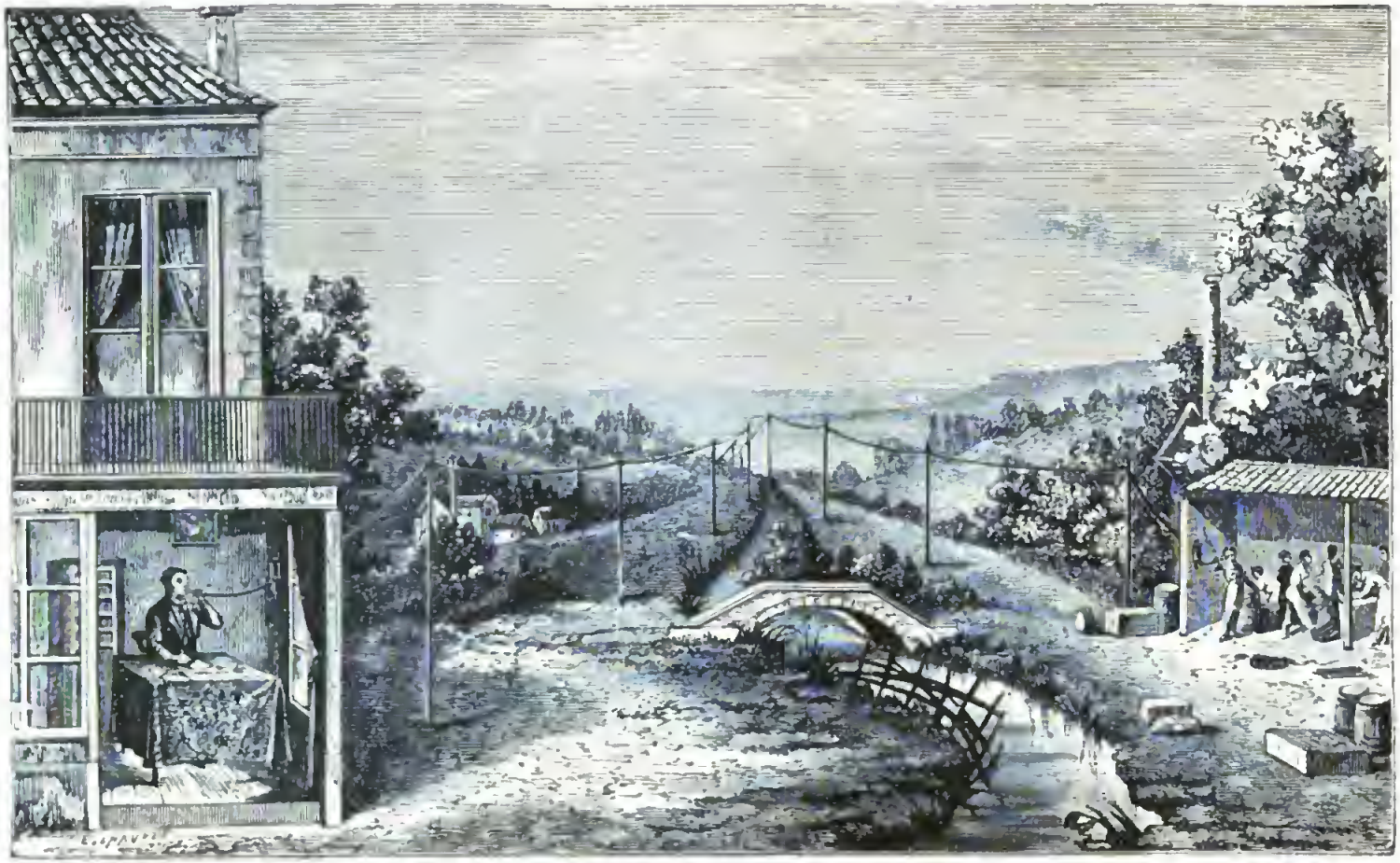


Fig. 3. Bell's erste Telephonanlage.

hatte, welche mit einer darüber geſpannten Membran von Schweinsdünndarm geſchloſſen war. Inmitten dieſer Membran befand ſich ein Platinplättchen (o), auf dem ein an einem Meſſingwinkel (a, c) angebrachtes Platinſtiftchen (b) bei Erſchütterungen der Membran vibrirte. Auf einer Seite des Kaſtens befand ſich ein Schalltrichter (T), vor deſſen Oeffnung geſprochen oder geſungen wurde. Die Träger des Platinſtiftchens waren metalliſch verbunden mit einem auf einer anderen Seite des Kaſtens angebrachten Morſeſchlüſſel (t) und einem Elektromagneten (A), die zu einem Telegraphenſyſtem gehörten, das den Zweck hatte, nach den beiden Stationen zu ſignaliſiren, wenn beide Apparate in Thätigkeit treten ſollten. Mit dem Tongeber war der Empfänger (B) durch eine Leitung verbunden. Er beſtand aus einer Magnetiſirungsſpirale (g), worin ein mit zwei Stegen auf einem Reſonanzboden befeſtigter weicher Eiſenkern von der Dicke einer Stricknadel (d, d) ſteckt. Der Leitungsdraht iſt mit dem Draht der Magnetiſirungsſpirale bei 3 und 4 verbunden. Ein zweiter Reſonanzboden (D) läßt ſich über die Spirale decken und dient zur Verſtärkung der erzeugten Töne. An einer Schmalſeite des Empfängers befindet ſich ebenfalls ein Morſeſchlüſſel.

Sobald nun die Membran des Tongebers durch einen kräftigen Ton in Schwingungen verſetzt wurde, entſtand infolge des Wechſels zwiſchen Stromſchließungen und Stromunterbrechungen in dem Eiſenkern der Magnetiſirungsſpirale ein Ton, deſſen Höhe den Schwingungen der Membran entſprach. Töne und Melodien wurden auf dieſe Weiſe ziemlich gut wiedergegeben, geſprochene Worte dagegen nur unvollkommen, immerhin aber war jetzt eine ſichere Grundlage für die weitere Entwickelung des elektriſchen Fernſprechers gelegt.

Zunächſt wurden nun von verſchiedenen Forſchern weitere Verbeſſerungen des von Reis konſtruirten Apparates an-

geſtrebt, von denen wir hier jedoch nur das Telephon von Cecil und Leonard Wray in London beſprechen wollen, das eigentlich nur ein verſtärkter Reis'ſcher Fernſprecher war. So hatte der Tongeber zwei Membrane ſtatt einer und der Empfänger (Fig. 4) ſtatt einer Magnetiſirungsſpirale deren zwei (H, H') mit zwei Eiſenkernen. Letztere wurden je an ihrem einen Ende feſtgehalten durch zwei Kupferplatten (A B), die ihrerſeits wieder durch die Schrauben L, L' feſtgehalten wurden. In dem Reſonanzboden befand

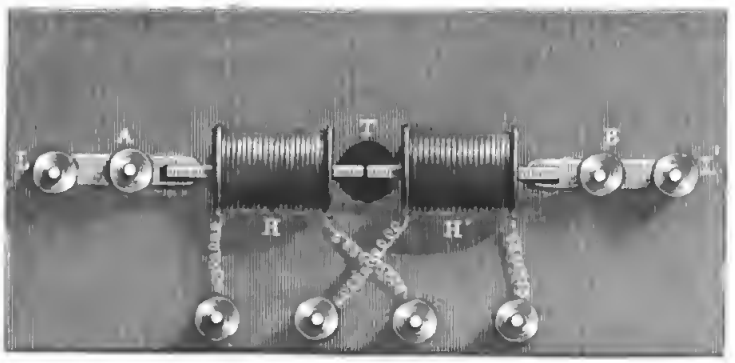


Fig. 4. Das Telephon von Cecil und Leonard Wray: Der Empfänger.

ſich ein rundes Loch (T), über dem die beiden anderen Enden der Eiſenkerne einander dicht gegenüberſtanden.

Die Form des Tongebers (Fig. 5) iſt bei dieſem Syſtem eine ganz andere: die obere Fläche mit der äußeren Membran D iſt hier nicht horizontal, ſondern dachförmig geneigt, und an Stelle des Schalltrichters tritt die Oeffnung E, in die hinein man gegen die aus Kautſchuk hergeſtellte zweite, innere Membran G ſpricht. Das Platinplättchen b iſt mit der Leitung in metalliſche Verbindung gebracht mittelſt zweier kleiner Platin- oder Stahldrähte, die in zwei mit Queckſilber gefüllte und mit der Leitung verbundene Näpfchen (a, c) münden. Das Platinſtiftchen ſitzt auf einem federnden Hebel (K H), deſſen eines Ende unter einem Morſeſchlüſſel (M I) ſitzt, ſo daß man mit der Hand

den Stromfluß bewirken kann, wenn der Apparat in Thätigkeit treten ſoll.

Mit dem Tode von Reis ſchwand das Intereſſe an ſeiner Erfindung in Deutſchland vollſtändig, doch ſollte dieſe in der Neuen Welt bald zu friſchem Leben erweckt und zugleich für den Großbetrieb brauchbar gemacht werden.

Der Mann, dem dies gelang, war der als Taubſtummenlehrer von Edinburg nach den Vereinigten Staaten übergeſiedelte Schotte Graham Bell, der wie Reis auch durch ſeine Studien über das Ohr zu ſeinem Fernſprecher geleitet wurde, als er für ſeine armen Zöglinge die Luftſchwingungen ſichtbar zu machen ſuchte, um ihnen das Erlernen der Lautbildung zu erleichtern. Das Telephon von Reis übertrug nur die Schwingungen des Grundtones, nicht aber auch diejenigen der Obertöne, welche in ihrer Kombination mit dem erſteren eine Unterſcheidung der einzelnen Vokale erſt möglich machen; daher die mangelhafte Uebertragung artikulirter Worte. Das Bell'ſche Telephon hat nun vor dem von Reis den doppelten Vorzug, daß es nicht nur die Tonhöhe, ſondern auch die Tonſtärke, und nicht blos den Grundton, ſondern auch die Obertöne wiedergibt.

Der von ihm 1877 konſtruirte Apparat beruhte auf der Beobachtung, daß eine dünne Eiſenplatte, die vor einem Magnet ſchwingt, in ihm Veränderungen der Magnetſtärke erzeugt, die in einer den Magnet umgebenden Drahtrolle Induktionsſtröme hervorrufen. Wenn man nun dieſe Ströme durch die Drahtrolle eines zweiten, ganz gleichen Apparates leitet, dann werden die Veränderungen der Magnetſtärke im Empfangsapparat deſſen Eiſenmembran in ganz gleiche Schwingungen verſetzen und dadurch den urſprünglichen Ton mit den die Klangfarbe bedingenden Obertönen wieder erzeugen.

Statt des früheren Kaſtens nahm Bell ein maſſives Holzgehäuſe von 150 Millimeter Länge und 30 Millimeter

Durchmesser, das sich am Vorderende um etwa 30 Millimeter erweitert und ein passendes Mundstück mit einer Oeffnung in der Mitte hat, durch welche man die als Membran benutzte dünne Eisenplatte sieht. In der Mitte des Gehäuses ist ein runder Stabmagnet von 10 Millimeter Durchmesser angebracht, der an seinem einen Ende

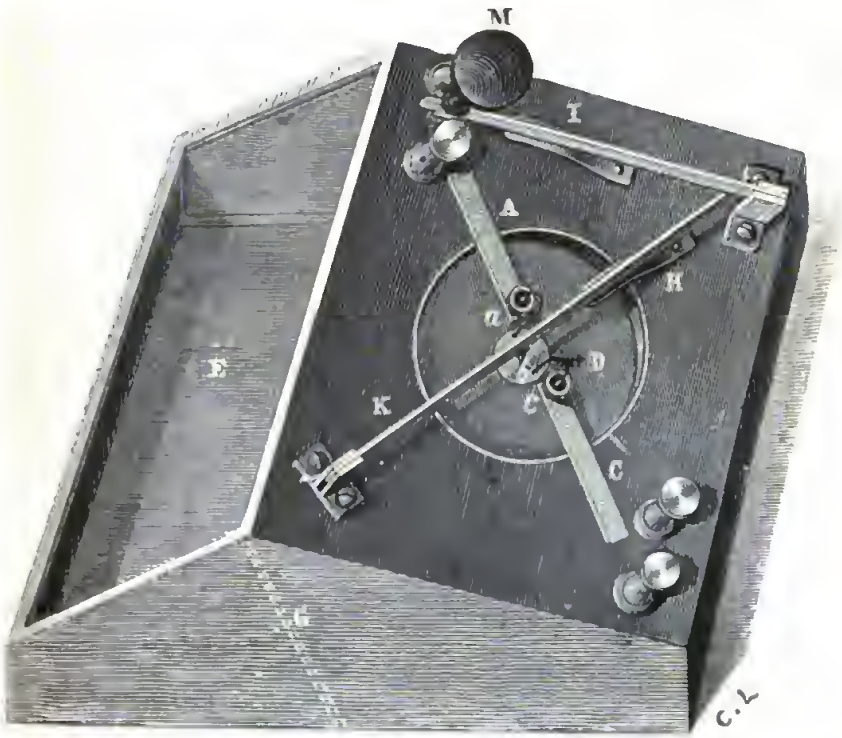


Fig. 5. Das Telephon von Cecil und Leonard Wray: Der Tongeber.

eine Schraube hat, mittelst der sich das andere Ende der Membran näher rücken oder von ihr entfernen läßt. An seinem vorderen Ende trägt der Magnet eine Holzrolle, die mit feinem, seidenumsponnenem Kupferdraht umwickelt ist, dessen beide Enden durch zwei in's Innere des Gehäuses geführte Drähte mit zwei Polklemmen verbunden sind, welche zur Aufnahme der Leitungsdrähte dienen. Zwei Bell'sche Telephone, die mittelst der Leitungsdrähte zu einem System verbunden sind, können sowohl zum Hören wie zum Sprechen benutzt werden. Spricht man in den

Tonsender hinein, so treffen die durch den Schall erregten Luftschwingungen die freiliegende elastische Membran. In demselben Augenblick tritt diese in Thätigkeit, schwingt präzise alle Schwingungen mit und setzt sie in elektrische Ströme um. Diese durchlaufen erst die Leitungsdrähte und dann die Drahtspirale des Magnetstabes in dem zweiten Telephon, wo nun die Membran die gleichen Schwingungen machen muß. Letztere theilen sich der Luft im Schalltrichter mit, setzen sie in Bewegung und werden von dem vor den Schalltrichter gehaltenen Ohr des Hörers als Worte von gleicher Höhe und Klangfarbe, wenngleich geringerer Stärke, wahrgenommen.

In den Vereinigten Staaten ließ 1877 zuerst ein Privatmann Namens Williams zwischen seinen Besitzungen eine Telephonlinie von 8 Kilometer Länge anlegen (Fig. 3) aber am Ende desselben Jahres waren bereits 14,000 Leitungen in Nordamerika vorhanden.

Nachdem Bell auf sein Telephon ein Patent genommen hatte, tauchten verschiedene Erfinder auf, welche ihm die Priorität streitig machen wollten, und mit denen er erst prozessiren mußte. Das Gericht wies jedoch alle Ansprüche ab, so auch die von Elisha Gray, der allerdings ziemlich gleichzeitig mit Bell einen elektrischen Fernsprecher (Fig. 6) konstruirte, der jenem auch ganz ähnlich war. Besonders funktionirte dieser Apparat auch unter dem Einflusse von Widerstandsveränderungen einer in den telephonischen Stromkreis eingeschalteten Flüssigkeit, wie Bell dies in seinem ersten Entwurfe gleichfalls ausgeführt hatte. Bemerkenswerth ist dabei, daß bereits 1865 Yeates mit dem Reisschen Apparat in der Weise Versuche angestellt hatte, daß er zwischen die an der Membran befindlichen Kontakte einen Wassertropfen brachte, um die Wiedergabe gesprochener Laute zu verbessern.

Man suchte nun zunächst dem Fernsprecher durch An-

wendung von Hufeisenmagneten an Stelle der Stabmagnete eine größere Lautwirkung und stärkere Wiedergabe der Worte zu verleihen, was namentlich Dr. W. v. Siemens gelang, dessen Fernsprecher gleichzeitig die bei allen früheren Konstruktionen erforderlichen besonderen Anrufapparate entbehrlich machte. Wegen seiner kräftigen Wirkung, die

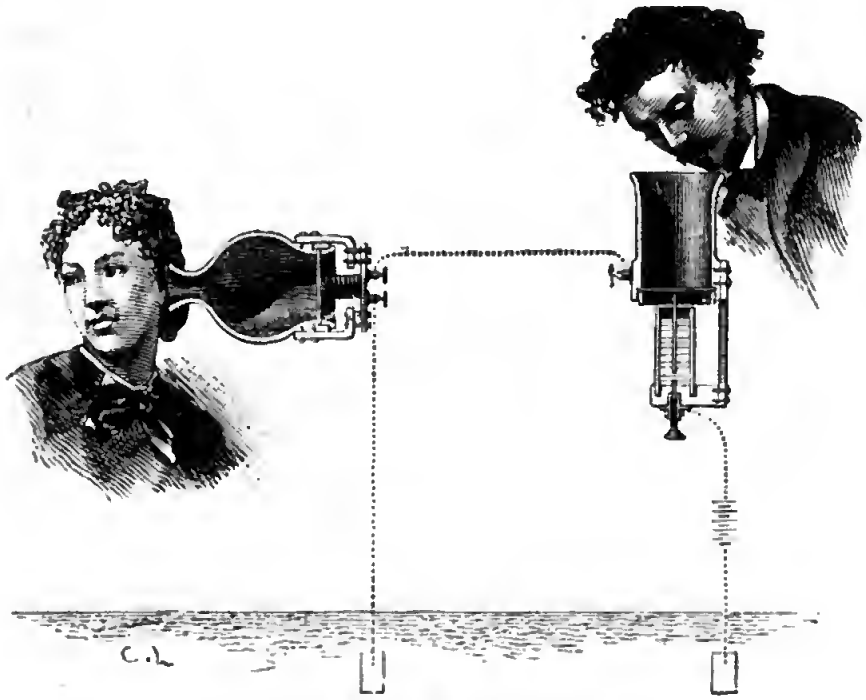


Fig. 6. Elisha Gray's Telephon.

ihn zur Verwendung als gebender wie als empfangender Apparat gleich geeignet machte, fand der Siemens'sche Apparat namentlich im deutschen Telephondienste die umfassendste Anwendung.

Den nächsten großen Fortschritt im Telephonwesen bildeten Edison's Kohlentelephon (Fig. 7) und Professor Hughes' Mikrophon, welche beide auf dem gleichen physikalischen Gesetze beruhen, so daß wir uns auf die Beschreibung des letzteren beschränken können.

Allen bisherigen Fernsprechern haftete der Uebelstand an, daß die elektrischen Ströme außerordentlich schwach

waren und noch weitergehende Schwächungen, wie ſie das Durchfließen langer Leitungen mit ſich bringt, nicht zu ertragen vermochten, ohne daß die wiederzugebenden Worte faſt unverſtändlich wurden. Da ſchlug im Jahre 1878 der amerikaniſche Profeſſor David Eduard Hughes, der

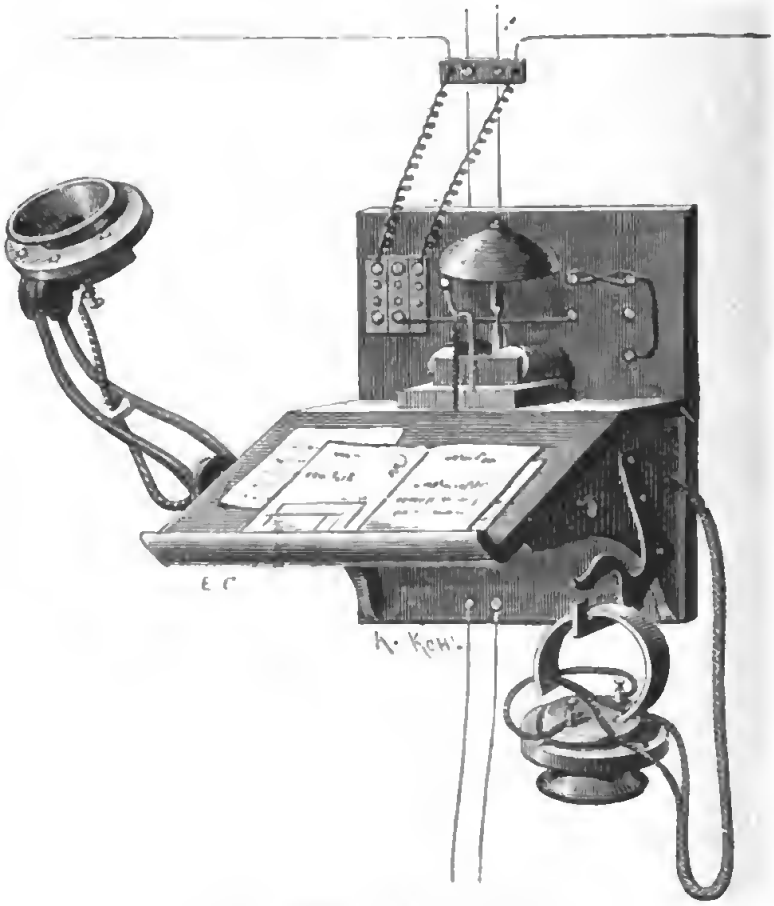


Fig. 7. Ediſon's Kohlentelephon.

Erfinder des bekannten Typendruck-Telegraphenapparates, vor, einen von ihm konſtruirten und „Mikrophon" genannten Apparat, der ſelbſt ganz ſchwache Geräuſche, welche direkt keine Einwirkungen auf unſere Gehörnerven üben können, vernehmbar macht, auf die Telephonie anzuwenden. Hierdurch wurde es erſt möglich, trotz der Schwächung des Stromes doch auf große Entfernungen zu telephoniren.

Bei der einfachſten Form des Mikrophons ſind zwei

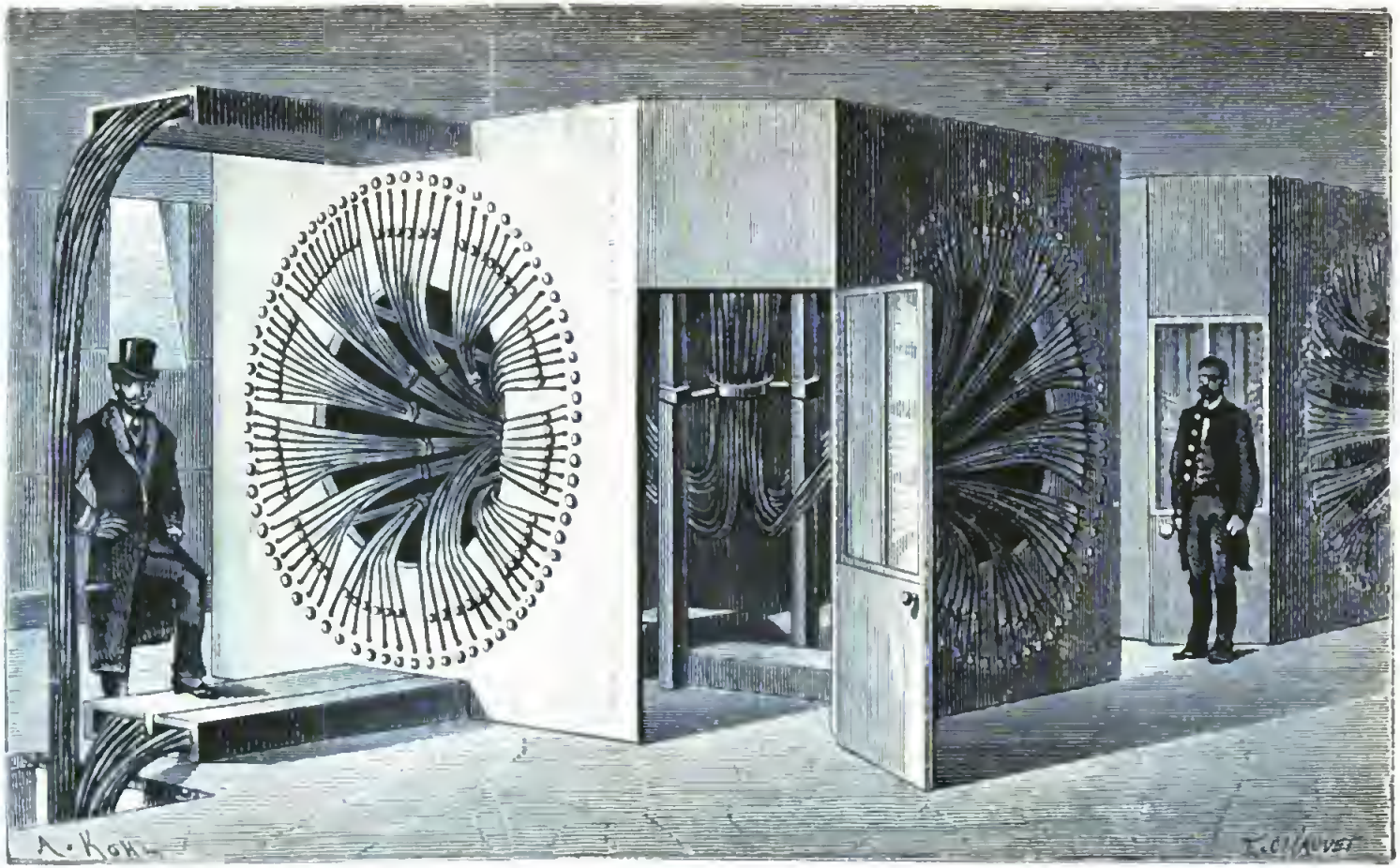


Fig. 8. Erste Anordnung der Drähte im Kellergeschoß der Pariser Centralstelle der „Compagnie des Téléphones“.

Resonanzbrettchen in einem rechten Winkel zu einander befestigt. An dem aufrecht stehenden Brettchen sind oben und unten zwei Kohlenstückchen angebracht, von denen das obere unten und das untere oben eine Vertiefung hat, zwischen denen ein an beiden Enden zugespitzter, senkrecht stehender Kohlenstab lose eingefügt ist. Von dem oberen Kohlenstückchen geht ein Leitungsdraht zum Kohlenpol einer konstanten Batterie und dann von ihrem Zinkpol weiter bis zu einer Polklemme des Telephons, während das untere Kohlenstückchen mit der anderen Polklemme des Fernsprechers in unmittelbarer Verbindung steht.

Wenn man nun gegen den senkrechten Kohlenstab oder das Brettchen, hinter dem er angebracht ist, spricht, oder beide nur ganz leise berührt, so wird dadurch die ganze Vorrichtung in Schwingungen gesetzt. Infolge dessen tritt der Kohlenstab bald inniger, bald loser mit den beiden Kohlenstückchen, zwischen denen er eingefügt ist, in Kontakt. Dementsprechend ändert sich aber der Widerstand an den Berührungsstellen und damit auch die Stromstärke, wodurch in gleicher Weise wie bei den Kohlen-Fernsprechapparaten Edison's und seiner Nachfolger in den Verbindungsdrähten undulatorische Ströme erzeugt werden.

Hiermit ist die natürlich nur in ganz allgemeinen Zügen gehaltene Geschichte des Fernsprechers eigentlich abgeschlossen, denn alle neueren Apparate sind nur Ergänzungen und Verbesserungen der vorstehend beschriebenen. Zumal die durch das Mikrophon bewirkte Tonverstärkung hat zu den verschiedensten Konstruktionen, die auf seine Vervollkommnung abzielten, den Anlaß geboten, welche aber alle nur in der Form und Anordnung abweichen. In Amerika sind namentlich die sogenannten Kohlenpulvermikrophone verbreitet, während in Europa das Ader'sche Mikrophon bevorzugt wird. In Deutschland sind für die städtischen Telephone

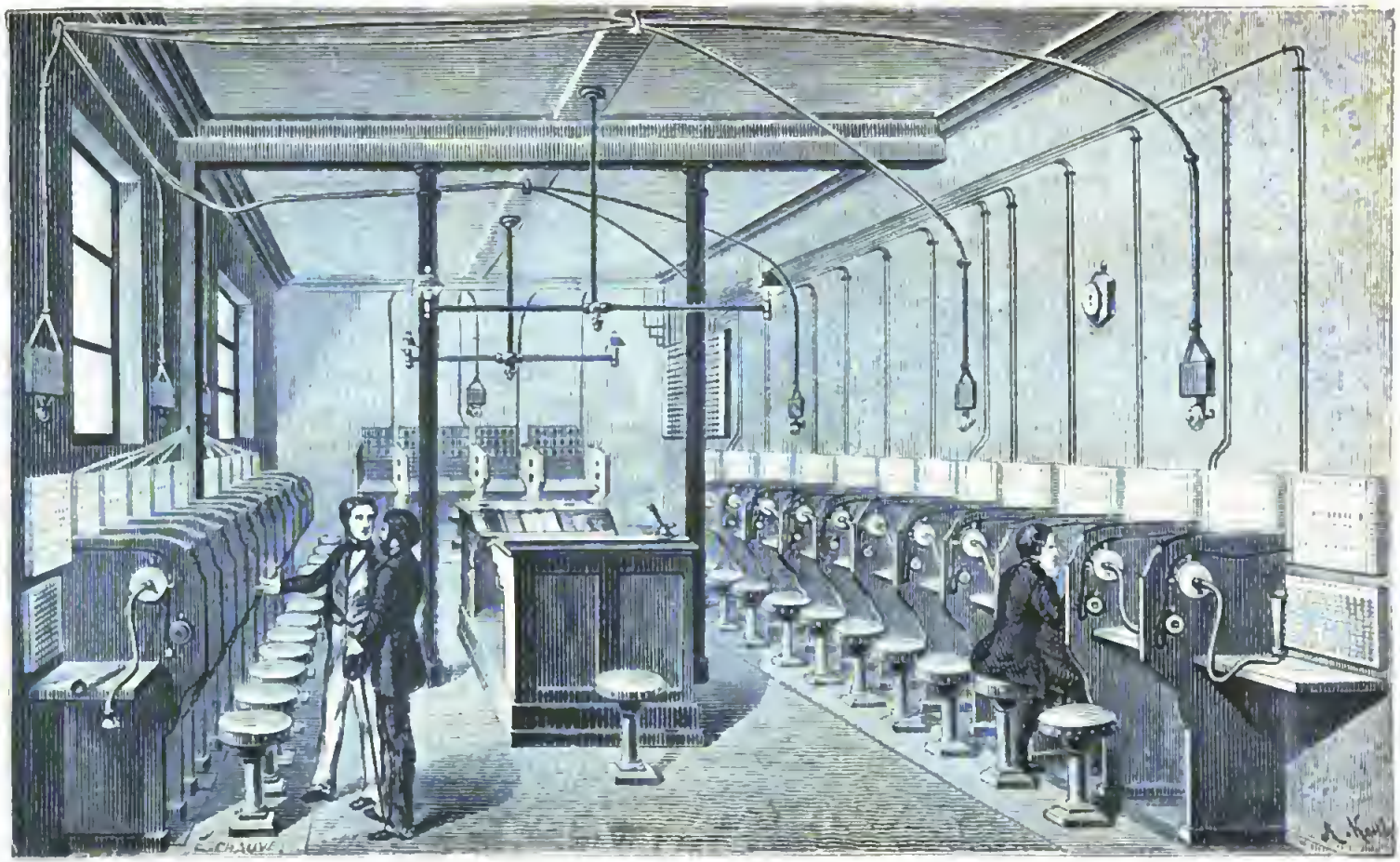


Fig. 9. Apparate nach Gower'schem System in einer telephonischen Centralstelle früherer Jahre.

wie für den Fernverkehr ausſchließlich Mikrophone als Tongeber eingeführt.

Um nun auf telephoniſchem Wege in die Ferne ſprechen zu können, muß man deren zwei durch eine Doppelleitung verbinden. Bei kleinen Anlagen genügt der ſogenannte Telephondraht, der aus zwei einzelnen iſolirten und dann zuſammen überſponnenen Kupferdrähten beſteht. Für weitere Entfernungen verwendet man neuerdings ausſchließlich Phosphorbronze- und Siliciumbronzedrähte.

Bei allen Anlagen für größere Entfernungen benutzt man nur eine oberirdiſche Leitung, behufs der Rückleitung dagegen die Erde. In die oberirdiſchen Leitungen ſchaltet man ſogenannte Blitzfänger ein, um die Apparate bei eintretendem Gewitter vor Blitzſchlägen zu ſchützen.

In den größeren Städten geht man neuerdings mehr und mehr zur gänzlich unterirdiſchen Führung der Fernſprechleitungen über, wobei die iſolirten Kabel in Röhren gebettet werden.

Trotz aller Abweichungen im Einzelnen iſt die Einrichtung im Allgemeinen doch immer die, daß von einer Centralſtelle aus Leitungen nach den Wohnungen aller Theilnehmer gehen und dort mit Fernſprechapparaten in Verbindung gebracht werden. Auf der Centralſtelle, dem Vermittelungsamt, dagegen befinden ſich Vorrichtungen, welche die beliebige Verbindung der Leitungen untereinander geſtatten. Dadurch haben die Abonnenten die Möglichkeit, ſowohl mit jedem anderen Theilnehmer ſich unmittelbar telephoniſch zu unterhalten, als auch dem Vermittelungsamt Nachrichten zur Weiterbeförderung zu übermitteln.

Es wird raſtlos daran gearbeitet, dieſe Einrichtungen weiter zu vervollkommnen und immer noch praktiſcher zu geſtalten — mit welchem Erfolge, das wird auch dem Laien klar, wenn er die Centralſtellen von heute mit denen vor zehn und fünfzehn Jahren vergleicht. Um dies

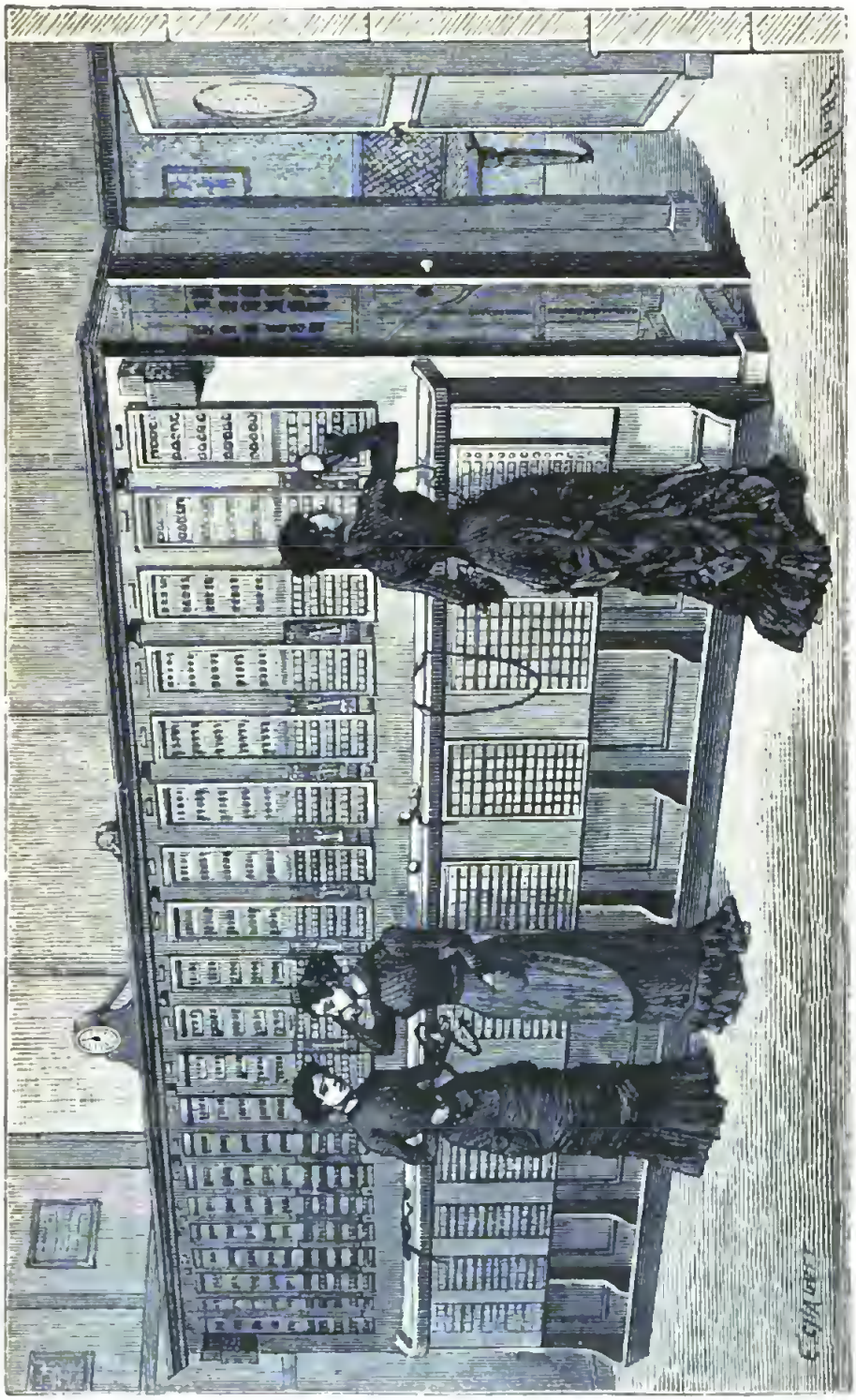


Fig. 10. Centralstelle mit Klappenschränken.

wenigstens einigermaßen zu veranschaulichen, zeigt uns Fig. 8 die Art und Weise, wie bei der Anlage der Pariser Centralstelle der „Compagnie des Téléphones“ die Anordnung und Leitung der immer in Bündeln zu je sieben Stück vereinigten Drähte im Kellergeschoß geschah, die von hier einerseits zu den Häusern der Abonnenten und andererseits zu dem Centralbureau im ersten Stock, wo die Umschaltungen erfolgen, geleitet wurden.

Fig. 9 zeigt uns das Innere eines solchen Centralbureaus aus der ersten Zeit des Fernsprechwesens zu Ende der siebziger Jahre. Die Apparate waren nach dem System Gower konstruirt; jeder Beamte hatte einen kleinen Verschlag für sich, in der er eine bestimmte Anzahl Linien bediente.

Als der Telephondienst eine so ungemein rasche Ausdehnung erfuhr, galt es in erster Linie eine Verbesserung der Umschaltvorrichtungen auf den Centralstellen bezüglich der Schnelligkeit in der Bedienung und der Arbeitsersparniß zu erzielen, und die heutigen Vielfachumschalter genügen in dieser Hinsicht wirklich den weitestgehenden Anforderungen.

Aus derselben Zeit wie die Ansicht des Centralbureaus stammt auch die des Vermittelungsamtes der oben genannten Pariser Centralstelle auf Fig. 10: mit Klappenschränken zu je 50 Leitungen. Jede der mit fortlaufenden Nummern versehenen Klappen fiel durch ein Elektromagnetsystem herunter, sobald ein Theilnehmer mit dem Amt in Verbindung zu treten wünschte. Der dadurch benachrichtigte Beamte (diese Posten wurden schon damals wie noch heute meistens mit Damen besetzt) stellte dann die von ihm begehrte fernere Verbindung mit einem anderen Abonnenten unter Benützung einer leitenden, an jedem Ende in einem Stöpsel endenden Schnur dadurch her, daß er die betreffenden Stöpsel in die Löcher unter den der entsprechenden Leitungen gehörigen Klappen steckte.

In der Gegenwart ist, wie zum Schluß noch angeführt werden möge, das größte Fernsprechnetz der Welt das der Stadt Berlin, welches auch die vollkommensten und allen Fortschritten der Technik stets folgenden telephonischen Einrichtungen jeder Art aufzuweisen hat. Es zählte 1890 bereits 13,800 Sprechstellen mit 29,962 Kilometer Leitung — mehr als alle Städte Frankreichs zusammen.

Mannigfaltiges.

Die verhängnißvolle Pelzmütze. — Im Januar 1848 herrschte zu Paris eine große Kälte. In der Miethskaserne eines Arbeiterviertels wohnte vier Treppen hoch der Arbeiter Boutot mit seiner Frau und vier Kindern. In der engen Wohnung dieser Familie machte sich die Kälte um so fühlbarer, als weder Heizmaterial, noch Geld, solches zu kaufen, vorhanden war. Boutot war bis vor wenigen Wochen Arbeiter in einer Fahnenfabrik gewesen. Seitdem sich aber in allen Schichten der Bevölkerung eine revolutionäre Stimmung bemerkbar machte, hatte die Fabrik den größten Theil ihrer Arbeiter entlassen müssen. So war auch Boutot mit seiner Familie in das äußerste Elend gerathen.

Schon am frühen Morgen war er wie gewöhnlich ausgegangen, um sich nach Arbeit umzusehen. Da er einen Winterrock nicht mehr besaß, knöpfte er den schäbigen Rock fest zu, setzte die noch schäbigere Pelzmütze auf, die er vor Jahren in einem Trödelladen gekauft hatte, und verließ zähneklappernd die Wohnung. Er kam vor den Tuilerien vorüber. Dort hatte sich, wie immer, wenn der König zu Hause war, eine große Menschenmenge versammelt. In diesen Tagen kurz vor der Revolution diente der unglückliche Louis Philipp zum Gespötte des Volkes. Wenn der Pöbel es befahl, mußte er an's Fenster treten, sein Haupt entblößen und sogar ein nationales Lied anstimmen. Man kann sich denken, daß die Königstreuen über diese unwürdigen Scenen höchst erbittert waren, und mit Hilfe zahlreicher Beamten in Civil häufig Gegendemonstrationen in Scene setzten. So auch heute, und als Boutot erschien, war bereits eine feierliche Keilerei im Gange,

bei der die Königstreuen ſiegten. Nun wurde gerufen: „Hüte ab!“ und Allen, die die Kopfbedeckung nicht abnahmen, wurde ſie vom Kopfe geſchlagen. Auch Boutot's Pelzmütze flog, ehe er ſich deſſen verſehen konnte, herunter, und zugleich erhielt er einen Stoß gegen die Stirne, daß ihm grün und blau vor den Augen wurde. Trotzdem gab er den Stößen, welche ihn entfernen wollten, nicht nach, er bückte ſich, um zwiſchen den Beinen der Umſtehenden nach ſeiner Pelzmütze zu ſuchen. Bald fühlte er ſie zwiſchen ſeinen Fingern, packte ſie feſt und lief davon. Als er ſie aber aufſetzen wollte, merkte er, daß es nicht die ſeine war, ſondern eine ganz neue ſchwarze Biſonmütze, und an der einen Seite befand ſich ein kleiner, gelber Stern von Metall.

Boutot beſann ſich nicht lange, er ſah ein, daß es das Beſte ſei, zurückzukehren, um den Beſitzer der Pelzmütze ausfindig zu machen und die ſeine wieder zu erlangen. Er erhielt dann ſicherlich eine gute Belohnung, und die konnte er brauchen. Er eilte ſo ſchnell wie möglich zurück, um den Beſitzer der Pelzmütze zu ermitteln, aber die Menſchenmenge hatte ſich inzwiſchen zerſtreut, und man ſah nur die Wachtpoſten hin und her marſchiren. Langſam wanderte er weiter, dabei überlegend, was wohl nun zu thun ſei. Als er an der Notre-Dame-Kirche vorbeikam, kam ihm der Gedanke, einzutreten und von der heiligen Jungfrau Hilfe in ſeiner Noth zu erflehen. Dies that er und ſetzte dann ſeinen Weg fort. Kaum war er einige Schritte gegangen, als ein fein gekleideter Herr auf ihn zutrat und ihm mit den Worten: „Guten Morgen, Kamerad!“ ein Goldſtück in die Hand drückte und dann, ohne einen Gegengruß oder Dank abzuwarten, weiter ging.

Boutot eilte dem Herrn nach und fragte, ob hier vielleicht ein Irrthum vorliege.

„Unſinn,“ erwiederte dieſer unwirſch, „haben Sie es nicht ſelbſt ſo gewünſcht?“

Der Herr eilte ſofort weiter und war ſchon nicht mehr in Sicht, als Boutot den Sinn der Antwort gefaßt hatte. Allerdings hatte er ſich ja Geld gewünſcht, und die heilige Jungfrau darum gebeten; aber wer ſollte denken, daß ſie ihn ſo ſchnell erhören würde?

Schon berechnete er, ob es ſich nicht lohnen würde, wieder in

die Kirche zurückzukehren und noch um ein paar Goldstücke zu beten, als ein zweiter Herr rasch auf ihn zutrat und ihm wieder mit den Worten: „Guten Morgen, Kamerad!“ eine Banknote in die Hand drückte. Diesmal war es eine Hundertfrankennote. Boutot steckte sie in die Tasche und setzte überrascht und betäubt seinen Weg fort. Einer weiteren Ueberlegung über das Herkommen und die Verwendung des Geldes wurde er dadurch überhoben, daß ein Dritter und Vierter ihm mit denselben Worten Geldstücke in die Hand drückte und ebenso rasch verschwand, wie seine Vorgänger. Etwa alle zwanzig Schritte wurde er mit solcher Geldspende bedacht, und das hörte erst dann ganz plötzlich auf, als die Thurmuhr der Notre-Dame-Kirche Zwölf zu schlagen anhob.

Boutot war sein Leben lang ein ehrlicher Mensch gewesen; er hätte die Geldspenden gewiß nicht angenommen, wenn er nicht davon überzeugt gewesen wäre, es käme Alles direkt vom Himmel. Daher überlegte er ohne weitere Gewissensskrupel, wie er das Geld am besten verwenden könne. Zunächst besuchte er den Metzger und Bäcker, um Lebensmittel einzukaufen, dann holte er warme Winterkleider für die Kinder, und endlich sprach er bei einem Arzte vor, dem er das Versprechen abnahm, sobald als möglich zu seiner kranken Frau zu kommen. Freudigen Herzens eilte er dann seiner Wohnung zu.

Dort erregte sein Kommen großen Jubel. Bald flackerte ein lustiges Feuer im Ofen, auf dem Tische standen die Speisereste, welche die gesättigten, nunmehr froh spielenden Kinder übrig gelassen, und am Bette stand die Medizin, die der Arzt der kranken Frau verordnet hatte. Boutot selbst lag träumend und behaglich seine Pfeife rauchend in dem alten Lederfessel.

Plötzlich pochte es an die Thüre. „Herein!“ rief Boutot.

Der Hausmeister Berie trat ein und sagte: „Ich komme nur, um Ihnen meine Glückwünsche zu bringen. Sie haben doch in der Lotterie gewonnen, nicht wahr?“

„Dos geht Sie nichts an,“ erwiederte Boutot.

„Erlauben Sie, ich spreche davon nur deshalb, weil der Polizeikommissar unseres Viertels sich angelegentlich darnach erkundigt hat, welchem günstigen Umstande Sie diesen Aufschwung

Ihrer Verhältniſſe verdanken. Allerdings wäre ich wohl im Stande, dem Poliziſten die nöthigen Aufklärungen zu geben, ſo daß Sie nichts zu befürchten hätten. Ich würde das natürlich aus reiner Freundſchaft für Sie thun, aber Sie müßten ſich erſt dieſe Freundſchaft zu erwerben ſuchen."

Boutot drückte ihm ſchweigend ein Fünffrankenſtück in die Hand, worauf ſich der Hausmeiſter entfernte. Aber in den nächſten Tagen kehrte er mehrmals wieder, immer mit der Polizei drohend, und Boutot mußte ſich die Erpreſſung gefallen laſſen, bis endlich ſeine Barſchaft zu Ende war. Das erklärte er dem Hausmeiſter. Berie aber erwiederte grinſend, daß dieſes gar nichts auf ſich habe, man würde ſchon ſo einig werden. Bei dieſen Worten nahm er die neue Pelzmütze vom Haken, ſetzte ſie ſich auf und entfernte ſich.

Herr Berie konnte es gar nicht erwarten, bis es Abend wurde und er ſeine Stammkneipe aufſuchen durfte. Er koſtete ſchon im Voraus die Ausrufe der Bewunderung, welche die ſchöne Pelzmütze hervorrufen würde. Endlich kam die Zeit heran, und Berie ſchritt die Straße hinab. In Gedanken verſunken, beachtete er es nicht, daß an einer Straßenecke mehrere Geſtalten auftauchten, welche ihm auf dem Fuße folgten. Erſt als bei weiterem Fortſchreiten ihm mehrere andere Männer entgegen traten, und die hinter ihm Hergehenden ausriefen: „Das iſt der Spitzbube!" wandte Berie ſich um. Aber ſchon hatten ihn derbe Fäuſte gepackt und es ſausten zahlreiche Hiebe auf den ahnungsloſen Hausmeiſter hernieder. Nach wenigen Minuten waren ſämmtliche Angreifer verſchwunden, während Berie zerſchlagen und blutend auf dem Straßenpflaſter lag. Mitleidige Menſchen ſchafften ihn in ſeine Wohnung, woſelbſt er mehrere Wochen auf dem Krankenlager zubrachte.

Inzwiſchen begannen die Barrikadenkämpfe in den Straßen, und es war nicht ungefährlich, die Häuſer zu verlaſſen. Schlimm war es daher für Boutot, daß er ſich genöthigt ſah, infolge einer Verſchlimmerung der Krankheit ſeiner Frau den entfernt wohnenden Arzt zu rufen. Er mußte längs der Barrikaden gehen, und plötzlich packte ihn ein an den Befeſtigungen bauender langer Kerl und zwang ihn, an den Arbeiten theilzunehmen.

Kaum befand ſich Boutot auf der Barrikade, als Truppen heranmarſchirten. Boutot hatte nur den einen Gedanken, ſich davon zu machen. In ſeiner Verzweiflung faßte er den Plan, ſich unter die Truppen zu miſchen und deren Hilfe anzuflehen. Und er führte dieſen Plan aus, gerade als die Soldaten ſich bereit machten, die Barrikade zu erſtürmen und die erſten ſchon dieſelbe erſtiegen. Aber in ſeiner blinden Angſt und Haſt ſtürzte er einen Soldaten, der beinahe ſchon oben war, herab.

Sowohl von den Revolutionären als von den Soldaten wurde Boutot's Ungeſchick als ein Bravourſtück angeſehen, durch welches er die Soldaten mit Hintanſetzung ſeines Lebens an der Eroberung der Barrikade hindern wollte. Die Empörer, dadurch ermuthigt, wehrten ſich wie die Löwen, während der tapfere Boutot durch den Kolbenſchlag eines Soldaten niedergeſchlagen wurde.

In dieſem Augenblick erſchien ein Offizier der Garde zu Pferde, eine weiße Fahne emporhaltend. Die Feindſeligkeiten wurden eingeſtellt, und man erfuhr, daß König Louis Philipp die Flucht ergriffen habe, und daß im Parlament die Republik proklamirt ſei. Als Boutot zur Beſinnung kam, fand er ſich mit verbundenem Kopfe auf dem Sopha einer Weinſchänke liegen. Er bemerkte, daß an dem vor dem Sopha ſtehenden Tiſche mehrere Männer in Bluſen ſaßen und erkannte ſie als Diejenigen, die mit ihm zuſammen auf der Barrikade geſtanden hatten.

„Wie war denn eigentlich die Geſchichte mit Regnier?" fragte einer der Männer.

„Nun, Du weißt doch," erwiederte ein Anderer, „daß er in den Vorſtand des Republikanerbundes gewählt worden iſt. Regnier iſt der Redakteur eines kleinen Familienblattes, welches gänzlich tendenzlos iſt. Es wurde beſchloſſen, Waffen für die Barrikadenkämpfe anzuſchaffen, die Gelder ſollte Regnier einkaſſiren. Da der Verleger und die anderen Redaktionsmitglieder nichts von der Sammlung wiſſen durften, erſann man Folgendes: Regnier oder ſein Stellvertreter ſollte an den Vormittagen zwiſchen zehn und zwölf Uhr die Notre-Dame-Straße auf und ab gehen. Da er den Mitgliedern perſönlich nicht bekannt war, ſollte er an ſeiner Kopfbedeckung einen goldenen Stern tragen. Während des

Spazierganges ſollten ihm dann die Mitglieder des Bundes mit den Worten: ‚Guten Morgen, Kamerad!‘ die Geldbeiträge in die Hand drücken. Regnier wollte dann über die einzelnen Summen in ſeinem Familienblatte quittiren, indem er unter den Räthſelauflöſungen mit den einleitenden Worten: ‚Richtige Löſungen ſandten ein‘ — die einzelnen Beträge neben fingirte Namen ſetzte. Als nun die betreffende Nummer des Blattes erſchien, fehlten dieſe Quittungen gänzlich. Regnier, darüber befragt, erwiederte, er hätte ſeine Pelzmütze nebſt goldenem Stern in einem Gedränge verloren. Da aber zahlreiche Mitglieder an einen Mann mit Pelzmütze und Stern gezahlt hatten, ſo nahm man an, daß dieſer das Geld unterſchlagen hätte, und als man ihn eines Abends auf der Straße wahrnahm, fiel man über ihn her und ſetzte ihm derartig zu, daß er wohl für längere Zeit genug haben wird.“

Der Erzähler ſchwieg. Boutot war von dem Vernommenen ſo ſehr erregt, daß er ſeines Zuſtandes ungeachtet ſich aufrichtete und ſchrie: „Berie iſt unſchuldig. Aber es geſchieht ihm Recht!“

„Ha, unſer wackerer Barrikadenkämpfer!“ rief der Erzähler. „Aber was wiſſen Sie von der Mützengeſchichte?“

Boutot erzählte nun ſeine Erlebniſſe. Schließlich bat er, man ſolle ihm verzeihen, daß er das Geld im guten Glauben verbraucht habe, er werde es, ſobald er wieder Arbeit habe, zu erſetzen ſuchen.

Einer der Bluſenmänner erhob ſich.

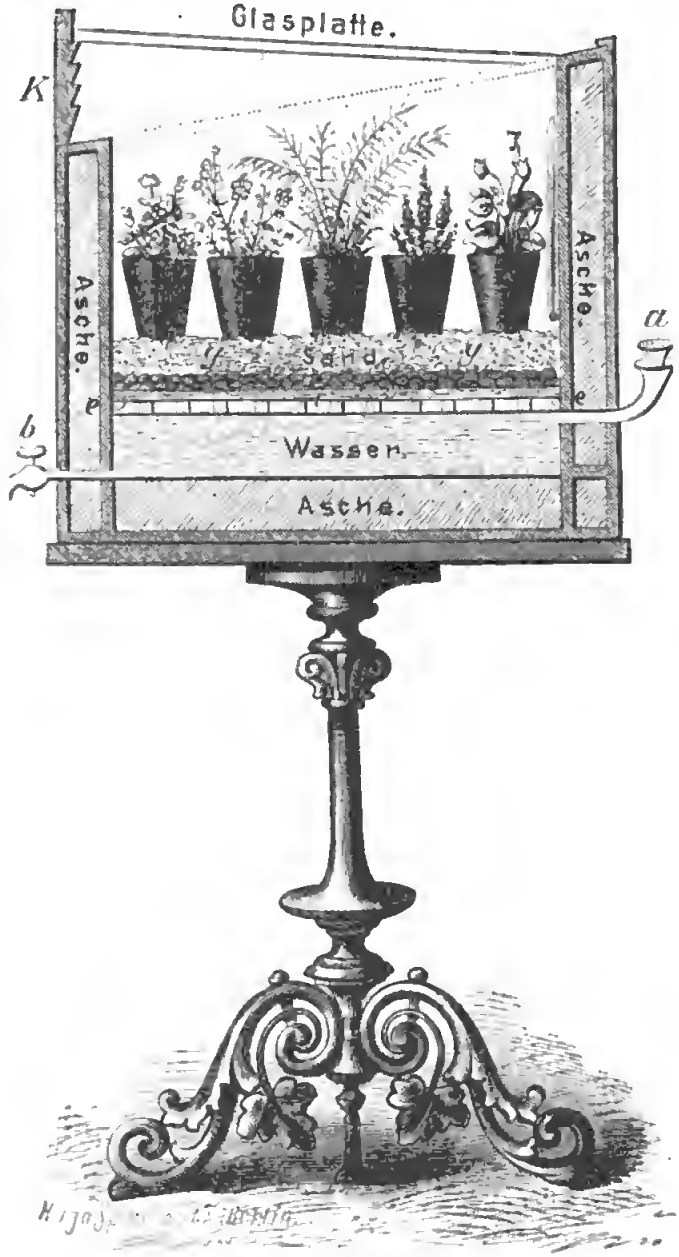
„Kameraden,“ ſprach er, „der Zweck, dem die Gelder dienen ſollten, iſt erreicht, ich glaube im Namen Aller darüber quittiren zu können. Aber damit iſt es nicht genug. Unſer Held, dem Mancher hier ſein Leben verdankt, befindet ſich mit ſeiner Familie wieder in Noth. Veranſtalten wir eine Tellerſammlung.“

Der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall. Boutot's Kopfwunde war nicht bedeutend, er konnte, eine hübſche Summe Geld in der Taſche, bald nach Hauſe gehen. Die Fahnenfabrik, bei welcher er angeſtellt war, erhielt jetzt ſo viele Beſtellungen auf republikaniſche Banner, daß er dort ſeine Arbeit wieder aufnehmen konnte, und für ihn und ſeine Familie brach nun eine glücklichere Zu-

kunſt an. Und daran war in erſter Linie die verhängnißvolle Pelzmütze ſchuld. M. H..r.

Ein Treibhaus im Zimmer zu beſitzen, iſt ſicherlich der lebhafte Wunſch vieler Blumenfreunde, deren Dank wir uns zu erwerben glauben, wenn wir ihnen eine praktiſche Anweiſung zur Herſtellung eines ſolchen geben. Man laſſe ſich vom Klempner einen Kaſten aus Zinkblech anfertigen, der gegen 60 Centimeter lang und 40 Centimeter breit bei 6½ Centimeter innerer Weite iſt, und ſowohl doppelte Wände, als auch einen doppelten Boden hat. Man kann ihn, will man kein eigenes Fußgeſtell dafür fertigen laſſen, auf jeden Blumentiſch ſtellen. Auf der einen Seite wird ein Trichter (a auf unſerer Abbildung) zum Waſſereinfüllen, auf der anderen ein Hahn (b) zum Ablaſſen des Waſſers angebracht. Oberhalb des Trichters ſind an den Wänden hölzerne Querleiſten (e—e) anzubringen, auf denen ein Roſt von Holzſtäbchen (c) ſo ruht, daß zwei ſich kreuzende Lagen ſich übereinander befinden. Auf dieſen Roſt kommt zuerſt eine 5 Centimeter hohe Holzkohlenſchicht und auf dieſe wiederum eine etwas höhere Lage Sand. Füllt man nun den Boden des Kaſtens mit heißem Waſſer, ſo ſtrahlt deſſen Wärme nach oben aus, ſtrömt zwiſchen dem Roſt und der loſen Kohlen- und Sandſchicht durch und erwärmt die darüber befindliche Luft. Um dieſe Wärme dauernd zu erhalten, müſſen die Räume zwiſchen den Doppelwänden und dem doppelten Boden mit Aſche gefüllt ſein. Die geſammte Bodenſchicht iſt etwa 24 bis 26 Centimeter hoch, die Höhe der Topfpflanzen beträgt 15 Centimeter, die des ganzen Kaſtens etwa 40 Centimeter. Obenauf legt man einfach eine Platte Fenſterglas und bewirkt die Lüftung mittelſt eines aufgeſetzten Stellholzes (K). Es läßt ſich jedoch ſtatt der Glasplatte leicht auch ein paſſender, vielleicht 24 Centimeter hoher Glaskaſten aufſetzen, um auch höher ſprießende Pflanzen unterbringen zu können. Die Blumentöpfe ſind mit geſiebter Gartenerde zu füllen. Am beſten bringt man im Februar die Sämerien darauf und bedeckt ſie entſprechend mit fein geſiebter Erde, die mittelſt eines Waſſerſtäubers anzufeuchten iſt. Alsdann füllt man den Kaſten mit heißem Waſſer und regelt nun die Wärme nach Angabe des eingehängten Thermometers durch Ablaſſen, Nachfüllen des Waſſers und Lüften. Wird der

Kaſten Morgens und Abends mit heißem Waſſer gefüllt, ſo behält das Treibhäuschen bei einer Zimmertemperatur von nur



Zimmertreibhaus.

8 Grad Wärme eine mittlere Temperatur von 13 bis 14 Grad. Die Glasklappe halte man möglichſt geſchloſſen; wenn ſich auf dem Erdreich aber Schimmelpilze zeigen, ſo muß man lüften, worauf ſie bald verſchwinden werden. Bei geſchloſſener Glas-

platte genügt einmaliges Begießen für längere Zeit. Die bald aufgehenden einheimiſchen Pflanzen nimmt man um Mitte Mai heraus, ſetzt ſie zuerſt zwiſchen ein Doppelfenſter und im Juni auf einen ſchattigen Balkon. In das Treibhaus bringt man dann Gloxinien, Tydäen, Orchideen und alle empfindlichen Trockenpflanzen, die in der trockenen Zimmerluft immer ſehr bald ihre ſchönen Blüthen einbüßen, die ſich aber ſo ganz vortrefflich halten.

F. R.

Dreihundert Pfund für eine Cigarre. — Von Oberſt Pierſon, einem exzentriſchen Millionär aus Kalifornien, welcher unter anderen extravaganten Streichen auf ſeinen Reiſen ſich bei einem Beſuche des Vatikans auf den Thron des Papſtes ſetzte und dieſen Spaß theuer bezahlen mußte, wird folgendes Stückchen erzählt: „Eines Tages zündete er während der Fahrt auf einem engliſchen Flußdampfer eine Cigarre auf dem Verdecke an, als ihm der Kapitän in höflichen Worten bemerkte, daß das Rauchen gegen die geltenden Anordnungen verſtoße. Der Oberſt fand kein Behagen daran, ſich in dem Bilden kräuſelnder Rauchwölkchen geſtört zu ſehen, und begab ſich nach einer anderen Stelle, wo er wieder herzlich darauf losdampfte. Daraufhin gab ihm der Kapitän nochmals, aber in entſchiedenerem Tone, die Weiſung, ſich des Rauchens zu enthalten.

„Ich muß rauchen," ſagte der Oberſt, „ich will Euch das Boot abkaufen. Was koſtet es?"

„Habe keine Vollmacht, es zu verkaufen," erwiederte der Kapitän.

„So kann ich es doch für die Reiſe miethen," meinte der Oberſt, „ſagt, was wollt Ihr dafür haben?"

„Dreihundert Pfund," antwortete der Kapitän.

„Topp, es ſei," ſagte der Oberſt und wandte ſich ſeiner geliebten Havanna zu. Der Handel wurde abgeſchloſſen, und das Geld bezahlt.

„Euere Exzellenz können jetzt das Paſſagiergeld, das Ihnen gehört, einſammeln laſſen," ſagte der Kapitän, welcher glaubte, er habe es mit einem inkognito reiſenden gekrönten Haupte zu thun.

„Lenken Sie Ihr Schiff," ſagte der Oberſt, „und ich will die

Sache mit dem Passagegeld in Ordnung bringen. — Meine Herren und Damen," sprach er dann zu der Menge, die sich staunend um ihn versammelt hatte, „Ihre Fahrt ist bezahlt, und da jetzt meine Anordnungen auf diesem Boote Geltung haben, so können Sie so viel rauchen, als Ihnen gefällt." C. G.

Wie Menschen sterben. — Als die Mutter Goethe's, die humoristische Frau Rath, ihr Ende nahe fühlte, ließ sie, wie es einer guten deutschen Hausfrau zukommt, ihre letzte Sorge die Ehre ihrer Wirthschaft sein. Sie schrieb ihren Mägden noch den ganzen Todtenschmaus bis auf die Weinsorten und die Größe der zu backenden Brezeln vor, indem sie in Bezug auf die letzteren einschärfte: ja nicht zu wenig Rosinen zu nehmen. Eine solche Knickerigkeit, meinte sie, die sie sich im Leben nie habe zu Schulden kommen lassen, würde ihr auch nach dem Tode nur Schande bringen müssen. Da ihre Krankheit so unerwartet und plötzlich kam, geschah es, daß sie noch kurz vorher eine Einladung zu einem Kaffee erhielt. Sie ließ sagen: „Die Frau Rath habe keine Zeit zu kommen, sie müsse alleweil sterben."

Aehnlich, nur frivoler benahm sich die berühmte Schauspielerin Anna Oldfield in London, die im Sterben mit nichts so sehr beschäftigt war, als mit dem Gedanken, daß sie als Leiche häßlich erscheinen könne. Sie befahl sterbend ihrem Kammermädchen, ihr ihre feinsten Spitzen und schönsten Gewänder zu bringen, unter denen sie sich die besten aussuchte, damit man sie für den Sarg damit putze. Ihre letzten Worte waren: „Vergiß auch ja nur die Schminke nicht!"

Die berühmte Sängerin Stöckl-Heinefetter verfiel bekanntlich in Irrsinn, und zwar soll derselbe zuerst bei Gelegenheit eines Konzertes ausgebrochen sein, in dem sie mitwirkte, als sie beinahe schon ganz ihre Stimme eingebüßt hatte. Alle Künstler vor ihr waren durch Beifallsbezeugungen ausgezeichnet worden, als sie gesungen, rührte sich keine Hand. Entsetzt, blaß und verwirrt stieg sie die Tribüne hinab und schwankte in das Versammlungszimmer der Künstler. Als die Thür hinter ihr zugefallen, blieb sie zitternd an allen Gliedern horchend an derselben stehen, und obschon es mäuschenstill im Saale blieb und kein einziges Bravo sich hören ließ, riß sie doch bald die Thür wieder

auf, um mit freundlich ſtierem Blick und geſpenſtiſchem Lächeln geſchmeichelter Künſtlerzufriedenheit die Stufen der Emporbühne noch einmal hinaufzueilen und ſich dort, wie überſchüttet von Beifall, mehrere Male vor dem Publikum zu verbeugen, von dem ein Theil in Gelächter ausbrach, ein anderer von Grauſen ſich durchſchauert fühlte. Seit dieſem Augenblicke ſoll ſie ſich beſtändig vom Applaus des Publikums umwogt geglaubt und auch, als ſie ſtarb, noch Händegeklatſch zu vernehmen gemeint haben.

„Man applaudirt mir! Ich komme!" waren die letzten Worte, die man von ihr vernahm.

Der ſ. Z. berühmte franzöſiſche Tenoriſt Adolph Nourrit ſtarb an der entgegengeſetzten Einbildung. Als er 1839 in der Großen Oper zu Paris geſungen hatte, miſchten ſich unter den Beifall der Menge einige Ziſchlaute. Letztere berührten ſein Ohr ſo empfindlich, daß er ſie nicht wieder los werden konnte; auch in Neapel hörte er in dem jauchzenden Applaus nur ein Ziſchen; dies trieb ihn zur Verzweiflung: er ſtürzte ſich nach der Oper Norma aus dem Fenſter ſeines Hotels und fand einen qualvollen Tod.

Sein Kollege Standigl verlor den Verſtand, weil er plötzlich taub geworden und ſich nicht mehr ſelbſt ſingen hören konnte. Stundenlang ſaß der taube Sänger vor dem Piano und ſang, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Er konnte es nicht faſſen, daß der Ton ſeiner Stimme nicht mehr für ihn ſelbſt vernehmbar und in Takt- und Rhythmusloſigkeit verſchwunden ſein ſollte. In Gram darüber zehrte er ſich auf und verſchied, indem er noch immer verſuchte, ſich ſingen zu hören. C. T.

Eine poſtaliſche Verfügung Friedrich's des Großen. — Im Archive des Berliner Generalpoſtamtes befindet ſich das Original eines königl. Poſtreſkripts vom Dezember 1782, deſſen 19. Abſchnitt (das Verfahren bei Krankheiten betreffend) wörtlich lautet wie folgt: „Sobald ein Poſtmeiſter in Erfahrung bringt, daß ſeines Ortes ſich peſtartige Krankheiten äußern, ſoll er ſich bei dem Magiſtrat und den Medicis fleißig erkundigen und dem Generalpoſtamt Ordre erſtatten. Nächſtdem muß er allen Einwohnern bekannt machen, daß Briefe, ſo ſie zur Poſt geben, vorher in Peſteſſig zu legen, und nur dünne Briefe einliefern, keineswegs aber dicke Packete, als welche man gar nicht annehmen, ſon-

dern verbrennen werde. Die Postbedienten und Postillons müssen sich jedoch zu mehrerer Praecaution der nachbenannten und vom collegium sanitatis in Unserem Edikt vom 29. August 1770 verordneten Praeservatives bedienen: (hier folgt ein Rezept für eine aus elf verschiedenen Kräutern zusammengesetzte Arznei). Von diesem medizinischen Essig sollen sie zur Praecaution Morgens und Abends einen ganzen oder halben Theelöffel voll nehmen, wobei sich ein Jeder eines nüchternen Leibes zu befleißigen hat."

A. Sts.

Der beste Lampenputzer. — Die berühmte Hofschauspielerin Frau Amalie Haizinger pflegte in ihrer liebenswürdigen Weise immer Jedem, wer es auch sei, etwas Angenehmes zu sagen. Bei einem ihrer Gastspiele, das, wie immer, rauschendsten Erfolg gehabt, geschah es, daß sie nach Schluß der Vorstellung alle Mitwirkenden beglückwünschten, welcher Huldigung sich auch das bei dieser Bühne beschäftigte Dienstpersonal anschloß. Ganz zuletzt kam ein unscheinbares, ziemlich schäbig gekleidetes Männchen, das aber doch nicht zurückbleiben wollte.

„Recht schön; aber wer sind Sie denn eigentlich?" fragte mit dem gewinnendsten Lächeln die Gefeierte.

„Ich bin — der — der Lampenputzer," kam die Antwort etwas stotternd heraus. Einen Augenblick schwieg Frau Haizinger, dann aber nickte sie bedeutungsvoll mit dem Kopfe und sagte sehr ernst: „Hören Sie, i' hab' scho' viele Lampenputzer g'sehn, aber so schön wie Sie hat mir no' Keiner die Lampen geputzt!"

Der Lampenputzer fühlte sich durch dieses Lob äußerst geschmeichelt, und sein Antlitz strahlte für den Rest des Abends vor Freude mehr als vorher während der Vorstellung alle seine Lampen zusammen.

D—l.

Billige Zeiten. — Joh. Mich. Koch theilt uns in seiner „historischen Erzählung von dem berühmten Bergschloß Wartburg" (Eisenach) 1710) folgende interessante Notiz mit: Als anno 1490 Burkhardt v. Wolfframsdorf Amtshauptmann auf Wartburg war, ist eine sehr wohlfeile Zeit gewesen, maßen sich in einer unter ihm geführten Rechnung gefunden, daß damals ein Pfund Rindfleisch zween Pfennige, ein Pfund Schweinefleisch vier Pfennige und ein Pfund Hammelfleisch drei Pfennige gegolten habe. —

Bei einem Convivio, so in herrschaftlichen Verrichtungen angestellt worden, ist nach Bericht gedachter Rechnung auffgegangen:

Vor ein Kalb	5	Groschen	2	Pfennige.
Vor ein Stübchen (4 Maß) Landwein	1	„	1	„
Vor 5 Pfund Speck mit Zubehör .	3	„	3	„
Summa	9	Groschen	6	Pfennige.

Dementsprechend sind die Gehälter in damaliger Zeit gewesen, daß z. B. der Kaplan der Wartburg eine jährliche Besoldung von 3 Schock 20 Groschen (8 Thaler 8 Groschen) und der Schulmeister am Frauenberg zu Eisenach eine solche von 4 Schock 26 Groschen 6 Pfennige hatte, während der Gerichtsschreiber gar nur 1 Schock 9 Groschen 3 Pfennige jährlich bekam. G. S.

Seltsames Testament. — Der im Jahre 1853 zu Bern verstorbene Turnlehrer Elias hinterließ ein originelles Testament. Er vermachte nämlich der Stadt nicht unbedeutende Summen zu gemeinnützigen Zwecken, knüpfte jedoch die Bedingung daran, daß sein Skelett im städtischen Museum für Naturgeschichte aufgestellt werde, damit an ihm die wohlthätige Wirkung des Turnens auf den menschlichen Körper erkannt werden könne. C. G.

Gut parirt. — Als der Abbé Beauvais einst nach Versailles berufen wurde, um vor Ludwig XV. zu predigen, erhob er seine Stimme kräftig gegen das lockere Leben mancher Kreise. Der König, welcher keine Lust hatte, diese Anspielungen auch auf sich zu beziehen, wandte sich an den Marschall v. Richelieu mit den Worten: „Nun, Richelieu, mir scheint, der Prediger hat brav Steine in Ihren Garten geworfen?"

„Ja, Sire, entgegnete der Marschall, „und zwar hat er sie mit solcher Wucht geschleudert, daß sie bis in den königlichen Park von Versailles zurückgeprallt sind." G. S.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Unsern Knaben und Mädchen gewidmet!

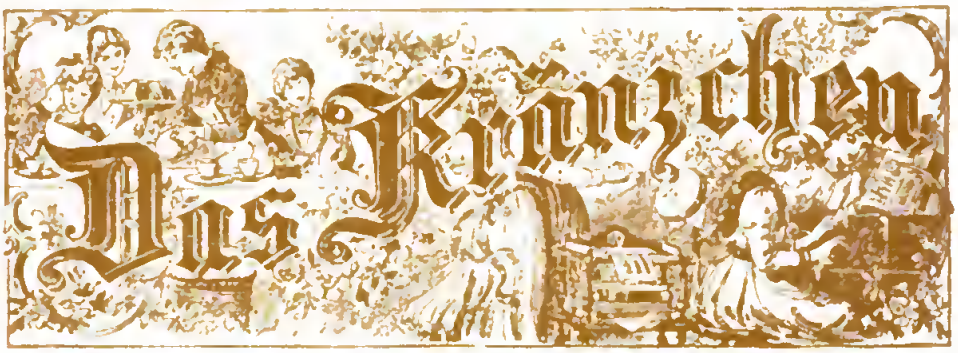
Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I 8 M., Jahrgang II, III, IV, V, VI und VII à 9 M.

Der Gute Kamerad darf sich als den erklärten Liebling der deutschen Knabenwelt ansehen. Seine unendliche Reichhaltigkeit, der helle, frische Ton, in dem er zu seinen Lesern spricht, verbunden mit sittlichem, erzieherisch-m Ernste, haben ihm die Sympathien der Eltern und Kinder erworben, deren er sich heute erfreut.



Illustrierte Mädchen-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I, II, III, IV und V à 9 M.

„Das Kränzchen" ist für unsere Mädchenwelt während ihrer freien Zeit die beste Unterhaltung. Es bietet Erzählungen, Gedichte, Essays, bringt Anweisungen für Malerei-, Stickerei-, Häkel- und andere Arbeiten, gibt Rezepte für Haus, Küche und Keller u. s. w., kurzum das „Kränzchen" kennt und weiß die Bedürfnisse eines jungen Mädchens und trägt denselben in vollem Umfange Rechnung.

Abonnements in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Von Bethlehem nach Golgatha.

Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi

nach den vier Evangelisten.

Mit Bildern von B. Plockhorst,
Vignetten und Ornamenten von R. E. Kepler und F. Wanderer

und mit Gedichten

von

Karl Gerok.

Dritte Auflage. In feinem Prachtband Preis 10 M.

Der erhabene Text mit den tiefempfundenen, glaubensinnigen Gedichten Geroks in Verbindung mit den prachtvollen Bildern Plockhorsts haben das Werk eine freundliche und warme Aufnahme in der christlichen Familie finden lassen und werden dies auch fernerhin thun. Der im Verhältnis zu der überaus schönen Ausstattung sehr mäßige Preis von 10 Mark dürfte die Erfüllung des Wunsches, ein solches Werk im Hause zu besitzen, nicht schwer werden lassen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserm Verlage ist erschienen:

Nach berühmten Mustern.

Parodistische Studien

von **Fritz Mauthner.**

27. Auflage. Preis geheftet 1 Mark 50 Pf.

„Die Skizzen verdanken einer vielleicht allzu gründlichen Vertiefung in die Meisterwerke unserer großen Dichter ihr Entstehen. Es ist eine Neckerei aus Liebe." Dieser Worte des Autors eingedenk, wird Jedermann an den reizenden, humorsprühenden Parodien, die eben jetzt wieder in einer neuen Auflage erschienen sind, großes Vergnügen finden und sie nicht, ohne herzlich gelacht zu haben, aus der Hand legen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Die

Erzählungen des Schiffsarztes

und andere Novellen

von

Hugo Rosenthal-Bonin.

18 Bogen Oktav. In fa[illegible]

Preis 4[illegible]